

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Hebels rheinländischer Hausfreund**

1898

[urn:nbn:de:bsz:31-262047](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-262047)

Hebel's

Rheinländischer Hausfreund

für das Jahr

1898.



1  
5155

BIB. Nr. 2409

K

98 B 82974, 1898



### Sonnen- und Mondfinsternisse.

Im Jahre 1898 werden 3 Sonnen- und 3 Mondfinsternisse eintreten. Nur die erste Sonnenfinsternis und die 3 Mondfinsternisse können in unserer Gegend theilweise beobachtet werden.

Die 1. Mondfinsternis ist eine partielle und bei uns sichtbar. Die erste Berührung des Schattens findet am 7. Januar um 11 Uhr 57,2 Minuten, die Mitte der Finsternis am 8. Jan. um 12 Uhr 44,7 Min. nachts, die letzte Berührung mit dem Schatten um 1 Uhr 32,2 Minuten statt. Vor der ersten und nach der letzten Berührung des Kernschattens  $1\frac{3}{4}$  Stunden tritt die Einwirkung des Halbschattens ein, der die Mondscheibe mit einem rötlichen Schleier überzieht. Die Größe der Verfinsternung beträgt 0,157 in Teilen des Monddurchmessers. Die erste Berührung des Mondes mit dem Schatten geschieht  $169^\circ$  vom Nordpunkte des Mondes gegen Osten, die letzte  $143^\circ$  gegen West für den direkten Anblick. Dieses Phänomen wird in Asien und auf dem Indischen Ozean, in Europa, Afrika, auf dem Atlantischen Ozean und in Amerika sichtbar sein.

Die 1. Sonnenfinsternis ist eine totale und bei uns aber nur teilweise ganz kurze Zeit wahrnehmbar. Der Beginn der Finsternis auf der Erde überhaupt ist am 22. Januar um 5 Uhr 46,1 Minuten morgens. Die zentrale und totale Phase beginnt um 6 Uhr 48,9 Min. und endigt um 9 Uhr 49,8 Min. morgens. Das Ende der Finsternis überhaupt ist um 10 Uhr 52,6 Min. erreicht. In Karlsruhe geht die Sonne erst um 8 Uhr 11,39 Min. auf und der Austritt des Mondes geschieht daselbst um 8 Uhr 43,38 Min. MZ. und zwar  $114,6^\circ$  vom Nordpunkte der Sonne gegen Osten zu, wobei die Größe der Verfinsternung dort 0,227 in Theilen des Sonnendurchmessers ausmacht. Demnach geht bei uns die Sonne zum Theil verfinstert auf und ist diese Erscheinung nur im mittleren und östlichen Europa, in Afrika mit Ausnahme vom Kapland und der nordwestlichen Spitze, im Indischen Ozean und auf dem Festlande Asiens mit Ausnahme vom Kamtschatka und dem nordöstlichen asiatischen Rußland zu sehen.

Die 2. Mondfinsternis ereignet sich am 3. Juli, ist partiell und bei uns zu beobachten. Der Beginn ist um 8 Uhr 25,6 Minuten abends, die Mitte um 9 Uhr 57,1 Min., das Ende um 11 Uhr 28,6 Min. nachts. Eine Stunde vorher und nachher verschleiert der Halbschatten die Mondscheibe. Der Positionswinkel der ersten Berührung des Kernschattens ist  $49^\circ$  gegen Ost, der Positionswinkel der letzten Berührung  $70^\circ$  gegen West. Die Größe der Verfinsternung ist 0,934, wenn der Monddurchmesser = 1 ist. Der Mond geht an diesem Tage um 8 Uhr 30 Min., also bereits verfinstert auf. Diese Finsternis ist in Asien mit Ausnahme vom Nordosten, in Australien und auf dem Indischen Ozean, in Europa und Afrika, auf dem Atlantischen Ozean und in Südamerika zu verfolgen.

Die 2. Sonnenfinsternis ist eine ringförmige, bei uns aber nicht zu sehen. Sie beginnt am 18. Juli abends 6 Uhr 2,5 Min. und endet um 11 Uhr 11,5 Min. nachts. Im südlichen Theil des Großen Ozeans, der nördlichen Küste von Neuseeland und in Patagonien kann dieselbe beobachtet werden. Die zentrale Finsternis wird überhaupt nur auf dem Meere sichtbar sein.

Die 3. Sonnenfinsternis ist eine partielle und dauert am 13. Dezember von 12 Uhr 37,2 Minuten mittags bis 1 Uhr 19,2 Min. nachmittags; die Größe ist nur 0,025 des Sonnendurchmessers. Die Gegend um den Südpol kann derselben ansichtig sein.

Die 3. Mondfinsternis am 27. Dezember ist eine totale und beträgt 1,385 in Theilen des Monddurchmessers. Die erste Berührung des Halbschattens geschieht um 9 Uhr 26,5 Min. abends, jene des Kern-

schattens um 10 Uhr 39,4 Min. und zwar  $112^\circ$  vom Nordpunkte des Mondes gegen Osten zu. Die totale Verfinsternung fängt 11 Uhr 49,0 Min. nachts an und endigt am 28. Dezember um 1 Uhr 18,4 Min. früh. Die letzte Berührung mit dem Kernschatten ist um 2 Uhr 28,0 Min., mit dem Halbschatten um 3 Uhr 40,9 Min. früh, was das Ende der Finsternis überhaupt ist. Der Positionswinkel des Austritts ist  $265^\circ$ , vom Nordpunkte aus gezählt. Asien und das Indische Meer, Europa wie Afrika, der Atlantische Ozean und Amerika werden den Verlauf beobachten können.

### Der 100 jährige Kalender für das Jahr 1898.

Die Chaldäer und Aegyptier schon sagten nicht bloß den Stunden und Tagen, sondern auch den Jahren einen Regenten zu. In der Schule des Platonismus in Alexandria im 4. Jahrhundert, wie auch mit der Entstehung des Neuplatonismus im 13. und 14. Jahrhundert und über die Reformation und den dreißigjährigen Krieg hinaus blühte die Wetterprognose, aus dem Stande der Gestirne geschöpft. So hatte im Gisterziensertloster Langheim bei Lichtenfels in Oberfranken Abt P. Moriz Knauer ein Observatorium angelegt und 1654 den Prälatenkalender auf Grund langjähriger Beobachtungen verfaßt, welcher heute als „hundertjähriger Kalender“ im Volke fortlebt. Er gruppirt Jahre gleichen Charakters und gab ihnen den alten astronomischen Namen. Im Jahre 1898 regiert die Sonne ☉. Sie ist ein Zentralkörper, um den 8 Planeten, 22 Monde, 420 Asteroiden und Hunderttausende von Kometen schweben. Der wahre Durchmesser derselben ist 1.387.690 km. Die Umdrehung um ihre Axe vollzieht sie in 25 Erdentagen 5 St. und 38 M. Die Erde ist von ihr in der Sonnens. am 2. Juli Nachm. 3 Uhr 151,2 in der Sonnennähe am 2. Jan. Nachm. 2 Uhr 146,3 Mill. Ruom., im Mittel also 149 Mill. Kilom. entfernt. Nach den neuesten Beobachtungen, besonders jener vom 1. Jan. 1889 sind Aufschlüsse über die Sonne gegeben worden. Von außen nach innen trifft man zuerst die Corona, eine gasförmige Umhüllung; unter derselben liegt die Chromosphäre, eine aus Wasserstoff und Metalldämpfen bestehende Atmosphäre der Sonne, welche oft in ungeheuren Massen als Protuberanzen emporgeschleudert wird. Die Photosphäre ist die leuchtende Oberfläche; unter derselben liegt die eigentliche Kugel der Sonne. Von Bedeutung für die Jahreswitterung sind die Sonnenflecken, welche Fabricius, dann der Jesuitenpater Schreiner und Galilaei entdeckten. Aus ihnen konnte die Rotationszeit der Sonne bestimmt werden; Schwabe in Dessau fand, daß sie eine Maximum-Periode von 11,11 Jahren haben. Ihr Einfluß auf Regenfall wurde von Meldrum, auf die Magnetenabel 1845 von Lamont, auf Nordlichter 1865 von Loomis nachgewiesen. Das letzte Maximum war 1894 und reicht noch in das nächste Jahr hinein. Die Regenhäufigkeit ist meistens 1 Jahr später; das letzte Regenmaximum war 1896. Die Sonne rotirt mit ihren Planeten um einen Schwerpunkt, welchen Mädlar in den hellsten Punkt der Pleiadenengruppe legt. Die Alten bildeten die Sonne als einen schönen Jüngling mit Strahlenkrone und fliegendem Mantel ab, auf einer goldenen Quadriga stehend. Die Alchemisten gaben dem Golde das Zeichen der Sonne (☉), wie es heute noch bei Münzrechnungen gebräuchlich ist.

#### Jahreswitterung.

Die Sonnen-Jahre sind trocken und warm.  
Der Frühling ist im April feucht, im Mai schön und trocken.  
Der Sommer heiß mit Gewittern, aber kühlen Nächten.  
Der Herbst angenehm, trocken und schön.  
Der Winter früh aber mäßig kalt.

#### Die vier Jahreszeiten.

Man hat das Jahr in vier Jahreszeiten eingeteilt: Frühling, Sommer, Herbst und Winter.

Der Winter hat bereits im vorigen Jahre begonnen, als am 21. Dezember (1897) die Sonne um 2 Uhr 29,2 Min. nachmittags sich zum Zeichen des Steinbocks neigte.

Der Frühling wird am 20. März um 3 Uhr 9,2 Min. nachmittags eintreten, wenn die Sonne in das Zeichen des Widbers tritt, und somit den Aequator erreicht; Tag und Nacht werden gleich.

Der Sommer nimmt seinen Anfang am 21. Juni um 3 Uhr 25,2 Min. früh. Die Sonne hat das Zeichen des Krebses erstiegen. Es erfolgt der längste Tag und die kürzeste Nacht, dann die Sonnenwende.

Der Herbst beginnt mit dem Eintritt der Sonne in den Aequator und zwar in das Zeichen der Waage am 23. September um 1 Uhr 34,2 Min. früh und erzielt zum zweitenmal Tag- und Nachtgleiche.

Der Winter erfolgt am 21. Dezember abends 8 Uhr 16,3 Min. beim Eintritt der Sonne in das Zeichen des Steinbocks. Es ist der kürzeste Tag und die längste Nacht. Die Sonne steht am tiefsten.

Die Hundstage beginnen am 22. Juli und endigen am 23. August.

# Januar oder Wintermonat.

Wochentage	Protestant.	Katholisch	Mond- Saut.	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres
				Ufg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
1 Samst.	<b>Neujahr</b>	<b>Neujahr</b>		821	438	12 4	217	1/365
1. Proteft.	L.: Flucht nach Aegypten. Matth. 2, 13-23.			Tageslänge: 8 Stund. 17 M.				
Rathol.:	B. d. Rückkehr a. Aegypten. Matth. 2, 19-23.							
2 Sonnt.	<b>2. n. W.</b>	<b>n. Neujahr</b>		821	440	1230	329	2/364
3 Mont.	Gordius	Genovesa, J.		821	441	1258	440	3/363
4 Dienst.	Isabella	Titus B.		821	442	131	536	4/362
5 Mittw.	Erwin	Simeon		820	443	217	633	5/361
6 Donnst.	Ersh. Chr.	<b>Bl. 3 Könige</b>		820	444	311	723	6/360
7 Freitag	Wittekind	Valentin B.		819	445	412	8 4	7/359
8 Samst.	Erhard	Severin		819	446	519	832	8/358
2. Proteft.	L.: D. zwölfjährige Jesus. Lut. 2, 41-52.			Tageslänge: 8 Stund. 27 M.				
Rathol.:	Jesus lehrt 12 Jahre alt. Lut. 2, 42-52.							
9 Sonnt.	<b>3. n. W.</b>	<b>1. n. Epiph.</b>		818	448	629	9 4	9/357
10 Mont.	Paul G.	Agathon, P.		818	449	740	926	10/356
11 Dienst.	Hyginus	Hygin. P. M.		817	451	851	950	11/355
12 Mittw.	Reinhold	Ernst, A.		817	450	10 4	10 1	12/354
13 Donnst.	Hilarius	Beronika, J.		817	452	1119	1017	13/353
14 Freitag	Felix	Felix, Hilar.		816	453	Mrg	1034	14/352
15 Samst.	Joh. Col.	Maurus		816	455	1235	1055	15/351
3. Proteft.	L.: Hochzeit zu Kana. Joh. 2, 1-11.			Tageslänge: 8 Stund. 39 M.				
Rathol.:	Hochzeit zu Kana. Joh. 2, 1-11.							
16 Sonnt.	<b>4. n. W.</b>	<b>2. n. Epiph.</b>		815	456	154	1116	16/350
17 Mont.	Anton	Antonius, G.		814	458	327	1146	17/349
18 Dienst.	Priska J.	Petri Stuhl.		814	459	455	Abb. 18	18/348
19 Mittw.	Reinhold	Kanut K.		813	5 0	551	1244	19/347
20 Donnst.	Sebastian	Fab. u. Seb.		812	5 1	652	2 0	20/346
21 Freitag	Agnes	Agnes J. M.		812	5 3	738	330	21/345
22 Samst.	Theodol.	Vinzenz M.		811	5 5	814	5 7	22/344
4. Proteft.	L.: D. Hauptm. z. Kapernaum. Matth. 8, 5-13.			Tageslänge: 8 Stund. 54 M.				
Rathol.:	B.: Elisa u. Naemann. 2 Könige 5, 8-14. B. Ausfähigen u. Sichtbr. Matth. 8, 1-13.							
23 Sonnt.	<b>5. n. W.</b>	<b>3. n. Epiph.</b>		810	5 7	840	640	23/343
24 Mont.	Timotheus	Timotheus B.		8 9	5 8	9 1	8 9	24/342
25 Dienst.	Pauli Bef.	Pauli Befehr.		8 7	5 9	919	930	25/341
26 Mittw.	Polykarp	Polykarp, B.		8 6	511	935	1054	26/340
27 Donnst.	<b>Geburtsfest des Kaisers</b>			8 4	513	952	Mrg	27/339
28 Freitag	Manfred	Karl d. Gr.		8 3	515	1011	1213	28/338
29 Samst.	Arnulf	Franzv. S.		8 2	517	1033	1 9	29/337
5. Proteft.	L.: Jesus im Sturm. Matth. 8, 23-27.			Tageslänge: 9 Stund. 15 M.				
Rathol.:	B.: Der Durchgang zc. 2 Moses 12, 21-31. Christ. stillt Wind u. Meer. Matth. 8, 23-27.							
30 Sonnt.	<b>6. n. W.</b>	<b>4. n. Epiph.</b>		8 1	518	1059	218	30/336
31 Mont.	Petrus Nol.	Vergilius		8 0	519	1130	323	31/335

**Mondphasen.**  
**Vollmond** am 8. um 1 Uhr 24,3 Min. nachts (harter Frost).  
**Dreites Viertel** den 15. nachmittags 4 Uhr 44,5 Min. (Regen und Schnee vermisch).  
**Neumond** den 22. früh 8 Uhr 24,7 Min. (veränderliches Wetter).  
**Erstes Viertel** den 29. nachmittags 3 Uhr 32,7 Min. (milde Wintertage).  
 ☾ Mond geht abwärts am 5. abends 6 Uhr.  
 ☽ Mond geht aufwärts am 19. abends 2 Uhr.

**Planetenauf.**  
 Die Sonne ist am 2. nachmittags 2 Uhr in der Erdnähe und zwar 146,3 Mill. km entfernt und tritt am 20. Januar um 12 Uhr 52,6 Min. nachts in das Zeichen des Wassermanns. **Mercur** ist am 1. abends 7 Uhr in der Sonnennähe, am 6. abends 5 Uhr in unterer Konjunktion mit der Sonne und erreicht am 29. seine größte westliche Ausweichung. Er verschwindet fast das ganze Jahr in den Strahlen der Sonne. **Venus** ist Morgenstern, kann aber wegen der Sonnennähe nicht beobachtet werden. **Mars** steht sehr tief und geht nur 1 Stunde vor der Sonne auf, ist somit bei Tag über am Horizonte. **Jupiter** erscheint um Mitternacht am östlichen Horizonte und bleibt bis gegen Mittag am Himmel. **Saturn** erhebt sich erst früh halb 6 Uhr im Osten.

Der Mond ist am 20. mittags 1 Uhr in der Erdnähe, am 13. und 25. im Aequator.

**Weiterber. nach dem 100j. Kalender.**  
 Der Januar ist kalt bis 11., vom 12. bis 18. trübes und milbes Wetter, am 19. heitert sich der Himmel auf, dann Kälte bis zum 24., am 26. tritt Regen ein.

**Bauernregeln.**  
 Ein schöner Januar bringt ein gutes Jahr, Morgenröthe im Jan. deutet auf viele Gewitter im Sommer; viel Schnee, viel Heu, aber wenig Korn. Tanzen im Januar die Muden, muß der Bauer nach dem Futter gucken. — Vinzenzen (22.) Sonnenschein bringt viel Korn und Wein. Wie das Wetter am Makarius (2.) war, so wirbs im Sept. trüb oder klar. — Fabian Sebastian (20.) läßt den Saft in die Bäume gahn. — Sanft Paulus klar (25.) bringt gutes Jahr; hat er Wind, regnets geschwind; ist Nebel stark, füllt Krankheit den Sarg; wenns regnet und schneit, wird theuer 's Getreid; doch Gott allein wend't alle Pein. Winternebel bringt bei Ostwind Tau, der Westwind treibt ihn aus der Au. — Bleibt der Winter ferne, es nachwintert gerne. Bei Donner im Winter ist Kält dahinter.



# Sebruar oder Chaumonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- lauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres.	Mondphasen.
				Aufg.	Utg.	Aufg.	Utg.		
1 Dienst.	Ignatius	Ignatius B.		759	521	Abd.	Mrg	32/334	<b>Bollmond</b> am 6. um 7 Uhr 24,2 Min. abends (nebelige Luft).
2 Mittw.	Mar. K.	Mar. Lkt.		757	522	1 2	5 4	33/333	<b>Letztes Viertel</b> den 14. nachts 1 Uhr 34,7 Min. (Schneewehen).
3 Donnst.	Blasius	Blasius (14N.)		756	524	2 0	6 3	34/332	<b>Neumond</b> den 20. abends 8 Uhr 40,6 Min. (klar und trocken).
4 Freitag	Rabanus	Andreas C. B.		755	525	3 6	6 38	35/331	<b>Erstes Viertel</b> den 28. mittags 12 Uhr 13,3 Min. (Regen und Schneegestöber).
5 Samst.	Agatha	Agatha J. M.		753	526	4 15	7 7	36/330	
<b>6. Protest.</b> L.: D. Arbeiter i. Weinbg. Matth. 20, 1—16. B.: Laß dir meine Gnade zc. 2 Kor. 12, 1—10.					Tageslänge:				
Kathol. B. d. Arbeitern i. Weinberg. Matth. 20, 1—16.					9 Stund. 38 M.				
6 Sonnt.	Septuag.	Septuag.		750	528	5 28	7 31	37/329	☾ Mond geht abwärts am 2. früh 2 Uhr.
7 Mont.	Romuald	Adaucus		749	530	6 40	7 50	38/328	☽ Mond geht aufwärts am 15. abends 8 Uhr.
8 Dienst.	Salomon	Joh. v. M.		747	532	7 53	8 8	39/327	<b>Planetenauf.</b> Die Sonne steigt am 18. in das Zeichen der Fische um 3 Uhr 25,7 Min. nachmittags. Merkur befindet sich am 4. in absteigen- dem Knoten, am 11. in Kon- junktion mit dem Mars und am 14. im Aphelium. Venus ist am 15. in oberer Konjunktion mit der Sonne und wird dann Abendstern. Mars verschwindet immer noch in den Strahlen der Sonne. Jupiter kann als an- sehnliches Gestirn von 11 Uhr nachts an hoch am Himmel beob- achtet werden. Saturn ist am Morgenhimmel von 4 Uhr an auf- zufinden. In mondleeren Näch- ten abends das Zodiakallicht, ein nach links aufsteigender, oben spitzig zulaufender Lichtschein.
9 Mittw.	Apollonia	Alto A.		745	534	9 8	8 24	40/326	
10 Donnst.	Scholastika	Scholastika J.		743	536	10 24	8 35	41/325	
11 Freitag	Theodor	Euphrosine		742	537	11 42	8 46	42/324	
12 Samst.	Joh. Grey	Culalia, J.		740	539	Mrg	9 0	43/323	
<b>7. Protest.</b> L.: D. Gleichnis vom Sämann. Luf. 8, 4—15. B.: Das Geheiß des Herrn zc. Ps. 19, 8—15.					Tageslänge:				
Kathol. Von vielerlei Aeffern. Luf. 8, 4—15.					10 Stund. 3 M.				
13 Sonnt.	Sexagesim.	Sexagesima		738	541	1 3	9 20	44/322	Der Mond ist am 17. morgens 8 Uhr in der Erbnähe, am 9. und 22. im Aequator.
14 Mont.	Valentin	Valentin		737	542	2 22	10 27	45/321	<b>Wetterber. nach dem 100j. Kalender.</b> Der Februar ist am 1. windig, den 2. und 3. regnerisch, vom 5. bis 10. trübe, windige Tage, am 12. und 13. hefter Wind, am 14. fällt Schnee, am 15. und 16. wieder Wind und Regen, am 17. bis 19. trübe, regnerische Tage, vom 20. an heiter und schön.
15 Dienst.	Siegfried	Faust. u. J.		735	543	3 37	11 17	46/320	<b>Bauernregeln.</b> Wie der Februar, so der August. — Wenn am 2. Hornung die Sonne scheint, geraten die Erbsen wohl. Matth. bricht Eis, hat er keins, so macht er eins. Wenn im Hornung die Schnaten geigen, müssen sie im Märzen schweigen. Petri Stuhl- fast, die Kält noch länger anhält. Je stürmischer um Lichtmeß, je siche- rer ein schönes Frühjahr. Zu Licht- meß kommt der Dachs aus s. Höhle, d. Wetter anzuschauen; sieht er fei- nen Schatten, kehrt er noch 4 Woch. in seine Höhle zurück. Heftige Nordwinde am Ende Febr. ver- melden ein fruchtbares Jahr.
16 Mittw.	Juliana	Juliana J.		733	545	4 42	Abd	47/319	
17 Donnst.	Konstant.	Donatus B.		731	548	5 33	1 38	48/318	
18 Freitag	Simeon	Simeon B.		729	550	6 11	3 1	49/317	
19 Samst.	Susanna	Manfuetus B.		727	552	6 41	4 26	50/316	
<b>8. Protest.</b> L.: D. Leidensverkündigung. Luf. 18, 31—43. B.: Sei mir ein starker Hort. Ps. 71, 1—5.					Tageslänge:				
Kathol. Jes. verkündet sein Leiden. Luf. 18, 30—43.					10 St. 27 Min.				
20 Sonnt.	Esomibi	Quinquag		726	553	7 3	5 46	51/315	
21 Mont.	Gleonore	Gleonora		724	555	7 22	7 5	52/314	
22 Dienst.	Pet. Stuhl.	F a s t n a c h t		722	557	7 39	8 22	53/313	
23 Mittw.	Reinhard	† A s c h e r m.		720	558	7 57	9 38	54/312	
24 Donnst.	Matthias	Matthias Ap.		720	559	8 15	10 48	55/311	
25 Freitag	Walburga	Walburga J.		718	6 1	8 36	Mrg	56/310	
26 Samst.	Nestor	Dionys B.		716	6 3	9 0	12 10	57/309	
<b>9. Protest.</b> L.: Die Versuchung Jesu. Matth. 4, 1—11. B.: Der Sündenfall. 1. Mos. 3, 1—6.					Tageslänge:				
Kathol. Christi Versuchung. Matth. 4, 1—11.					10 St. 51 Min.				
27 Sonnt.	1. Invoc.	1. Invocavit		714	6 5	9 30	1 8	58/308	
28 Mont.	Seander	Roman Abt		712	6 6	10 7	2 12	59/307	
2. Abelsheid von Rixingen: Marquard. — 6. Amanda. — 13. Gregor II., P.; Benignus. — 20. Lioba, Aebtissin; Eucharis. — 22. Petri Stuhlfeier zu Antiochia. German. — 23. Irmengard; Reinhard. — 27. Seander B. Mechtild; Alexius.									



# März oder Frühlingsmonat.

Wochentage	Protestant.	Katholisch	Mond- lauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres
				Aufg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
1 Dienst.	Albinus	Suibert B. ☾	☾	7 <sup>11</sup>	6 <sup>7</sup>	Mrg	Mrg	60/306
2 Mittw.	Simplicius	† I. Quat.	☾	7 <sup>8</sup>	6 <sup>9</sup>	11 <sup>48</sup>	3 <sup>57</sup>	61/305
3 Donnst.	Titian	Kunigund K.	☾	7 <sup>6</sup>	6 <sup>10</sup>	12 <sup>51</sup>	4 <sup>35</sup>	62/304
4 Freitag	Kasimir	† Kasimir Pr.	☾	7 <sup>5</sup>	6 <sup>12</sup>	1 <sup>58</sup>	5 <sup>8</sup>	63/303
5 Samst.	Friedrich	† Friedrich	☾	7 <sup>3</sup>	6 <sup>14</sup>	3 <sup>9</sup>	5 <sup>21</sup>	64/302
<b>10.</b>	Protest. (L.: Jes. u. d. Iananäische zc. Matth. 12, 21—28. R.: Gottes Erbarmen. Jerem. 3, 22—32.) Kathol. Verkärung Christi. Matth. 7, 1—9.							Tageslänge: 11 St. 16 Min.
6 Sonnt.	<b>2. Remin.</b>	<b>2. Reminisc.</b>	☾	7 <sup>0</sup>	6 <sup>18</sup>	4 <sup>22</sup>	5 <sup>53</sup>	65/301
7 Mont.	Philemon	Thomas v. A.	☾	6 <sup>58</sup>	6 <sup>17</sup>	5 <sup>36</sup>	6 <sup>11</sup>	66/300
8 Dienst.	40 Ritter	Joh. v. G. ☽	☾	6 <sup>56</sup>	6 <sup>18</sup>	6 <sup>52</sup>	6 <sup>31</sup>	67/299
9 Mittw.	Wieland	Franziska W.	☾	6 <sup>54</sup>	6 <sup>20</sup>	8 <sup>8</sup>	6 <sup>43</sup>	68/298
10 Donnst.	Cyrrillus	40 Märtyrer	☾	6 <sup>52</sup>	6 <sup>22</sup>	9 <sup>28</sup>	7 <sup>5</sup>	69/297
11 Freitag	Rosina	Rosina J.	☾	6 <sup>50</sup>	6 <sup>24</sup>	10 <sup>50</sup>	7 <sup>28</sup>	70/296
12 Samst.	Gabriel	Gregor d. Gr.	☾	6 <sup>47</sup>	6 <sup>25</sup>	Mrg	7 <sup>49</sup>	71/295
<b>11.</b>	Protest. (L.: Wer nicht mit mir ist. Luf. 11, 14—28. R.: Der Herr wird mich zc. 2 Tim. 4, 16—18.) Kathol. Jesus treibt e. Teufel aus. Luf. 11, 14—28.							Tageslänge: 11 St. 41 Min.
13 Sonnt.	<b>3. Oculi</b>	<b>3. Oculi</b>	☾	6 <sup>45</sup>	6 <sup>26</sup>	12 <sup>11</sup>	8 <sup>29</sup>	72/294
14 Mont.	Mechtild	Mathilde K.	☾	6 <sup>44</sup>	6 <sup>28</sup>	1 <sup>28</sup>	9 <sup>14</sup>	73/293
15 Dienst.	Christoph	Longin. ☽	☾	6 <sup>42</sup>	6 <sup>30</sup>	2 <sup>35</sup>	10 <sup>14</sup>	74/292
16 Mittw.	Heribert	Mitte fast.	☾	6 <sup>39</sup>	6 <sup>31</sup>	3 <sup>50</sup>	11 <sup>35</sup>	75/291
17 Donnst.	Patricius	Gertrud J.	☾	6 <sup>38</sup>	6 <sup>32</sup>	4 <sup>10</sup>	12 <sup>6</sup>	76/290
18 Freitag	Elia	Gabriel Grz.	☾	6 <sup>36</sup>	6 <sup>34</sup>	4 <sup>42</sup>	1 <sup>45</sup>	77/289
19 Samst.	Jugunde	<b>Josef, Pfleru</b>	☾	6 <sup>33</sup>	6 <sup>36</sup>	5 <sup>7</sup>	3 <sup>12</sup>	78/288
<b>12.</b>	Protest. (L.: Das rechte Fasten. Matth. 6, 16—18. R.: Warum fasten wir? Jes. 58, 1—9.) Kathol. Jesus speiset 5000 Mann. Joh. 6, 1—15.							Tageslänge: 12 St. 6 Min.
20 Sonnt.	<b>4. Lät. Früh.-Anf. 4. Lät.</b>	<b>4. Lät.</b>	☾	6 <sup>31</sup>	6 <sup>37</sup>	5 <sup>27</sup>	4 <sup>38</sup>	79/287
21 Mont.	Benedikt	Benedikt A.	☾	6 <sup>28</sup>	6 <sup>39</sup>	5 <sup>44</sup>	6 <sup>1</sup>	80/286
22 Dienst.	Klaus	Nikolaus ☾	☾	6 <sup>26</sup>	6 <sup>41</sup>	6 <sup>1</sup>	7 <sup>15</sup>	81/285
23 Mittw.	Eberhard	Vittorian	☾	6 <sup>24</sup>	6 <sup>43</sup>	6 <sup>20</sup>	8 <sup>38</sup>	82/284
24 Donnst.	Simeon	Simeon z. Er.	☾	6 <sup>21</sup>	6 <sup>44</sup>	6 <sup>40</sup>	9 <sup>41</sup>	83/283
25 Freitag	Mar. Vf.	<b>Maria Verk.</b>	☾	6 <sup>19</sup>	6 <sup>46</sup>	7 <sup>2</sup>	10 <sup>51</sup>	84/282
26 Samst.	Emanuel	Kastulus M.	☾	6 <sup>16</sup>	6 <sup>47</sup>	7 <sup>30</sup>	11 <sup>56</sup>	85/281
<b>13.</b>	Protest. (L.: Welcher unter euch? Joh. 8, 46—59. R.: D. Herzog d. Seligkeit. Hebr. 2, 5—10.) Kathol. Christi Steinigung. Joh. 8, 46—59.							Tageslänge: 12 St. 34 Min.
27 Sonnt.	<b>5. Judica</b>	<b>5. Passionsf.</b>	☾	6 <sup>15</sup>	6 <sup>49</sup>	8 <sup>4</sup>	Mrg	86/280
28 Mont.	Guntram	Gundel. ☽	☾	6 <sup>13</sup>	6 <sup>49</sup>	8 <sup>46</sup>	12 <sup>47</sup>	87/279
29 Dienst.	Berthold	Ludolf B.	☾	6 <sup>11</sup>	6 <sup>51</sup>	9 <sup>37</sup>	1 <sup>57</sup>	88/278
30 Mittw.	Guido	Amand. ☾	☾	6 <sup>9</sup>	6 <sup>53</sup>	10 <sup>37</sup>	2 <sup>31</sup>	89/277
31 Donnst.	Detlev	Balbina J.	☾	6 <sup>7</sup>	6 <sup>55</sup>	11 <sup>41</sup>	3 <sup>6</sup>	90/276

2. Simplicius B. — 6. Fridolin v. Säckingen; Felicitas. — 13. Theodora J.; Ernst.  
— 16. Heribert, B. — 20. Cyrrillus, B., Megarber. — 27. Ruppert B.; Lydia.

**Mondphasen.**  
**Vollmond** am 8. um 10 Uhr 28,7 Min. (Lalte Luft mit starkem Wind). **Lehtes Viertel** den 15. morgens 8 Uhr 48,0 Min. (warm aber trüb). **Neumond** den 22. morgens 9 Uhr 37,1 Min. (desgleichen). **Erstes Viertel** am 30. morgens 8 Uhr 40,2 Minuten. (Erstes Gewitter).

- ☾ Mond geht abwärts am 1. abends 1 Uhr.
- ☽ Mond geht aufwärts am 15. nachts 3 Uhr.
- ☾ Mond geht abwärts am 28. abends 6 Uhr.

**Planetenlauf.**  
 Die Sonne erreicht am 20. nachmittags 3 Uhr 9,2 Min. das Zeichen des Widder; es ist Frühlingsanfang. **Merkur** steht am 16. in oberer Sonnenkonjunktion und tritt am 26. mit der Venus in Konjunktion. **Venus** ist bei Tag über dem Horizont, nähert sich der Erde wie der Sonne. **Mars** ist rechtlich und tief am Himmel, geht mit der Sonne auf, bedreht also bei Tag seinen Bogen. **Jupiter** steigt abends 8 Uhr als schöne Erscheinung am östlichen Horizonte herauf und geht mit Sonnenaufgang unter, weil er am 26. mit der Sonne in Opposition sich stellt. **Saturn** tritt am 2. mit der Sonne in erste Quadratur geht also nachts 2 Uhr auf und gegen 10 Uhr vormittags unter.

Der Mond ist am 14. nachmittags 4 Uhr in der Erdnähe, am 8. und 21. im Äquator.

**Weiterber. nach dem 100j. Kalender.**  
 Der Monat beginnt rauh und kalt, vom 6. bis 9. sind milde Tage, den 11. fällt Regen, worauf vom 12. bis 16. heitere Tage folgen, der 17. bis 19. ist wieder kalt, die Kälte steigert sich bis ans Monatsende; am 30. fällt Schnee.

**Bauernregeln.**  
 Viel und langer Schnee, viel Heu, aber mager Korn und dicke Spreu. — Märzschnee thut Frucht und Weinstock weh; Märzstaub bringt Gras und Laub. — Donnerst im März, schneits im Mai. — Wie's im März regnet, wirds im Juni wieder regnen. — Märzdonner bedeutet ein fruchtbares Jahr. — Kasser März, trochner April, das Futter nicht gerathen will, kommt dazu ein kalter Mai, giebt es wenig Frucht, Wein und Heu. — So viel im Märzzen Nebel dich plagen, so viele Gewitter nach 100 Tagen. — Ist es an Longinus (15.) feucht, so bleiben die Kornböden leicht. — Ist's an Josefstag (19.) klar, so folgt ein fruchtbares Jahr. — Ist an Ruprecht (27.) der Himmel rein so wird es auch im Juni sein. — Karfreitag Regen, bringt ein fruchtbares Jahr zuwegen.



# April oder Ostermonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- lauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres.
				Aufg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
1 Freitag	Theodora	7 Sch. Mar.		6 6	6 56	Abd	Mrg	91/275
2 Samst.	Rosamunde	Franz v. P.		6 2	6 58	2 2	3 56	92/274
<b>14.</b> Protest. L.: D. letzte Warnung. Matth. 23, 34—39. B.: D. Warnung d. Gottl. Hej. 3, 16—19. Kathol. Christi Einzug in Jerus. Matth. 21, 1—9.				Tageslänge: 13 St. 0 Min.				
3 Sonnt.	6. Palmar.	6. Palmfont.		6 0	7 0	3 14	4 16	93/273
4 Mont.	Ambros	Jfidor B.		5 58	7 1	4 28	4 35	94/272
5 Dienst.	Vinzenz	Emilie, Vinc.		5 56	7 2	5 45	4 51	95/271
6 Mittw.	Frenäus	Sixtus P.		5 54	7 4	7 4	5 10	96/270
7 Donnst.	Gründonn	† Gründonn.		5 52	7 6	8 28	5 31	97/269
8 Freitag	Karsfreitag	† Karsfreitag		5 49	7 6	9 52	5 56	98/268
9 Samst.	Bogislav	† Karjamst.		5 48	7 8	11 13	6 27	99/267
<b>15.</b> Protest. L.: Die Aufersteh. d. Herrn. Mark. 16, 1—8. B.: Die Rechte des Herrn. Pi. 118, 14—19. Kathol. Christi Auferstehung. Mark. 16, 1—9.				Tageslänge: 13 St. 23 Min.				
10 Sonnt.	I. Osterfest	heil Osterfest		5 46	7 9	Mrg	7 11	100/266
11 Mont.	II Osterf.	Ostermon		5 44	7 11	12 27	8 9	101/265
12 Dienst.	Gustorgius	Julius, Zeno.		5 42	7 12	1 26	9 16	102/264
13 Mittw.	Tiburt.	Hermeneg.		5 40	7 14	2 10	10 36	103/263
14 Donnst.	Lidwina	Justinus M.		5 38	7 16	2 45	11 55	104/262
15 Freitag	Simon	Anastasia J.		5 35	7 18	3 11	Abd	105/261
16 Samst.	Aaron	Lambert B.		5 33	7 19	3 30	2 31	106/260
<b>16.</b> Protest. L.: D. Nehmet hin den 2c. Joh. 20, 19—31. B.: D. Der Herr läßt 2c. Jerem. 29, 10—14. Kathol. Vom ungläubig. Thomas. Joh. 20, 19—31.				Tageslänge: 13 St. 48 Min.				
17 Sonnt.	1. Quasim.	Weiß Sonnt		5 32	7 20	3 48	3 7	107/259
18 Mont.	Almann	Wicterp B.		5 30	7 22	4 6	5 8	108/258
19 Dienst.	Hermogen.	Emma		5 28	7 24	4 25	6 22	109/257
20 Mittw.	Adolar	Sulpitius		5 26	7 25	4 39	7 24	110/256
21 Donnst.	Anselm	Anselm Krchl.		5 24	7 26	5 4	8 34	111/255
22 Freitag	Lothar	Lothar, Cajus		5 22	7 28	5 30	9 42	112/254
23 Samst.	Gg. Adalb.	Georg (14 R.)		5 20	7 30	6 4	10 45	113/253
<b>17.</b> Protest. L.: Der gute Hirte. Joh. 10, 11—16. B.: D. Herr u. d. Hirten. Hejel. 34, 9—16. Kathol. Vom guten Hirten. Joh. 10, 11—16.				Tageslänge: 14 St. 13 Min.				
24 Sonnt.	2. Miseric.	2. Miseric		5 18	7 31	6 43	11 41	114/252
25 Mont.	Ermin	Markus G.		5 16	7 32	7 27	Mrg	115/251
26 Dienst.	Kletus	Maria v. g. R.		5 15	7 34	8 37	12 26	116/250
27 Mittw.	Anastasius	Trudpert		5 13	7 36	9 29	1 3	117/249
28 Donnst.	Theodor	Bal., Vital.		5 11	7 37	10 35	1 34	118/248
29 Freitag	Sybilla	Robert Abt		5 10	7 39	11 45	1 59	119/247
30 Samst.	Mixtus	Hildegard R.		5 8	7 40	12 53	2 19	120/246

1. Hugo B.; Theodor. — 3. Richard B.; Darius. — 7. Petrus Canisius; Elvira. — 8. Dionysius B.; Apollonius. — 9. Waldegrudis; Bogislav. — 10. Pompejus, M.; Daniel. — 11. Leo P.; Julius. — 17. Rudolph Anicetus M. — 24. Fidelis v. Sigmaringen; Adalbert.

**Mondphasen.**  
**Bollmond** am 6. um 10 Uhr 19,6 Min. nachts (mildes Wetter)  
**Letztes Viertel** den 13. nachmittags 3 Uhr 28,4 Min. (veränderlich). **Neumond** den 20. nachts 11 Uhr 20,7 Min. (klare, schöne Witterung). **Erstes Viertel** am 29. um 3 Uhr 4,7 Min. früh (Gewitterregen).  
 ☾ Mond geht aufwärts am 11. früh 8 Uhr  
 ☽ Mond geht abwärts am 25. nachts 12 Uhr

**Planetenlauf.**  
 Die **Sonne** tritt am 20. früh 2 Uhr 36,1 Min. in das Zeichen des Stiers. **Merkur** hat am 11. seine größte östliche Elongation von der Sonne und nähert sich der unteren Sonnenkonjunktion. **Venus** ist, obwohl fast voll beleuchtet, in Folge der großen Entfernung von der Erde nicht sehr glänzend, wenn sie auf kurze Zeit nach Sonnenuntergang am Westhimmel aus der Dämmerung hervortritt. **Mars** befindet sich in seinem wahren Laufe am 30. im Perihel, ist aber wegen seines gleichzeitigen Laufes mit der Sonne nicht zu beobachten. **Jupiter** steigt mit Sonnenuntergang im Osten heraus und mit Sonnenaufgang im Westen hinab. **Saturn** tritt um Mitternacht im Osten hervor. Sternschnuppenfall aus der Keier mit dem Maximum am 20. (Syriden).

Der Mond ist am 9. nachts 11 Uhr in der Erdnähe, am 5. u. 17. im Aequator.  
**Wetterber. nach dem 100j. Kalender.**  
 Der Monat beginnt kalt, der 5. wird warm, der 7. u. 8. trüb u. regnerisch, vom 12. bis 17. tritt wieder Kälte ein, am 19. fällt Regen, der 20. bis 22. wird nochmals rauh u. kalt, den 23. mild, der 24. u. 25. trüb u. warm, abwechsl. Regen u. Sonnenschein, vom 26. bis 28. schön u. schwül, 29. Regen, dann schön und warm.

**Bauernregeln.**  
 Der April ist nicht zu gut, er schneit dem Bauern auf den Hut. — Dürrer April ist nicht des Bauern Will; Aprilregen ist ihm gelegen. — Märzten trocken, Aprilten naß, füllt des Bauern Scheuer und Faß. — Teubertius (14.) der Kinder Freud', weil erstmals heut' der Aukul schreit. — Wenn die Heben um Georgi sind noch blutt und blind, so soll sich freuen Mann, Weis und Kind. — Auf nassen April solat trockener Juni. — Aprilenschnee dänget, Märzschnee kriht. — Bringt Rosamunde (2.) Sturm und Wind, so ist Sibylle (29.) uns gefind. — Ist Markus (25.) kalt, so bleibt die Wittwade kalt. — So lange die Frösche vor Georgi quafen, so lange müssen sie nach Georgi schweigen.



# Mai oder Wonnemonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- lauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres.
				Mfg.	Utg.	Mfg.	Utg.	
<b>18.</b> <i>Protest.</i> L.: Es ist euch gut. Joh. 16, 5—15. <i>Tageslänge:</i> R.: Der Gott d. Friedens. 1 Theff. 5, 14—24. 14 St. 35 Min. <i>Kathol.</i> Ueber ein Kleines. Joh. 16, 16—22.								
1 <b>Sonnt.</b>	<b>3. Jubil.</b>	<b>3. Jubilate</b>		5 6 741	Abd	Mrg	121/245	
2 <b>Mont.</b>	Sigismund	Athanasius		5 5 742	321	255	122/244	
3 <b>Dienst.</b>	Alexander	Hl. † Auffind.		5 3 744	438	311	123/243	
4 <b>Mittw.</b>	Florian	Monika W.		5 1 745	559	331	124/242	
5 <b>Donnst.</b>	Fr.-M.	Pius V. P		459 747	722	355	125/241	
6 <b>Freitag</b>	Joh. D.	Joh. v.		457 749	847	424	126/240	
7 <b>Samst.</b>	Gottfried	Bisela, Stan.		455 750	10 7	5 4	127/239	
<b>19.</b> <i>Protest.</i> L.: Eure Traurigkeit. Joh. 16, 16—23. <i>Tageslänge:</i> R.: Thränenfaat u. Freudenernte. Ps. 126. 14 St. 57 Min. <i>Kathol.</i> Christi Heimgang zum Vater. Joh. 16, 5—14.								
8 <b>Sonnt.</b>	<b>4. Cant.</b>	<b>4. Cantate</b>		454 751	11 15	554	128/238	
9 <b>Mont.</b>	Gregor	Gregor Archl.		453 753	Mrg	7 3	129/237	
10 <b>Dienst.</b>	Gordian	Gordian M.		451 754	12 7	821	130/236	
11 <b>Mittw.</b>	Louise	Gangolf, B.		449 756	12 46	942	131/235	
12 <b>Donnst.</b>	Pankraz	Pankraz		447 757	1 15	11 6	132/234	
13 <b>Freitag</b>	Servaz	Servaz B. C		446 758	137	Abd	133/233	
14 <b>Samst.</b>	Bonifaz	Bonifaz M.		445 8 0	156	135	134/232	
<b>20.</b> <i>Protest.</i> L.: D. Gebet i. Nam. Jesu. Joh. 16, 23—30. <i>Tageslänge:</i> R.: D. alte u. neue Testam. Hebr. 8, 8—13. 15 St. 21 Min. <i>Kathol.</i> Von der rechten Betskunst. Joh. 16, 23—30.								
15 <b>Sonnt.</b>	<b>5. Rogate</b>	<b>5. Rog † W.</b>		444 8 1	213	250	135/231	
16 <b>Mont.</b>	Peregrinus	Joh. v. Nep.		442 8 3	230	4 2	136/230	
17 <b>Dienst.</b>	Torpetus	Witt-Lage Paschalis		441 8 4	249	513	137/229	
18 <b>Mittw.</b>	Liborius	Witt-Lage Venanz M.		440 8 5	3 9	624	138/228	
19 <b>Donnst.</b>	<b>Christi Himmelfahrt</b>			439 8 6	334	731	139/227	
20 <b>Freitag</b>	Athanasius	Bernhard.		438 8 7	4 5	836	140/226	
21 <b>Samst.</b>	Konstantin	Ubald, Konst.		437 8 8	441	933	141/225	
<b>21.</b> <i>Protest.</i> L.: D. Haß d. Welt. Joh. 15, 26 u. 16, 1—4. <i>Tageslänge:</i> R.: Der Apostel, ein r. 1 Kor. 4, 9—13. 15 St. 36 Min. <i>Kathol.</i> Verh. d. hl. Geist. Joh. 15, 26—27 u. 16, 1—4.								
22 <b>Sonnt.</b>	<b>6. Exaudi</b>	<b>6 Exaudi</b>		436 8 10	525	1022	142/224	
23 <b>Mont.</b>	Savanarol.	Renata		435 8 11	620	1121	143/223	
24 <b>Dienst.</b>	Johanna	Joh. Sus.		434 8 12	721	1135	144/222	
25 <b>Mittw.</b>	Urban	Gregor P.		433 8 13	825	Mrg	145/221	
26 <b>Donn.</b>	Beda	Philipp M.		431 8 14	931	12 1	146/220	
27 <b>Freitag</b>	Ludolf	Beda Archl.		431 8 15	1040	1225	147/219	
28 <b>Samst.</b>	Wilhelm	† German		430 8 17	1149	1241	148/218	
<b>22.</b> <i>Protest.</i> L.: Der heil. Geist. Joh. 14, 23—29. <i>Tageslänge:</i> R.: Nach diesen Tagen. Joel 3, 1—5. 15 St. 49 Min. <i>Kathol.</i> Send. des hl. Geistes. Joh. 14, 23—31.								
29 <b>Sonnt.</b>	<b>I. Pfingstf.</b>	<b>Bl. Pfingstf.</b>		429 8 18	Abd	1258	149/217	
30 <b>Mont.</b>	<b>II. Pfingstf.</b>	<b>Pfingstmont.</b>		428 8 19	214	1 15	150/216	
31 <b>Dienst.</b>	Wigand	Petronilla		427 8 19	330	132	151/215	

**Mondphasen.**  
**Vollmond** am 6. um 7 Uhr 33,7 Min. morgens. (Wind und Regen). **Letztes Viertel** den 12. nachts 10 Uhr 35,9 Min. (lokale Gewitter). **Neumond** den 20. nachmittags 1 Uhr 58,2 Min (leichte Nachfröste). **Erstes Viertel** am 28. um 6 Uhr 14,0 Min. abends. (Wind und Regen).

☾ Mond geht aufwärts am 8. abends 2 Uhr.  
 ☽ Mond geht abwärts am 22. morgens 7 Uhr.

**Planetenlauf.**  
 Die **Sonne** bewegt sich am 21. nachts 2 Uhr 46,1 Min. im Zeichen der Zwillinge. **Merkur** ist trotz seiner großen westlichen Ausweichung, welche am 28. eintritt, nicht aufzufinden. **Venus** tritt bis 9 Uhr abends in heller Dämmerung am Westhimmel hervor und erreicht am 29. die Sonnennähe. **Mars** entschwindet in den Sonnenstrahlen. **Jupiter** wird am 28. stationär und dann rechtläufig; er ist von 3 Uhr nachmittags bis 3 Uhr früh am Himmel. **Saturn** ist schon abends um 9 Uhr aufzufinden.

Der Mond ist am 7. abends 9 Uhr in der Erdnähe, am 1., 14 und 29 im Äquator.

**Wetterber. nach dem 100j. Kalender**  
 Der 3. Mai ist schön, aber kalt, der 4. bringt Donner und starken Regen, der 5. ist kühl u. veränderlich, der 6. bringt einen verderblichen Reif, der Tag selbst ist hell und kühl, vom 7. bis 26. sind warme Tage mit sehr kühlen Nächten, am 27. rauher Wind, vom 28. bis 30. trüber Himmel mit zeitweisem Regen, am 31. ein starker Reif, dem ein strömender Regen folgt.

**Bauernregeln.**  
 Abendtau und kühl im Mai, bringt Wein und vieles Heu. — Schöne Eichenblüt im Mai, bringt ein gutes Jahr herbei. — Servaz Pankraz, Bonifaz, Seht die 3 Gispatronen an: Sollten dem Winger nicht im Kalender stan. — Kockner Mai, dürres Jahr. — Wel Gewitter im Mai, singt der Bauer Fuchheil! Auf trodenen Mai, kommt nasser Junnt herbei. — Wenn am 1. Mai Reif fällt, so gerät die Frucht wohl. — Pankraz (12.) u. Urban (25.) ohne Regen, folgt großer Weinsegen. — Vor Servaz (13.) kein Sommer, nach Servaz kein Frost. — Maifesterjahr ein gutes Jahr. — Sie Rettig im wässrigen Zeichen des wachsendenmonds. — Wegen am Himmel-fahrtstag, zeigt schlechte Feuernte an. — Rasse Pfingsten, grüne Weibnachten. — Grünt die Eiche vor der Eiche, dann hält der Sommer Wäsche; die Eiche vor der Eiche, dann hält der Sommer Bleiche.



# Juni oder Brachmonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- Sauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres.
				Aufg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
1 Mittw.	Nikodemus	† II. Quat.		4 <sup>27</sup> 8 <sup>19</sup>	Abb	Mrg	152/214	
2 Donnst.	Elmo	Erasmus		4 <sup>27</sup> 8 <sup>21</sup>	6 <sup>16</sup>	2 <sup>27</sup>	153/213	
3 Freitag	Paula	† Klotilde K.		4 <sup>28</sup> 8 <sup>22</sup>	7 <sup>39</sup>	2 <sup>54</sup>	154/212	
4 Samst.	Karpas.	† Franc.		4 <sup>26</sup> 8 <sup>23</sup>	8 <sup>54</sup>	3 <sup>40</sup>	155/211	
<b>23.</b> Protest. (L.: D. neue Geburt. Joh. 3, 1—3 u. 6—15. U.: Wir haben doch nur zc. 1 Kor. 8, 1—6. Kathol. Mir ist gegeben zc. Matth. 28, 18—20.)				Tageslänge: 15 Stb. 59 Min.				
5 Sonnt.	<b>Trinit.</b>	<b>1. Dreifalt.</b>		4 <sup>25</sup> 8 <sup>24</sup>	9 <sup>54</sup>	4 <sup>40</sup>	156/210	
6 Mont.	Benigna	Norbert B.		4 <sup>25</sup> 8 <sup>25</sup>	10 <sup>40</sup>	5 <sup>56</sup>	157/209	
7 Dienst.	Gottlieb	Robert Abt		4 <sup>24</sup> 8 <sup>25</sup>	11 <sup>15</sup>	7 <sup>20</sup>	158/208	
8 Mittw.	Medardus	Medardus B.		4 <sup>24</sup> 8 <sup>26</sup>	11 <sup>41</sup>	8 <sup>44</sup>	159/207	
9 Donnst.	Primus	<b>Sronleichn.</b>		4 <sup>23</sup> 8 <sup>27</sup>	Mrg	10 7	160/206	
10 Freitag	Friedrich	Margar. K.		4 <sup>23</sup> 8 <sup>27</sup>	12 1	11 <sup>25</sup>	161/205	
11 Samst.	Barnab.	Barnabas		4 <sup>23</sup> 8 <sup>28</sup>	12 <sup>20</sup>	Abb	162/204	
<b>24.</b> Protest. (L.: D. reiche u. d. arme zc. Luk. 16, 19—31. U.: Wohlan, ihr Reichen. Jak. 5, 1—6. Kathol. Vom groß. Abendmahl. Luk. 14, 16—24.)				Tageslänge: 16 St. 5 Min.				
12 Sonnt.	<b>1. n. Trin.</b>	<b>2. n. Pfingst.</b>		4 <sup>23</sup> 8 <sup>28</sup>	12 <sup>40</sup>	1 <sup>54</sup>	163/203	
13 Mont.	Lobias	Anton v. B.		4 <sup>23</sup> 8 <sup>29</sup>	12 <sup>55</sup>	3 4	164/202	
14 Dienst.	Elisabeth	Basilius B.		4 <sup>23</sup> 8 <sup>29</sup>	1 14	4 <sup>15</sup>	165/201	
15 Mittw.	Veit	Vitus (14 N.)		4 <sup>23</sup> 8 <sup>30</sup>	1 <sup>37</sup>	5 <sup>23</sup>	166/200	
16 Donnst.	Justina	Benno B.		4 <sup>23</sup> 8 <sup>30</sup>	2 6	6 <sup>27</sup>	167/199	
17 Freitag	Adolf, B.	Herz Jesuf.		4 <sup>23</sup> 8 <sup>31</sup>	2 <sup>40</sup>	7 <sup>28</sup>	168/198	
18 Samst.	Arnold	Mark. u. Mrz.		4 <sup>22</sup> 8 <sup>31</sup>	3 <sup>22</sup>	8 <sup>20</sup>	169/197	
<b>25.</b> Protest. (L.: D. große Abendmahl. Luk. 14, 16—26. U.: Aufnahme d. Evangel. Röm. 3, 21—28. Kathol. Vom verlorenen Schaf. Luk. 15, 1—10.)				Tageslänge: 16 Stund. 9 M.				
19 Sonnt.	<b>2. n. Trin</b>	<b>3. n. Pf.</b>		4 <sup>22</sup> 8 <sup>32</sup>	4 <sup>14</sup>	8 <sup>52</sup>	170/196	
20 Mont.	Silver.	Silverius B.		4 <sup>23</sup> 8 <sup>32</sup>	5 <sup>13</sup>	9 <sup>36</sup>	171/195	
21 Dienst.	Alban.	Sommer-A. Alois.		4 <sup>23</sup> 8 <sup>32</sup>	6 <sup>36</sup>	10 4	172/194	
22 Mittw.	Paulus	Achaz (14 N.)		4 <sup>23</sup> 8 <sup>32</sup>	7 <sup>22</sup>	10 <sup>27</sup>	173/193	
23 Donnst.	Basilius	Alban B. v. M.		4 <sup>23</sup> 8 <sup>32</sup>	8 <sup>30</sup>	10 <sup>47</sup>	174/192	
24 Freitag	Joh. d. T.	Joh. d. T.		4 <sup>24</sup> 8 <sup>32</sup>	9 <sup>39</sup>	11 4	175/191	
25 Samst.	Augsb K.	Wilhelm, Abt		4 <sup>24</sup> 8 <sup>32</sup>	10 <sup>48</sup>	11 <sup>20</sup>	176/190	
<b>26.</b> Protest. (L.: D. such. u. rettend. Liebe. Luk. 15, 1—10. U.: Der Satan. Hiob 1, 6—12. Kathol.: Petri reichem Fischzug. Luk. 5, 1—11.)				Tageslänge: 16 St. 7 Min.				
26 Sonnt.	<b>3. Bibelfest</b>	<b>4. n. Pfingst</b>		4 <sup>25</sup> 8 <sup>32</sup>	11 <sup>59</sup>	11 <sup>37</sup>	177/189	
27 Mont.	7 Schläfer	Radislaus		4 <sup>25</sup> 8 <sup>32</sup>	Abb	11 <sup>57</sup>	178/188	
28 Dienst.	Benjamin	† Leo B.		4 <sup>26</sup> 8 <sup>32</sup>	2 <sup>28</sup>	Mrg	179/187	
29 Mittw.	Pet. u. Paul	<b>Peter u. Paul</b>		4 <sup>26</sup> 8 <sup>32</sup>	3 <sup>48</sup>	12 <sup>18</sup>	180/186	
30 Donnst.	Pauli Ged.	Pauli Ged.		4 <sup>27</sup> 8 <sup>32</sup>	5 9	12 <sup>47</sup>	181/185	

1. Nicodemus; Fortunatus. — 5. Bonifaz B. M.; Valeria. — 9. Primus M. — 12. Johannes Jak.; Barnabas. — 17. Adolf, Saitzard. — 19. Juliana F.; Gerhard. — 26. Joh. u. Paul M. Jeremias.

**Mondphasen.**

**Vollmond** am 4. um 3 Uhr 11,3 Min. nachmittags (klare Tage). **Lehtes Viertel** den 11. morgens 7 Uhr 4,2 Min. (starke Niederschläge). **Neumond** den 19. morgens 5 Uhr 19,3 Min. (Platzregen und Hagel). **Erstes Viertel** am 27. früh 5 Uhr 54,1 Min. (heiße Sommertage).

☾ Mond geht aufwärts am 5. nachts 1 Uhr.  
☽ Mond geht abwärts am 19. mittags 12 Uhr.

**Planetenauf.**

Die **Sonne** erreicht am 21. um 11 Uhr 25,2 Min. mittags das Zeichen des Krebses und es beginnt der Sommer. **Merkur** befindet sich am 22. in aufsteigendem Knoten und am 30. in oberer Zusammenkunft mit der Sonne. **Venus** nimmt an Helligkeit zu u. glänzt mit weißem Sichte bis 10<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Uhr abends am Westhimmel. **Mars** steigt um 2 Uhr früh im Osten herauf. **Jupiter** ist bei Sonnenuntergang schon im Westen zu finden; er ist am 22. in 2. Quadratur mit der Sonne und geht um Mittag auf und um Mitternacht unter. **Saturn** bleibt von 8 Uhr abends bis 4 Uhr morgens über dem Horizont.

Der Mond ist am 5. früh 5 Uhr in der Erdnähe, am 11. und 25. im Aequator.

**Wetterber. nach dem 100f. Kalender.**  
Vom 2. bis 4. Juni tritt kühles Wetter, am 5. kalter Regen, der sich vom 7. bis 9. in einen warmen verwandelt, der mit Sonnenschein wechselt, am 26. fällt Regen, am 28. wird es hell und heiter, am 30. überzieht sich wieder der Himmel.

**Bauernregeln.**

Juni feucht u. warm, macht den Bauern nicht arm. — Donnerst's im Juni, so geräth das Korn. — Wenn im Juni Nordwind weht, das Korn zur Ernte trefflich steht. — O heiliger Veit (15.) o regne nicht, daß es uns nicht an Gerst' gebriecht. — Vor Johannistag keine Gerst man loben mag. — Verblüht d. Weinstock i. Vollmondlicht, er vollen feisten Traub' verspricht. — Wie's wittert auf Medardustag (8), so bleibt's 6 Wochen lang darnach.



# Juli oder Heumonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- Sonn-	Sonn-		Mond-		Tage des Jahres.
				Aufg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
1 Freitag	Theobald	Theodorich		4 <sup>27</sup>	8 <sup>31</sup>	6 <sup>29</sup>	Mrg	182/184
2 Samst.	M. Hms.	Mar. S.		4 <sup>28</sup>	8 <sup>31</sup>	7 <sup>37</sup>	216	183/183
<b>27.</b>	L.: Das Gleichniß vom re. Luf. 6, 36—42. B.: Du bist der Mann. 2. Sam. 12, 1—10. Kathol. Von der Pharisäer Ser. Matth. 5, 20—24.					Tageslänge: 16 St. 2 Min.		
3 Sonnt.	4. n. Trin.	5 Bl. Vltf.		4 <sup>29</sup>	8 <sup>31</sup>	8 <sup>30</sup>	3 <sup>26</sup>	184/182
4 Mont.	Ulrich v. S.	Ulrich B.		4 <sup>29</sup>	8 <sup>31</sup>	9 <sup>10</sup>	4 <sup>17</sup>	185/181
5 Dienst.	Demetrius	Philomena		4 <sup>29</sup>	8 <sup>31</sup>	9 <sup>40</sup>	6 <sup>14</sup>	186/180
6 Mittw.	Gsaias	Isaias, G.		4 <sup>30</sup>	8 <sup>30</sup>	10 <sup>5</sup>	7 <sup>41</sup>	187/189
7 Donnst.	Willibald	Willibald B.		4 <sup>31</sup>	8 <sup>30</sup>	10 <sup>24</sup>	9 <sup>4</sup>	188/178
8 Freitag	Elfa	Kilian v. v. B.		4 <sup>32</sup>	8 <sup>29</sup>	10 <sup>42</sup>	10 <sup>23</sup>	189/177
9 Samst.	Primus	Elisabeth, K.		4 <sup>33</sup>	8 <sup>28</sup>	11 <sup>1</sup>	11 <sup>39</sup>	190/176
<b>28.</b>	L.: Petri Fischzug. Luf. 5, 1—11. B.: Gott ist es. 2. Kor. 3, 1—9. Kathol. Jesus speiset 4000 Mann. Marc. 8, 1—9.					Tageslänge: 15 St. 53 Min.		
10 Sonnt.	5. n. Trin.	6 n. Pfingst		4 <sup>34</sup>	8 <sup>27</sup>	11 <sup>20</sup>	Abd	191/175
11 Mont.	Cleonore	Pius P.		4 <sup>35</sup>	8 <sup>27</sup>	11 <sup>41</sup>	2 <sup>5</sup>	192/174
12 Dienst.	Heinrich	Joh. Gual.		4 <sup>36</sup>	8 <sup>27</sup>	Mrg	3 <sup>14</sup>	193/173
13 Mittw.	Margareth	Eugen B.		4 <sup>37</sup>	8 <sup>27</sup>	12 <sup>8</sup>	4 <sup>20</sup>	194/172
14 Donnst.	Bonavent.	Bonaventura		4 <sup>37</sup>	8 <sup>26</sup>	12 <sup>41</sup>	5 <sup>22</sup>	195/171
15 Freitag	<b>Gerichtsf. Auf.</b>	Heinr. K.		4 <sup>38</sup>	8 <sup>25</sup>	1 <sup>20</sup>	6 <sup>18</sup>	196/170
16 Samst.	Ruth, Anna	Mar. v. B. K.		4 <sup>39</sup>	8 <sup>24</sup>	2 <sup>8</sup>	7 <sup>2</sup>	197/169
<b>29.</b>	L.: Es sei denn eure re. Matth. 5, 20—26. B.: Was soll die Menge re. Jof. 1, 10—20. Kathol. Von d. falschen Propheten. Matth. 7, 15—21.					Tageslänge: 15 St. 42 Min.		
17 Sonnt.	6. n. Trin.	7. Scapulierf.		4 <sup>41</sup>	8 <sup>23</sup>	3 <sup>5</sup>	7 <sup>38</sup>	198/168
18 Mont.	Kosina	Camillus		4 <sup>42</sup>	8 <sup>22</sup>	4 <sup>8</sup>	8 <sup>9</sup>	199/167
19 Dienst.	Arsenius	Vinzenz v. P.		4 <sup>43</sup>	8 <sup>21</sup>	4 <sup>54</sup>	8 <sup>34</sup>	200/166
20 Mittw.	Meta, Elias	Margaretha		4 <sup>44</sup>	8 <sup>20</sup>	6 <sup>22</sup>	8 <sup>54</sup>	201/165
21 Donnst.	Praxedis	Arbogast		4 <sup>45</sup>	8 <sup>18</sup>	7 <sup>30</sup>	9 <sup>11</sup>	202/164
22 Freitag	<b>Hundstage-</b>	Mar. Mgđ		4 <sup>46</sup>	8 <sup>17</sup>	8 <sup>38</sup>	9 <sup>29</sup>	203/163
23 Samst.	Albertine	Apollinaris		4 <sup>48</sup>	8 <sup>16</sup>	9 <sup>49</sup>	9 <sup>45</sup>	204/162
<b>30.</b>	L.: Eure Rede sei. Matth. 5, 33—37. B.: Schwöret nicht. Jaf. 5, 12. Kathol. V. ungerecht. Haushalter. Luf. 16, 1—9.					Tageslänge: 15 St. 26 Min.		
24 Sonnt.	7. n. Trin.	8. n. Pfingst		4 <sup>49</sup>	8 <sup>15</sup>	11 <sup>1</sup>	10 <sup>1</sup>	205/161
25 Mont.	Jakob	Jakob Ap.		4 <sup>51</sup>	8 <sup>14</sup>	Abd	10 <sup>22</sup>	206/160
26 Dienst.	Anna	Anna		4 <sup>52</sup>	8 <sup>12</sup>	1 <sup>31</sup>	10 <sup>48</sup>	207/159
27 Mittw.	Martha	Pantal. (14 N.)		4 <sup>54</sup>	8 <sup>11</sup>	2 <sup>50</sup>	11 <sup>21</sup>	208/158
28 Donnst.	Pantaleon	Nazarius		4 <sup>55</sup>	8 <sup>10</sup>	4 <sup>7</sup>	Mrg	209/157
29 Freitag	Beatrix	Martha J.		4 <sup>55</sup>	8 <sup>9</sup>	5 <sup>18</sup>	12 <sup>5</sup>	210/156
30 Samst.	Adon. u. S.	Wiltrudis		4 <sup>56</sup>	8 <sup>8</sup>	6 <sup>17</sup>	1 <sup>3</sup>	211/155
<b>31.</b>	L.: Sehet euch vor re. Matth. 7, 15—23. B.: Jesus unser Fürsprech. 1. Joh. 2, 1—6. Kathol. Von der Zerstörung re. Luf. 19, 41—47.					Tageslänge: 15 St. 8 Min.		
31 Sonnt.	8. n. Trin.	9. n. Pfingst		4 <sup>58</sup>	8 <sup>6</sup>	7 <sup>4</sup>	2 <sup>17</sup>	212/154

### Mondphasen.

**Vollmond** am 3. um 10 Uhr 12,2 Min. nachts (heiße Tage mit Gewitter). **Letztes Viertel** den 10. abends 5 Uhr 42,8 Min. (Gewitterhafte Luft). **Neumond** den 18. abends 8 Uhr 47,1 Min. (heiße klare Tage). **Erstes Viertel** am 26. um 2 Uhr 40,0 Min. nachmittags (Regen mit Donnerwetter).

- ☾ Mond geht aufwärts den 2. mittags 12 Uhr.
- ☽ Mond geht abwärts den 25. abends 6 Uhr.

### Planetenlauf.

Die **Sonne** ist am 2. nachmittags 3 Uhr in der Erdferne und zwar 151,2 Mill. km. entfernt; am 22. abends 9 Uhr 58,7 Min. gelangt sie in das Zeichen des Löwen und ist der Hundstage Anfang. **Merkur** ist nahe am hellsten Sterne des Löwen am 27. und tritt schon 3<sup>3/4</sup> Uhr früh im Osten hervor. **Venus** ist im Löwen zu sehen; sie kann bis 10 Uhr abends <sup>1</sup>/<sub>2</sub> erleuchtet in ziemlicher Höhe gefunden werden. **Mars** wird erst nachts 1 Uhr sichtbar, ist fast ganz beleuchtet. Zugleichzeit glänzt auch **Jupiter** als auffälliges Gestirn am Himmel. **Saturn** zeigt sich bis früh 2 Uhr am Himmelsgewölbe. Sternschnuppenfall vom 25. bis 30. mit dem Radiat im Schwan.

Der Mond ist am 3. nachmittags 3 Uhr und am 31. nachts 11 Uhr in der Erdnähe, am 8. und 23. im Aequator.

**Wetterber. nach dem 100j. Kalender.**  
Der 2. Juli wird trüb und unfreundlich, am 3. folgt Regen, am 4. bis 8. aber große Hitze, dessen Schluß am 10. ein Gewittersturm ist, am 11. Sandregen, vom 12. bis 18. heiße Tage, ein starker Gewitterregen schließt den Monat.

### Bauerregeln.

Baut **Amel's** große Gansen auf, solch lang und strenger Winter drauf. — Dampft Strohdach nach Gewitterregen, kommt Wetter dann auf andern Wegen. — Was der Juli nicht kocht, kann der September nicht braten. Wie der Juli, so der nächste Januar. — Wenn Maria im Regen über's Gebirge geht (Maria Heimsuchung), so kehrt sie im Regen wieder (es regnet 40 Tage). — Am Margarethentage (20.) ist Regen eine Plage. — Vinzenzen (19.) Sonnenschein, fällt die Fässer mit Wein. — Warme helle Jakobi, kalte Weibnachten. — Hundstage hell und klar, deuten auf ein gutes Jahr. — Auf 3 Tage Sonnenschein 1 Tag Regen, gereicht Berg u. Thal zum Segen.



# August oder Erntemonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- lauf	Sonne-		Mond-		Tage des Jahres.
				Aufg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
1 Mont.	Salome	Petri Kettenf.		4 <sup>59</sup>	8 <sup>5</sup>	Ubb	Mrg	213/153
2 Dienst.	Gustav	Alfons v. L.		5 <sup>0</sup>	8 <sup>3</sup>	8 <sup>5</sup>	5 <sup>8</sup>	214/152
3 Mittw.	August	Lydia Purp.		5 <sup>1</sup>	8 <sup>1</sup>	8 <sup>27</sup>	6 <sup>34</sup>	215/151
4 Donnst.	Perpetua	Dominik D.		5 <sup>3</sup>	8 <sup>0</sup>	8 <sup>46</sup>	7 <sup>57</sup>	216/150
5 Freitag	Oswald	Oswald R.		5 <sup>5</sup>	7 <sup>58</sup>	9 <sup>4</sup>	9 <sup>17</sup>	217/149
6 Samst.	Kyrtus	Verk. Christi		5 <sup>6</sup>	7 <sup>57</sup>	9 <sup>24</sup>	10 <sup>33</sup>	218/148
<b>32.</b> <i>Protest.</i> (L.: D. Bekenntn. Petr. Matth. 16, 13—20. (R.: Das gute Bekenntniß. Tim. 6, 12—16. Kathol. Vom Phar. u. Zöllner. Luk. 18, 9—14.)				<b>Tageslänge:</b> 14 St. 48 Min.				
7 <b>Sonnt.</b>	<b>9. n. Trin.</b>	<b>10. n. Pfingst.</b>		5 <sup>7</sup>	7 <sup>55</sup>	9 <sup>45</sup>	Ubb	219/147
8 Mont.	Cyriacus	Cyriacus M.		5 <sup>8</sup>	7 <sup>53</sup>	10 <sup>11</sup>	1 <sup>1</sup>	220/146
9 Dienst.	Erich	Rajetan B.		5 <sup>10</sup>	7 <sup>51</sup>	10 <sup>42</sup>	2 <sup>8</sup>	221/145
10 Mittw.	Lorenz	Laurent. M.		5 <sup>12</sup>	7 <sup>49</sup>	11 <sup>9</sup>	3 <sup>13</sup>	222/144
11 Donnst.	Hermann	Bianka, Suj.		5 <sup>13</sup>	7 <sup>47</sup>	Mrg	4 <sup>11</sup>	223/143
12 Freitag	Klara	Klara J.		5 <sup>15</sup>	7 <sup>46</sup>	12 <sup>3</sup>	4 <sup>39</sup>	224/142
13 Samst.	Kassian	Hippolyt M.		5 <sup>16</sup>	7 <sup>44</sup>	1 <sup>8</sup>	5 <sup>38</sup>	225/141
<b>33.</b> <i>Protest.</i> (L.: Jesus weint über zc. Luk. 19, 41—48. (R.: Trauer d. Proph. Jerem. 14, 17—22. Kathol. Vom Taubstummen. Mark. 7, 31—37.)				<b>Tageslänge:</b> 14 St. 25 Min.				
14 <b>Sonnt.</b>	<b>10. n. T.</b>	<b>11. n. Pfingst.</b>		5 <sup>17</sup>	7 <sup>42</sup>	1 <sup>58</sup>	6 <sup>12</sup>	226/140
15 Mont.	Mar. Aufn.	Mar. Hinf.		5 <sup>19</sup>	7 <sup>41</sup>	3 <sup>3</sup>	6 <sup>38</sup>	227/139
16 Dienst.	Agapitus	Kochus, Elsa		5 <sup>20</sup>	7 <sup>39</sup>	4 <sup>10</sup>	7 <sup>0</sup>	228/138
17 Mittw.	Augusta	Liberatus		5 <sup>21</sup>	7 <sup>37</sup>	5 <sup>19</sup>	7 <sup>19</sup>	229/137
18 Donnst.	Kochus	Helena Kf.		5 <sup>23</sup>	7 <sup>35</sup>	6 <sup>28</sup>	7 <sup>26</sup>	230/136
19 Freitag	Sebald G.	Julius M.		5 <sup>25</sup>	7 <sup>33</sup>	7 <sup>39</sup>	7 <sup>52</sup>	231/135
20 Samst.	Bernhard	Bernard A.		5 <sup>27</sup>	7 <sup>32</sup>	8 <sup>50</sup>	8 <sup>9</sup>	232/134
<b>34.</b> <i>Protest.</i> (L.: Der Pharisäer zc. Luk. 18, 9—14. (R.: Die Selbstgerechtig. Dan. 8, 15—19. Kathol. Vom Samariter. Luk. 10, 23—34.)				<b>Tageslänge:</b> 14 St. 2 Min.				
21 <b>Sonnt.</b>	<b>11. n. Trin.</b>	<b>12. n. Pfingst.</b>		5 <sup>28</sup>	7 <sup>30</sup>	10 <sup>3</sup>	8 <sup>28</sup>	233/133
22 Mont.	Timotheus	Timotheus		5 <sup>30</sup>	7 <sup>28</sup>	11 <sup>19</sup>	8 <sup>52</sup>	234/132
23 Dienst.	Zachäus	Hundst.-G.		5 <sup>32</sup>	7 <sup>25</sup>	Ubb	9 <sup>22</sup>	235/131
24 Mittw.	Barthol.	Barthol.		5 <sup>34</sup>	7 <sup>23</sup>	1 <sup>53</sup>	10 <sup>32</sup>	236/130
25 Donnst.	Ludwig	Ludwig R.		5 <sup>35</sup>	7 <sup>22</sup>	3 <sup>4</sup>	10 <sup>52</sup>	237/129
26 Freitag	Samuel	Samuel M.		5 <sup>36</sup>	7 <sup>20</sup>	4 <sup>6</sup>	11 <sup>58</sup>	238/128
27 Samst.	Gebhard	Gebh. B. v. R.		5 <sup>38</sup>	7 <sup>19</sup>	4 <sup>56</sup>	Mrg	239/127
<b>35.</b> <i>Protest.</i> (L.: Geph., thue dich auf. Mark. 7, 31—37. (R.: Zu derf. zc. Jes. 29, 15—19 u. 22—23. Kathol. Von den 10 Ausfähigen. Luk. 17, 11—19.)				<b>Tageslänge:</b> 13 St. 37 Min.				
28 <b>Sonnt.</b>	<b>12. n. Trin.</b>	<b>13. n. Pfingst.</b>		5 <sup>39</sup>	7 <sup>16</sup>	5 <sup>34</sup>	12 <sup>16</sup>	240/126
29 Mont.	Joh. Enth.	Sabina J.		5 <sup>40</sup>	7 <sup>14</sup>	6 <sup>3</sup>	2 <sup>59</sup>	241/125
30 Dienst.	Fiacrius	Rosa v. Lima		5 <sup>41</sup>	7 <sup>12</sup>	6 <sup>28</sup>	4 <sup>4</sup>	242/124
31 Mittw.	Pauline	Raymund		5 <sup>42</sup>	7 <sup>10</sup>	6 <sup>48</sup>	5 <sup>28</sup>	243/123

**Mondphasen.**  
**Vollmond** am 2. um 5 Uhr 28,8 Min. früh (Wiederholte Regengüsse). **Letztes Viertel** den 9. morgens 7 Uhr 13,0 Min. (Wind und Regen). **Neumond** den 17. mittags 11 Uhr 34,6 Min. (veränderlich und naß). **Erstes Viertel** am 24. um 9 Uhr 32,3 Min. abends (heitere Tage). **Vollmond** am 31. um 1 Uhr 50,8 Min. nachmittags.

☾ Mond geht abwärts am 12. nachts 1 Uhr.  
☽ Mond geht aufwärts am 26. früh 4 Uhr.

**Planetenauf.**  
Die Sonne erscheint am 23. im Zeichen der Jungfrau; abends 4 Uhr 38,7 Min. u. es ist der Herbsttage Ende. **Merkur** erreicht am 22. seinen größten östlichen Stand von der Sonne und wird am 19. nachmittags 3 Uhr vom Monde bedeckt. **Venus** schreitet auf die Jungfrau zu, trifft am 19. morgens 8 Uhr mit dem Jupiter zusammen, kann aber nur bis vierel 10 Uhr in der Abenddämmerung gesehen werden. **Mars** glänzt mit seinem vollen Lichte und vier Fünfel beleuchtet von Mitternacht an am Himmel. **Jupiter** ist nur mehr in der Abenddämmerung zu sehen und ist bald unsichtbar. **Saturn** tritt am 29. morgens 9 Uhr mit der Sonne in zweite Quadratur, erhebt sich um 3 Uhr nachmittags im Osten und sinkt um Mitternacht im Westen hinab. **Sternschnuppenfall** mit dem Radiat im Perseus vom 8. bis 12. (Perseiden, Lorenzstrom, feurige Thränen des hl. Laurentius.)

Der Mond ist am 29. um 2 Uhr früh in der Erdnähe und am 4. und 19. im Äquator.

**Wetterber. nach dem 1001. Kalender.**  
Vom 1. bis 4. August trüber Himmel, auf einen dünnen Regen folgt am 6. ein heiterer Tag mit kühler Nacht, den 7. ein Gewitter, den 8. heiter, vom 9. bis 14. Regentage, den 17. schön, den 18. ein schweres Gewitter u. starker Sturm, dem eine Reihe Regentage folgen.

**Bauernregeln.**  
Starke Thau in August ver-  
fünden gutes Wetter. — Nach  
Laurenzi (10.) ist's nicht gut,  
wenn's Rebholz jetzt noch treiben  
thut. — Nordwind im Augusten-  
mond bringt gut Wetter in das  
Land. — Sind Laurenzi (10.) u.  
Bartholomäi (24.) schön, ist guter  
Herbst vorherzuseh'n. — Ist's  
in der ersten Augustwoche heiß,  
so bleibt der Winter lange weiß,  
— Hitze am St. Dominikus (4.),  
ein strenger Winter kommen  
muß. Wie das Wetter an  
Kassian (13.), so hält es mehrere  
Tage an.

7. Afrika J. M.; Donatus. — 14. Eusebius, Dominikus; Samuel. — 21. Joachim Joh. Franc.; Hartwig. — 28. Augustin B.



# September oder Herbstmonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- Sonn-	Sonnens-		Mond-		Tage des Jahres.
				Ag.	Utg.	Aufg.	Utg.	
1 <b>Donnst.</b>	Adrian	Egid, Berena		543	7 7	Abb.	Mrg	244/122
2 <b>Freitag</b>	Lea u. Rach.	Stephanus K.		545	7 6	727	8 8	245/121
3 <b>Samst.</b>	Manfuetus	Josef Kalaf.		546	7 4	748	9 <sup>25</sup>	246/120
<b>36.</b> <small>Protest. (L.: D. barmh. Samarit. Luf. 10, 23—37. (L.: D. Hohelied v. der Liebe. 1 Kor. 13. Kathol. Vom Mammonsdiensf. Matth. 6, 24—34.)</small>							Tageslänge: 13 St. 14 Min.	
4 <b>Sonnt.</b>	13. n. Trin.	Schutzengel		547	7 1	819	1141	247/119
5 <b>Mont.</b>	Justinian	Justinian B.		549	7 0	840	1152	248/118
6 <b>Dienst.</b>	Nachf.-Anf.	Magnus Abt.		550	658	917	Abb	249/117
7 <b>Mittw.</b>	Regina	Regina M.		551	655	959	2 0	250/116
8 <b>Donnst.</b>	Mar. G.	Maria G.		553	653	1050	253	251/115
9 <b>Freitag</b>	Geburtsf. des Großherz.			555	651	1148	336	252/114
10 <b>Samst.</b>	Jodok Jobst	Nikolaus v. L.		556	649	Mrg	4 <sup>11</sup>	253/113
<b>37.</b> <small>Protest. (L.: Die Dankbarkeit. Luf. 17, 11—19. (L.: Der Herr uns. Erlöf. Jes. 44, 21—28. Kathol. Vom Jüngling zu Nain. Luf. 7, 11—16.)</small>							Tageslänge: 12 St. 50 Min.	
11 <b>Sonnt.</b>	14. n. Tr.	15. Maria A.		557	647	1250	440	254/112
12 <b>Mont.</b>	Guido	Guido Archd.		559	645	157	5 3	255/111
13 <b>Dienst.</b>	Maternus	Nothburga J.		6 0	642	3 4	5 <sup>24</sup>	256/110
14 <b>Mittw.</b>	† Erheb.	† Erhöhung		6 2	640	4 15	542	257/109
15 <b>Donnst.</b>	Eutropia	Nikodemus		6 4	639	525	559	258/108
16 <b>Freitag</b>	Cyprian	Gerichtsf.		6 5	636	637	6 16	259/107
17 <b>Samst.</b>	Hildegard	Lampert B.		6 7	634	751	636	260/106
<b>38.</b> <small>Protest. (L.: Gott- u. Weltdienst. Matth. 6, 24—34. (L.: Wie stimmt Christ. zc. 2 Kor. 6, 14—18. Kathol.: Vom Wasserfüchtigen. Luf. 14, 1—11.)</small>							Tageslänge: 12 St. 24 Min.	
18 <b>Sonnt.</b>	15. n. Tr.	16. n. Pfing		6 8	632	9 6	658	261/105
19 <b>Mont.</b>	Markolf	Januarus		6 9	630	1025	726	262/104
20 <b>Dienst.</b>	Fausta	Gustach (14 N)		6 10	628	1141	8 3	263/103
21 <b>Mittw.</b>	Matthäus	† III. Quat.		6 12	625	Abb	850	264/102
22 <b>Donnst.</b>	Landolin	Landolin		6 13	623	159	950	265/101
23 <b>Freitag</b>	Herbst-A.	† Thella		6 15	620	251	11 2	266/100
24 <b>Samst.</b>	Gerhard	† Rupprecht		6 17	618	333	Mrg	267/99
<b>39.</b> <small>Protest. (L.: Jesus die Aufersteh. Luf. 7, 11—17. (L.: Lob, wo ist dein zc. 1 Kor. 15, 51—57. Kathol. V. vornehmst. Gebot. Matth. 22, 34—46.)</small>							Tageslänge: 11 St. 57 Min.	
25 <b>Sonnt.</b>	16. n. Tr.	17. n. Pfing		6 19	616	4 5	11 <sup>14</sup>	268/98
26 <b>Mont.</b>	Cyprian	Cyprian M.		6 20	614	430	123	269/97
27 <b>Dienst.</b>	Kosmas	Kosm. u. Dam.		6 21	611	452	3 0	270/96
28 <b>Mittw.</b>	Wenzel	Lioba i. L. B.		6 23	610	511	421	271/95
29 <b>Donnst.</b>	Michael	Michael, Erz.		6 24	6 7	530	643	272/94
30 <b>Freitag</b>	Hieron.	Otto B.		6 26	6 5	551	7 1	273/93

4. Rosalia J.; Esther. — 8. Adrian. — 9. Maternus, Patr. d. Elsaß, Korbinian. — 11. Felix und Regula; Protus und Hyacinth. — 14. Heil. Kreuz-Erhöhung. — 18. Richard K. — 21. Matthäus, Ap. Ev. — 25. 5 Wunden von Alfifi; Aleophas.

**Mondphasen.**  
**Lehtes Viertel** den 7. nachts 11 Uhr 50,9 Min. (trübes Wetter).  
**Neumond** den 16. nachts 1 Uhr 10,2 Min. (heitere Herbsttage).  
**Erstes Viertel** am 23. um 3 Uhr 39,4 Min. früh (tobende Stürme).  
**Vollmond** am 30. um 12 Uhr 10,7 Min. nachts (gutes Wetter).  
 ☾ Mond geht abwärts um 8. früh 8 Uhr  
 ☽ Mond geht aufwärts am 22. morgens 10 Uhr.

**Planetentlauf.**  
 Die **Sonne** zeigt sich am 23. um 1 Uhr 34,2 Min. nachts in der Waage, es ist Herbstanfang. **Merkur** steht am 5. abends 6 Uhr der Sonne gegenüber u. befindet sich am 27. in größter westlicher Elongation, ist aber nur schwer in der Morgendämmerung aufzufinden. **Venus**, kaum <sup>2</sup>/<sub>3</sub> erleuchtet, nimmt aber doch an Glanz zu, und bleibt mehr als eine Stunde nach Sonnenuntergang über dem Horizont. **Mars** zeigt sich schon nachts 11 Uhr im Osten; seine Lichtstärke nimmt aber ab. **Jupiter** verschwindet allmählich in den letzten Strahlen der Sonne. **Saturn** entzieht sich allmählich in der Abenddämmerung den Blicken.

Der Mond ist am 25. früh 6 Uhr in der Erdnähe, am 15. und 28. im Aequator.  
**Wetterber. nach dem 100j. Kalender.**  
 Vom 2. bis 5. September kalte Morgen u. windige Tage, den 6. warmer Gewitterregen, den 8. Regen, den 11. dicht bewölkt, am 13. und 14. bereits Reif und leichte Nachfröhe, am 15. schön und mild, am 16. und 17. trüb, am 18. Morgennebel, dem kühltes Wetter folgt, darauf folgen Stürme und Tage mit Frost bis an's Monatsende.

**Bauernregeln.**  
 Wenn im September Donner und Blitz dir dräuen, magst nächstes Jahr an Obst und Wein dich freuen. — Wie der Hirsch an Egidi (1.) in die Brunst wohl geht, so das Wetter nach vier Wochen noch steht. — So viel Tage vor Michaeli (29.) Reif, so viel Tage nach Georgi Eis. — St. Michel-Wein ist Herren-Wein, St. Gallus-Wein ist Bauernwein. — Nach Septembereggewitter wird man im Hornung vor Schnee und Kälte zittern — An September-Regen ist dem Bauer viel gelegen. — Auf warmen Herbst folgt meist langer Winter. — Ist Egid (1.) ein heller Tag, ich dir schönen Herbst ansag'. — Wie sich's Wetter an Maria Geburt (8.) thut verhalten, so soll sich's weiter vier Wochen noch gestalten. — So viel Reif und Schnee vor Michaelis, so viel nach Walburgis.



# Oktober oder Weinmonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- lauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres.
				Aufg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
1 Samst.	Remigius	Remigius B.		628	6 4	Abd	Mrq	274/92
<b>40.</b>	Proteft. (L.: D. Heilena Sabbath. Luf. 14, 1—11. (B.: D. Schwach. i. Glaub. Röm. 14, 1—8. Kathol. Selig ist der Leib. Luf. 11, 27—28.			Tageslänge:		11 St. 32 Min.		
2 Sonnt.	17. n. Trin.	18. Rosentz		629	6 1	641	931	275/91
3 Mont.	Ewald	Uto Abt		630	6 0	714	1041	276/90
4 Dienst.	Franz	Frz. v. Assisi		632	5 57	753	1146	277/89
5 Mittw.	Placidus	Placidus		633	5 54	842	Abd	278/88
6 Donnst.	Fides	Bruno, Ordst.		635	5 52	937	1 30	279/87
7 Freitag	Spez	August, S.		637	5 51	1039	2 8	280/86
8 Samst.	Marzellin.	Brigitta W.		638	5 48	1143	2 40	281/85
<b>41.</b>	Proteft. (L.: Glaube und Liebe. Matth. 22, 34—46. (B.: Gottes- u. Menschent. 1 Joh. 4, 16—21. Kathol. Vom hochzeitl. Kleide. Matth. 22, 1—14.			Tageslänge:		11 St. 7 Min.		
9 Sonnt.	18. n. Trin.	19. n. Pfingst.		639	5 46	Mrq	3 5	282/84
10 Mont.	Iustus	Franz Borg.		641	5 44	12 <sup>50</sup>	3 27	283/83
11 Dienst.	Burkhard	Belagius M.		643	5 42	1 58	3 46	284/82
12 Mittw.	Mag	Maximil. B.		644	5 40	3 9	3 53	285/81
13 Donnst.	Koloman	Eduard K.		645	5 38	4 19	4 21	286/80
14 Freitag	Kallixtus	Burkhard B.		647	5 37	5 32	4 40	287/79
15 Samst.	Aurelia	Theresia J.		648	5 34	6 48	5 2	288/78
<b>42.</b>	Proteft. (L.: Der Sichtbrüchige. Matth. 9, 1—8. (B.: Silber und Gold. Akt. 3, 1—8. Kathol. Zachäus auf dem Feigenb. Luf. 19, 1—10.			Tageslänge:		10 St. 42 Min.		
16 Sonnt.	19. n. Trin.	Allg Kirchw.		650	5 32	8 7	5 28	289/77
17 Mont.	Eduard	Hedwig K. W.		652	5 30	9 26	6 3	290/76
18 Dienst.	Lukas	Lukas Ev.		654	5 28	10 42	6 47	291/75
19 Mittw.	Ferdin.	Ferdinand		655	5 27	11 52	7 45	292/74
20 Donnst.	Arthur	Wendelin A.		656	5 25	Abd	8 54	293/73
21 Freitag	Hilaria	Ursula J. W.		658	5 23	1 31	10 10	294/72
22 Samst.	Salome	Helmutrud.		7 0	5 21	2 6	11 30	295/71
<b>43.</b>	Proteft. (L.: D. hochzeitl. Kleid. Matth. 22, 1—14. (B.: D. Auserwählt. Off. Joh. 7, 9—17. Kathol. Vom Schalkstnecht. Matth. 18, 23—35.			Tageslänge:		10 St. 18 Min.		
23 Sonnt.	20. n. Trin.	21. n. Pfingst.		7 1	5 19	2 34	Mrq	296/70
24 Mont.	Raphael	Raphael Grz.		7 2	5 17	2 56	12 52	297/69
25 Dienst.	Krispin	Krispinus		7 4	5 15	3 16	2 10	298/68
26 Mittw.	Amanda	Bernward B.		7 6	5 13	3 35	3 27	299/67
27 Donnst.	Fruement.	Sabina, Ivo		7 8	5 11	3 54	4 43	300/66
28 Freitag	Sim. Juda	Sim. u. Juda		7 10	5 9	4 16	5 58	301/65
29 Samst.	Ernelin.	Narzisz B.		7 12	5 8	4 41	7 12	302/64
<b>44.</b>	Proteft. (L.: Gehe hin, dein u. Joh. 4, 47—54. (B.: Die Berufung. 2. Theff. 2, 13—17. Kathol. Vom Zinsgrofchen. Matth. 22, 15—21.			Tageslänge:		9 St. 53 Min.		
30 Sonnt.	21. n. Trin.	22. n. Pfingst.		7 13	5 6	5 11	8 24	303/63
31 Mont.	Wolfgang	† Wolfgang		7 14	5 4	5 50	9 38	304/62

**Mondphasen.**  
**Lehtes Viertel** den 7. abends 7 Uhr 4,7 Min. (Wind u. Regen).  
**Neumond** den 15. mittags 1 Uhr 37,3 Min. (sehr veränderliches Wetter).  
**Erstes Viertel** am 22. um 10 Uhr 9,3 Min. vormittags (Windig mit Graupeln).  
**Vollmond** am 29. um 1 Uhr 18,2 Min. nachmittags (trübe regnerische Witterung).  
 ☾ Mond geht abwärts am 5. um 4 Uhr abends.  
 ☽ Mond geht aufwärts am 19. abends 8 Uhr.

**Planetenauf.**  
 Die **Sonne** bewegt sich im Skorpion am 23. morgens 10 Uhr 6,08 Min. Der **Merkur** tritt am 3. abends 9 Uhr in seine größte östliche Ausweichung und am 21. nachts 11 Uhr in die untere Sonnenkonjunktion, bleibt daher dem Auge entzogen. **Venus** sinkt schon abends 6 1/2 Uhr im Westen hinab, strahlt aber am 28. im größten Glanze. Obwohl nur halb erleuchtet, entwickelt sie doch in Folge der geringen Entfernung von der Erde eine solche Helligkeit. **Mars** am 17. in der Sonnenquadratur erhebt sich nachts nach 10 Uhr am Osthimmel und steigt, zu 1/5 beleuchtet, nachmittags 2 Uhr im Westen hinab. **Jupiter** tritt am 14. mit der Sonne in Konjunktion und geht mit ihr auf und unter. **Saturnus** hat seinen Untergang vor 8 Uhr abends. Vor Beginn der Morgendämmerung in mondleeren Nächten das **Zodiakallicht**.

Der Mond ist am 20. früh 2 Uhr in der Erdnähe, am 18. und 26. im Äquator.  
**Wetterher. nach dem 100j. Kalender.**  
 Vom 2. bis 9. Oktober Regen und Sturm, am 10. u. 11. heiter, vom 12. bis 22. trüb und regnerisch, vom 24. bis 28. neblig u. veränderlich, am 29. bis 31. nebelige u. kalte Tage.

**Sauernregeln.**  
 Warmer Oktober, kalter Febr. — Bringt der Oktober viel Frost und Wind, so sind der Januar und Hornung gelind. — Viel Regen im Oktober, viel Wind im Dezember. — Wenn St. Gallus (16.) die Butten trägt, für den Wein ein schlechtes Zeichen schlägt. — Mit St. Gall bleibt die Kuh im Stall. — Regen zu Ende Oktober verkündet ein fruchtbares Jahr. — Am St. Lukastag (18.) soll das Winter Korn schon in die Stoppeln gesät sein. — Wie die Witterung hier wird sein, schlägt sie nächsten März ein.



# November oder Windmonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- lauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres.
				Aufg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
1 Dienst.	Suitpold	<b>Allerheil.</b> ☽	☾	7 <sup>15</sup>	5 <sup>3</sup>	Abd	Mrg	305/61
2 Mittw.	Viktorine	Allerseelen	☾	7 <sup>17</sup>	5 <sup>2</sup>	7 <sup>27</sup>	11 <sup>1</sup>	306/60
3 Donnst.	Zda, Gottl.	Birmin, Hub.	☾	7 <sup>19</sup>	5 <sup>1</sup>	8 <sup>27</sup>	Abd.	307/59
4 Freitag	Sigmund	Karolus Bor.	☾	7 <sup>20</sup>	4 <sup>59</sup>	9 <sup>30</sup>	12 <sup>30</sup>	308/58
5 Samst.	Blandina	Zachar. u. Gl.	☾	7 <sup>22</sup>	4 <sup>57</sup>	10 <sup>35</sup>	1 <sup>6</sup>	309/57
<b>45</b> Protest. { L.: Ihr seid das Salz zc. Matth. 5, 13—16. R.: Ihr seid das auserwählte zc. 1 Petr 2, 9. Kathol. Von Jairi Töchterlein. Matth. 9, 18—26.					Tageslänge:		9 St. 31 Min.	
6 Sonnt.	<b>Reformat.</b>	<b>23. n. Pfing</b> ☾	☾	7 <sup>24</sup>	4 <sup>55</sup>	11 <sup>42</sup>	1 <sup>28</sup>	310/56
7 Mont.	Willibrord	Engelbert B.	☾	7 <sup>26</sup>	4 <sup>54</sup>	Mrg	1 <sup>49</sup>	311/55
8 Dienst.	Gottfried	4 gek. Mart.	☾	7 <sup>28</sup>	4 <sup>52</sup>	12 <sup>49</sup>	2 <sup>7</sup>	312/54
9 Mittw.	Theodor	Theodor M.	☾	7 <sup>29</sup>	4 <sup>50</sup>	1 <sup>58</sup>	2 <sup>23</sup>	313/53
10 Donnst.	M. Luther	Justus B.	☾	7 <sup>31</sup>	4 <sup>49</sup>	3 <sup>9</sup>	2 <sup>41</sup>	314/52
11 Freitag	Martin	Martin B.	☾	7 <sup>32</sup>	4 <sup>48</sup>	4 <sup>24</sup>	3 <sup>2</sup>	315/51
12 Samst.	Jonas	Martin B.	☾	7 <sup>34</sup>	4 <sup>46</sup>	5 <sup>41</sup>	3 <sup>26</sup>	316/50
<b>46</b> Protest. { L.: Das Auge des Herrn. Ps. 33, 18—22. R.: So seid nun geduldig. Jak. 5, 7—12. Kathol. Vom Senfkornlein. Matth. 13, 31—35.					Tageslänge:		9 St. 10 Min.	
13 Sonnt.	<b>Ernte-u. D.</b>	<b>24. n. Pfingst.</b>	☾	7 <sup>35</sup>	4 <sup>45</sup>	7 <sup>1</sup>	3 <sup>57</sup>	317/49
14 Mont.	Petrus	Josaphat ☾	☾	7 <sup>36</sup>	4 <sup>44</sup>	8 <sup>26</sup>	4 <sup>39</sup>	318/48
15 Dienst.	Bertrud	Leop. Mgr ☾	☾	7 <sup>38</sup>	4 <sup>43</sup>	9 <sup>36</sup>	5 <sup>32</sup>	319/47
16 Mittw.	Ottmar	Ottmar, G.	☾	7 <sup>40</sup>	4 <sup>41</sup>	10 <sup>39</sup>	6 <sup>41</sup>	320/46
17 Donnst.	Hilda	Hilda, A.	☾	7 <sup>42</sup>	4 <sup>40</sup>	11 <sup>29</sup>	7 <sup>57</sup>	321/45
18 Freitag	Gottschalk	Otto, Abt	☾	7 <sup>43</sup>	4 <sup>39</sup>	Abd.	9 <sup>21</sup>	322/44
19 Samst.	Isabella	Elisabeth Kg.	☾	7 <sup>44</sup>	4 <sup>38</sup>	12 <sup>36</sup>	10 <sup>43</sup>	323/43
<b>47</b> Protest. { Der Text wird jedesmal von der ober- sten Kirchenbehörde besonders bestimmt. Kathol. Vom Gräuel zc. zc. Matth. 24, 15—35.					Tageslänge:		8 St. 51 Min.	
20 Sonnt.	<b>B. u. B.</b>	<b>25. n. Pfingst</b> ☾	☾	7 <sup>46</sup>	4 <sup>37</sup>	1 <sup>1</sup>	Mrg	324/42
21 Mont.	Columban.	Mar. Opf.	☾	7 <sup>48</sup>	4 <sup>36</sup>	1 <sup>23</sup>	12 <sup>0</sup>	325/41
22 Dienst.	Cäcilia	Cäcilia J. M.	☾	7 <sup>49</sup>	4 <sup>35</sup>	1 <sup>40</sup>	1 <sup>16</sup>	326/40
23 Mittw.	Klemens	Klemens P.	☾	7 <sup>50</sup>	4 <sup>34</sup>	1 <sup>59</sup>	2 <sup>32</sup>	327/39
24 Donnst.	J. Knog	Johann v. K.	☾	7 <sup>52</sup>	4 <sup>33</sup>	2 <sup>19</sup>	3 <sup>46</sup>	328/38
25 Freitag	Kathinka	Katharina	☾	7 <sup>54</sup>	4 <sup>32</sup>	2 <sup>44</sup>	5 <sup>58</sup>	329/37
26 Samst.	Konrad	Konr. B. v. F.	☾	7 <sup>55</sup>	4 <sup>32</sup>	3 <sup>12</sup>	6 <sup>10</sup>	330/36
<b>48</b> Protest. { L.: D. Anbruch d. Tages. Röm. 13, 11—14. R.: Tröstet mein Volk. Jes. 40, 1—5. Kathol. Zeichen d. jüngsten Tages. Luk. 21, 25—33.					Tageslänge:		8 St. 35 Min.	
27 Sonnt.	<b>1. Adv. Anf. d. Kirch.-J.</b>	<b>1. Adv.</b> ☾	☾	7 <sup>56</sup>	4 <sup>31</sup>	3 <sup>47</sup>	7 <sup>17</sup>	331/35
28 Mont.	Sosthen	Albert d. G.	☾	7 <sup>57</sup>	4 <sup>31</sup>	4 <sup>28</sup>	8 <sup>20</sup>	332/34
29 Dienst.	Noe	Elisab. B.	☾	7 <sup>59</sup>	4 <sup>30</sup>	5 <sup>18</sup>	9 <sup>5</sup>	333/33
30 Mittw.	Andreas	Andreas Ap.	☾	8 <sup>0</sup>	4 <sup>29</sup>	6 <sup>16</sup>	10 <sup>0</sup>	334/32

1. Suitpold. — 2. Tobias, Viktorine. — 6. Leonhard Abt. — 13. Stanislaus Kofka, Briccus. — 20. Emilie, Amos; Felix. — 27. Rodwig, Puffo.

**Mondphasen.**  
**Letztes Viertel** den 6. nachmittags 3 Uhr 27,8 Min. (Regen und Schnee). **Neumond** den 14. früh 1 Uhr 20,6 Min. (starker Wind und Schneefälle). **Erstes Viertel** am 20. um 6 Uhr 5,0 Min. abends (Kalter Wind). **Vollmond** am 28. um 5 Uhr 39,2 Min. morgens (Schneebeden).

☾ Mond geht abwärts am 1. nachts 12 Uhr.  
 ☽ Mond geht aufwärts am 15. nachts 11 Uhr.  
 ☾ Mond geht abwärts am 29. früh 8 Uhr.

**Planetenlauf.**  
 Die **Sonne** zeigt sich im Schützen am 22. um 7 Uhr 15,2 Min. abends. **Merkur** steht am 20. vormittags 9 Uhr beim Juppiter. **Venus** ist, wenn der Horizont nicht mit Wolken bedeckt ist, auf kurze Zeit zu beobachten, obwohl sie nur 1/10 beleuchtet ist und fast 1 Stunde nach der Sonne untergeht. **Mars** ist bereits abends 9 Uhr im Osten aufzufinden. **Juppiter** fängt an, kurz vor Sonnenaufgang am Osthorizonte sichtbar zu werden. **Saturn** bleibt nur bis abends 6 Uhr über dem Horizonte. Vom 11. bis 14. Sternschnuppensturm im Löwen (Leoniden, Martinistrom).  
 Der Mond ist am 16. vormittags 8 Uhr in der Erdbübe und am 9. u. 22. im Äquator.

**Wetterber. nach dem 100j. Kalender.**  
 Am 2. und 3. November heil und kühl, am 4. und 5. regnerisch, am 6. bis 8. schön, vom 8. bis 12. Regen, ebenso vom 13. bis 15., vom 16. bis 20. sehr veränderlich, am 23. und 24. kalt, am 25. regnerisch, am 26. und 27. ist Alterweiberommer, am 28. heiter, abends aber Regen, den 29. heiter, am 30. Wind und Wolken.

**Bauernregeln.**  
 Ist Martinstag ein trüber Tag, folgt gefinder Winter nach. — St. Martinus (11.) legt sich mit Dank schon auf die warme Osendank. — Katharin (25.) heilt Geizen und Pfaffen ein. — Wenn im November die Wasser steigen, so werden sie sich im ganzen Winter zeigen. — Wie der November, so der folgende Mai. — Bringt Allerheiligen einen Winter, so bringt Martin einen Sommer. — Kommt St. Martin mit Winter, ist's aut, wenn bald ein Schnee einfällt; man hat ihn lieber dürr als naß, so hält sich's auch mit Andreas. — Wie's um Katharin (25.) trüb oder rein, so wird auch der nächste Hornung sein. — Andreas (30.) thut dem Korne weh. — Der rechte Bauer weiß es wohl, daß im November man wässern soll. — Fällt vor Martini das Raub nicht ab, folgt gar ein schwerer Winter nach. — Am Allerheiligentag einen Span aus einer Buche gebauen; ist er trocken, bedeutet er einen warmen, ist er naß, einen kalten Winter.



# Dezember oder Christmonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- lauf	Sonnens-		Mond		Tage des Jahres
				Ufg.	Utg.	Ufg.	Utg.	
1 Donnst.	Longinus	Natalie Gl.		8 2	4 <sup>29</sup>	Abd	Mrg	335/31
2 Freitag	Aurelia	Bibiana J. M.		8 3	4 <sup>29</sup>	8 <sup>23</sup>	11 7	336/30
3 Samst.	Kassian.	Franz Xaver		8 3	4 <sup>29</sup>	9 <sup>29</sup>	11 <sup>31</sup>	337/29
<b>49.</b> Protest. (L.: Die Eintracht. Röm. 15, 5-13. B.: D. einträcht. Herz. Hes. 11, 17-20. Kathol. Johannes Gefandtsch. Matth. 11, 2-10.)				Tageslänge: 8 St. 25 Min.				
4 Sonnt.	<b>2. Advent</b>	<b>2. Advent</b>		8 4	4 <sup>29</sup>	10 <sup>35</sup>	Abd	338/28
5 Mont.	Abigail	Petrus Chr.		8 5	4 <sup>28</sup>	11 <sup>43</sup>	12 <sup>13</sup>	339/27
6 Dienst.	Klaus	Nikolaus		8 6	4 <sup>28</sup>	Mrg	12 <sup>28</sup>	340/26
7 Mittw.	Agathon	Ambrosius R.		8 8	4 <sup>27</sup>	1 <sup>51</sup>	12 <sup>40</sup>	341/25
8 Donnst.	Martin R.	<b>Mar. Empf.</b>		8 9	4 <sup>27</sup>	2 1	1 3	342/24
9 Freitag	Benjamin	Valerie J.		8 10	4 <sup>27</sup>	3 14	1 <sup>25</sup>	343/23
10 Samst.	Eulalia	Melchides P.		8 11	4 <sup>27</sup>	4 42	1 51	344/22
<b>50.</b> Protest. (L.: D. Haushalter Gottes. 1 Kor. 4, 1-5. B.: Beruf. d. erst. Jüng. Mark. 1, 14-20. Kathol. Johannes Zeugnis. Joh. 1, 19-28.)				Tageslänge: 8 St. 15 Min.				
11 Sonnt.	<b>3. Advent</b>	<b>3. Advent</b>		8 12	4 <sup>28</sup>	5 51	2 28	345/21
12 Mont.	Gangolf	Adelheid R.		8 13	4 <sup>28</sup>	7 8	3 15	346/20
13 Dienst.	Lucia	Lucia J.		8 13	4 <sup>28</sup>	8 19	4 17	347/19
14 Mittw.	Nikafius	† IV. Quat.		8 14	4 <sup>28</sup>	9 18	5 33	348/18
15 Donnst.	Christine	Christine J.		8 15	4 <sup>28</sup>	10 3	6 58	349/17
16 Freitag	Ananias	† Eusebius B.		8 16	4 <sup>28</sup>	10 <sup>38</sup>	8 22	350/16
17 Samst.	Lazarus	† Lazarus		8 17	4 <sup>28</sup>	11 4	9 44	351/15
<b>51.</b> Protest. (L.: Der Friede Gottes. Phil. 4, 4-7. B.: D. Freude in dem Herrn. Jes. 61, 8-11. Kathol. Im 15. Jahre Liberii. Luk. 3, 1-6.)				Tageslänge: 8 St. 11 Min.				
18 Sonnt.	<b>4. Advent</b>	<b>4. Advent</b>		8 17	4 <sup>28</sup>	11 27	11 5	352/14
19 Mont.	Klemens	Nemesius M.		8 18	4 <sup>29</sup>	11 46	Mrg	353/13
20 Dienst.	Christ.	Christian		8 19	4 <sup>29</sup>	Abd	12 21	354/12
21 Mittw.	<b>Winter-Anfang</b>	Thomas		8 19	4 <sup>30</sup>	12 28	2 36	355/11
22 Donnst.	Beatriz	Servulus B.		8 20	4 <sup>30</sup>	12 48	3 42	356/10
23 Freitag	Dagobert	Viktoria J. M.		8 20	4 <sup>31</sup>	1 14	4 1	357/9
24 Samst.	Adele	† Ad. u. Eva		8 20	4 <sup>31</sup>	1 47	5 10	358/8
<b>52.</b> Protest. (L.: D. heilsame Gnade etc. Tit. 2, 11-14. B.: Maria Lobgesang. Luk. 1, 46-55. Kathol. Von Christi Geburt. Luk. 2, 1-14)				Tageslänge: 8 St. 11 Min.				
25 Sonnt.	<b>I. Weihn.-S.</b>	<b>B. Weihn.-S.</b>		8 21	4 <sup>32</sup>	2 26	6 12	359/7
26 Mont.	<b>II. W.</b>	<b>Stephan</b>		8 21	4 <sup>33</sup>	3 13	7 9	360/6
27 Dienst.	Joh. Ev.	Joh. Ap. u. G.		8 22	4 <sup>34</sup>	4 18	7 57	361/5
28 Mittw.	Unsch. R.	Unsch. R.		8 22	4 <sup>34</sup>	5 29	8 37	362/4
29 Donnst.	Zonathan	Thomas Grzb.		8 22	4 <sup>35</sup>	6 12	9 10	363/3
30 Freitag	Rainer	David R.		8 22	4 <sup>36</sup>	7 19	9 36	364/2
31 Samst.	Sylvester.	Schlufgottesd.		8 22	4 <sup>37</sup>	8 25	9 58	365/1

4. Barbara J. M. — 8. Eucharis. — 11. Walbemar, Damasus; Hermine. — 14. Nikafius; Spiribion. — 18. Maria Erwartung; Wunibald. — 25. Anastasia; Eugenie.

**Mondphasen.**  
**Letztes Viertel** den 6. mittags 11 Uhr 5,6 Min. (klare kalte Tage).  
**Neumond** den 13. mittags 12 Uhr 43,2 Min. (starker Frost). **Erstes Viertel** am 20. um 4 Uhr 21,6 Min. früh. (Schneestürme). **Vollmond** am 28. nachts 12 Uhr 39,2 Min. (klar mit Frost).  
 ☾ Mond geht aufwärts am 13. früh 8 Uhr.  
 ☽ Mond geht abwärts am 26. mittags 1 Uhr.

**Planetenauf.**  
 Die Sonne nimmt ihren Lauf durch den Schützen vom 21. an um 8 Uhr 8,7 Min. Abermals ist Winteranfang. **Merkur** steht am 3. abends 9 Uhr in der größten östlichen Ausweichung von der Sonne, geht nach 5 Uhr unter, so daß er auf kurze Zeit aus dem Glanze der Sonne herausstritt und für bewaffnetes Auge sichtbar sein könnte. **Venus** nur ein Zwölftel beleuchtet, beginnt sich am 1. abends 6 Uhr in die untere Konjunktion mit der Sonne, wird dann wieder Morgenstern. **Mars** im Löwen ist schon abends 8 Uhr über dem Horizonte und an seinem rötlichen Lichte leicht erkennbar. **Jupiter** wird bereits früh 4 Uhr sichtbar und kann bis über Sonnenanfang hinaus verfolgt werden. **Saturn** ist am 6. in Konjunktion mit der Sonne und geht mit ihr auf und unter. Am 31. nachts 11 Uhr gelangt die Sonne abermals in die Erdnähe. Sternschnuppenfall aus den Zwillingen (Gemintiden).

Der Mond ist am 14. nachmittags 2 Uhr in der Erdnähe und am 6. und 19. im Aequator.

**Wetterber. nach dem 100j. Kalender.**  
 Am 5. Dezember fällt Schnee mit Regen vermischt, dann kommen heitere Tage, am 8. andauernder Regen, den 9. bewölkt und mild, am 10. heftiger Regen, den 11. schön, den 12. bewölkt, den 13. wieder starker Regen, vom 14. bis 18. trüb, den 20. hell, kalt und starkes Eis, den 30. hell und kalt ohne Schneefall, den 31. neblig und bewölkt.

**Bauernregeln.**  
 Kalter Dez., fruchtbares Jahr, sind Genossen immerdar. — Kalter Christmond mit viel Schnee, bringt viel Korn auf Berg u. Föh. — Je trüber das Wetter bei Dezember-schnee, je besseres Jahr in Aussicht steht. — Mehr Kälte als der Fichtenbaum, erträgt der Restock lobesam, wenn im Christmond trocken er eingefriert. — Stürmet es zur Weihnachtszeit, gibt es viel Obst. — Grüne Weihnachten, weiße Ostern. — Dez. veränderlich u. lind, ist der ganze Winter ein Kind. — Donner im Winterquartal, bringt uns Kälte ohne Zahl.



A. Deutsches Reich.

540,728 qkm, 49,428,470 Einwohner.
Wilhelm II., Deutscher Kaiser und König von Preußen, geb. den 27. Jan. 1859, succ. 15. Juni 1888; vermählt am 27. Febr. 1881 mit Augusta Viktoria, Prinzessin von Schleswig-Holstein, geb. den 22. Okt. 1858. Kronprinz Wilhelm, geb. den 6. Mai 1882.

B. Des großherzoglichen Hauses Baden.

Friedrich Wilhelm Ludwig, Großherzog von Baden, Herzog von Zähringen u. z., geboren zu Karlsruhe am 9. September 1826, folgte seinem Vater als „Regent“ an Stelle seines Bruders des Großherzogs Ludwig II. (geb. am 15. August 1824, gest. am 22. Jan. 1858) am 24. April 1858 und nimmt den Titel „Großherzog von Baden“ am 5. September 1858 an; General-Inspekteur der V. Armee-Inspektion (Waden und Elz-Lothringen), General-Oberst der Kavallerie, Chef des 1. Badischen Leib-Grenadier-Reg. Nr. 109, des 1. Bad. Leib-Dragoonen-Regiments Nr. 20 und des 1. Badischen Feld-Artillerie-Regiments Nr. 14, Chef des preuß. Rheinischen Ulanen-Regiments Nr. 7, des württ. Inf.-Reg. Nr. 126 und des 1. f. f. Herrsch. Infanterie-Regiments Nr. 60, Rgl. Schw. General, R. d. Schw. Adler-O., des span. O. v. O. Wies, vermählt am 20. September 1856 mit Ihrer königlichen Hoheit der Prinzessin Louise Marie Elisabeth, geboren den 3. Dezember 1838, Tochter Seiner Majestät des deutschen Kaisers, Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen.

Kinder:
Friedrich Wilhelm Ludwig Leopold August, Erbgroßherzog, Markgraf von Baden und Herzog von Zähringen (Rgl. Hoheit), geb. zu Karlsruhe den 9. Juli 1857, Generalleutnant und Kommandeur der 29. Armeedivision zu Freiburg; Chef des 5. Bad. Inf.-Regts. Nr. 118 u. à la suite des 1. Bad. Leib-Grenadier-Regiments Nr. 109, des 1. preußischen Garde-Regiments zu Fuß, des 1. preuß. Garde-Ulanen-Regiments; Ritter des Schw. O., vermählt in Hohenburg (Oberböhmen) am 25. Sept. 1885 mit Hilde Charlotte, Wilhelm im Herzogl. Prinz. von Nassau und Luxemburg, geb. 5. Nov. 1864 zu Biebrich.

Sophie Maria Viktoria, großherzoglich Prinzessin und Markgräfin von Baden, geboren zu Karlsruhe den 7. August 1862, vermählt am 20. Sept. 1881 mit dem Kronprinzen Gustav Adolf von Schweden, Herzog von Westmanland, geb. zu Schloss Drottningholm 16. Juni 1858.

- 1) Alexandrine Louise Amalie Friederike Elisabeth Sophie, großherzogliche Prinzessin und Markgräfin von Baden, geboren den 6. Dezember 1820, vermählt den 3. Mai 1842 mit Seiner Hoheit dem regierenden Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha.
2) Ludwig Wilhelm August, großherzoglicher Prinz und Markgraf von Baden, Herzog v. Zähringen, geb. 18. Dez. 1829, gest. 27. Apr. 1897, Rgl. preuß. General d. Infanterie, à la suite des 1. G.-Feld-Art.-Reg., Chef des 4. Bad. Infanterie-Reg. Nr. 112, Ritter d. Schw. O., verlobt, vermählt zu St. Petersburg am 11. Febr. 1863 mit Ihrer kaiserlichen Hoheit der Prinzessin Marie Maximilianovna, Romanowskija geb. 16/4. Okt. 1841; Kinder: 1) Marie, geboren zu Baden am 26. Juli 1865, vermählt am 2. Juli 1889 zu Karlsruhe mit Friedrich, Erbprinzen d. Anhalt, geb. am 19. August 1856. 2) Maximilian, geboren zu Baden am 10. Juli 1867 Dr. utr. jur., Sel.-Dienst im Garde-Är.-Regiment
3) Karl Friedrich Gustav Wilhelm Maximilian, großherzoglicher Prinz und Markgraf von Baden, Herzog von Zähringen, geboren den 8. März 1832, Rgl. preussischer General der Kavallerie, Chef des 3. Badischen Dragoner-Regiments „Prinz Karl“ Nr. 22, morgana-risch vermählt zu Hansloch am 17. Mai 1871 mit Rosalie Louise Gräfin d. Rhena, geb. Freim. d. Neuf. Sohn: Friedrich, Graf von Rhena, geb. am 29. Jan. 1877
4) Marie Amalie, großherzogliche Prinzessin und Markgräfin von Baden, geboren den 20. November 1834, vermählt am 11. Sept. 1858 mit Seiner Durchlaucht dem Fürsten Ernst von Leiningen.
5) Lucie Eug. Kaiser Olga Fedorowna, großherzogliche Prinzessin und Markgräfin von Baden, geboren den 20. September 1839, verm. 28. August 1857 mit Großfürst Michael Nikolajewitsch von Rußland, Bruder des verstorbenen Kaisers von Rußland (griech. Konfession), gest. 13. April 1891 zu Charkow.

- Vaters Geiswiler:
1) Wilhelm, geb. 8. April 1792, gest. 11. Oktober 1859, Tochter: 1) Sophie, geb. 7. August 1834, vermählt 9. November 1858 mit Fürsten Waldemar zur Lippe; 2) Elisabeth, geb. 15. Dezember 1835, gestorben 15. Mai 1891; 3) Leopoldine, geb. 22. Februar 1837, vermählt 24. Sept. 1862 mit Fürst Hermann von Hohenlohe-Schillingen.
2) Großherzog Karl, (Halbbruder des Großherzogs Leopold aus der ersten Ehe des Großherzogs Karl Friedrich), gest. 6. Dezember 1813, vermählt mit Diephyane, gest. 29. Jan. 1860; dessen Tochter: Josephine, geb. 21. Oktober 1813 (kathol. Konf.), vermählt am 21. Okt. 1834 mit Karl Anton, Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, Wittwe seit 2. Juni 1885.

C. Der übrigen deutschen und außerdeutschen Staaten.
Anhalt: 2294 qkm 271,963 Einwohner. Herzog Friedrich, geboren 29. April 1831; seit 22. Mai 1871.
Baden: 15,263 qkm; (mit Wobenstein-Anteil) 1,657,867 Einwohner.
Bayern: 75,965 qkm, 5,594,982 Einwohner König Otto Wilhelm I geb. 27. April 1848. Weib, bauerndersfürst, ist des Königs Reichs-Verweser Prinzregent Luitpold von Bayern seit 13. Juni 1886.

Belgien: 29,457 qkm, 6,262,272 Einwohner. König Leopold II., geboren 9. April 1835, seit 1865.
Braunschweig: 3690 qkm, 403,773 Einwohner. Regent Prinz Ulrich von Preußen seit 24. Oktober 1885.
Bremen: 256 qkm, 180,443 Einwohner. Dr. A. Ordnung Präsident.
Bulgarien: 63,160 qkm, 2,193,434 Einw. Fürst Ferdinand I., Prinz v. Koburg-Cohary, seit 18. Aug. 1887, geb. zu Wien 26. Febr. 1861.
Dänemark: 232,856 qkm, 2,172,380 Einwohner. König Christian IX. geboren 8. April 1818; seit 15. November 1863.
Elz-Lothringen: 14,509 qkm, 1,603,506 Einwohner.
Frankreich: 528,876,12 qkm, 38,343,192 Einwohner. Präsident Felix Faure, geb. 30. Januar 1841, seit 17. Januar 1895.
Großbritannien: 314,628 qkm, 38,926,901 Einwohner. Königin Victoria, geboren 24. Mai 1819, seit 28. Juni 1838.
Griechenland: 65,119 qkm, 2,187,208 Einwohner. König Georg aus dem Hause Schleswig-Holstein-Glücksburg-Sonderburg, geboren 24. Dezember 1845, seit 5. Juni 1863.
Hamburg: 414 qkm, 622,530 Einw. Dr. Montenberg, Präsident.
Hessen: 7882 qkm, 992,883 Einw. Großherzog Ernst Ludwig, geb. 25. November 1868, seit 13. März 1892.
Italien: 286,589 qkm, 30,347,291 Einw. König Humbert, geb. 14. März 1844, seit 9. Januar 1878.
Niederrhein: 159 qkm, 9434 Einw. Fürst Johann II. geb. 5. Oktober 1840, seit 12. November 1858.
Nippe: 1215 qkm, 128,495 Einw. Fürst Alexander seit 14. April 1895, unter Regentenschaft von Pr. Adolf von Schaumburg-Lippe.
Pfalz: 299 qkm, 76,485 Einw. Dr. Rulenkamp Bürgermeister.
Rugensburg: 2587 qkm, 211,088 Einw. Großherzog Adolf, Herzog von Nassau, geb. 24. Juli 1817, seit 23. Nov. 1890.
Saarland: 18,162 qkm, 578,342 Einwohner. Großherzog Friedrich Franz IV., geb. 19. April 1882.
Saarland: 2929 qkm, 97,978 Einw. Großherzog Friedrich Wilhelm, geb. 17. Oktober 1819, seit 1860.
Romano: 21,6 qkm, 13,304 Einw. Albert, geb. 13. Nov. 1848.
Roumengo: 9080 qkm, 200,000 Einw. Nikolaus I., geb. 7. Okt. 1841.
Niederlande: 4,732,911 qkm, 4,621,744 Einw. Wilhelmine, geb. 31. Aug. 1880, unter der Regentenschaft ihrer Mutter, der Königin Emma, seit 23. Nov. 890.
Österreich: 625,557 qkm, 41,384,638 Einw. Kaiser Franz Joseph I., geb. 18. August 1858, regiert seit 2. Dezember 1848.
Oldenburg: 6423 qkm, 354,968 Einw. Großherzog Peter, geb. 8. Juli 1827, seit 1853.
Päpstlicher Stuhl: Leo XIII. vorher Joachim Pecci, geb. 2. März 1810. Papst seit 20. Februar 1878.
Portugal: 92,575 qkm, 5,082,257 Einwohner. Don Carlos I., geb. 28. Sept. 1863, seit 1889.
Preußen: 48,355 qkm, 29,957,367 Einw. König Wilhelm II., geb. 27. Jan. 1859, seit 15. Juni 1888.
Rouß a. S.: 316 qkm, 62,754 Einwohner. Heinrich XXII., geb. 28. März 1846, seit 1859.
Rouß i. L.: 326 qkm, 119,811 Einwohner. Heinrich XIV., geb. 28. Mai 1832, seit 1867.
Rumänien: 131,920 qkm, 5,038,342 Einw. König Karl I. geb. 20. April 1839, König seit 1881.
Rußland: 19,709,294 qkm, 126,347,700 Einw. Kaiser Nikolaus Alexandrowitsch, geboren den 6. Mai 1868, regiert seit 1. November 1894.
Sachsen: 14,998 qkm, 3,502,684 Einw. König Albert, geb. 23. April 1828, seit 1873.
Sachsen-Altenburg: 1324 qkm, 170,864 Einw. Herzog Ernst, geb. 16. September 1826, seit 1853.
Sachsen-Mecklenburg u. Gotha: 1956 qkm 206,513 Einwohner. Derselb Alfred Ernst Albert geb. 6. August 1844, seit 23. August 1893.
Sachsen-Meinungen: 2468 qkm, 223,832 Einw. Herzog Georg II. geb. 2. April 1826, seit 1866.
Sachsen-Weimar-Eisenach: 3565 qkm, 326,091 Einw. Großherzog Karl Alexander, geb. 24. Juni 1818, seit 1853.
San Marino: Republik mit 59 qkm, 8200 Einw. Wird von einem durch das Volk gewählten Rath, Konsulern, regiert.
Schaumburg-Lippe: 340 qkm, 39,168 Einw. Fürst Georg, geb. 10. Okt. 1846, seit 8. Mai 1893.
Schweden und Norwegen: 773,168 qkm, 6,313,184 Einw. König Oskar II., geb. 21. Januar 1829, seit 1872.
Schwarzburg-Rudolstadt: 940 qkm, 85,863 Einw. Fürst Günther, geb. 21. August 1852, seit 19. Jan. 1890.
Schwarzburg-Sondershausen: 862 qkm, 75,510 Einwohner. Fürst Karl Günther, geb. 7. August 1830, seit 1880.
Schweig: 41,346 qkm, 2,917,754 Einw. Präsident Adolf Deucher.
Serbien: 48,590 qkm, 2,250,712 Einw. König Alexander, I. geb. 14. August 1876, vonjährig erklärt am 13. April 1893.
Spanien: 504,552 qkm, 17,565,632 Einwohner. König Alfons XIII. geb. 17. Mai 1886; Regentin Königin Maria seit 25. November 1885.
Türkei: 4,129,200 qkm, 33,525,000 Einw. Sultan Abdul Hamid, geb. 16. Schaban 1258 (22. Sept. 1842), seit 1876.
Waldes: 1121 qkm, 57,283 Einw. Fürst Friedrich, geb. 20. Januar 1865, seit 14. Mai 1893.
Württemberg: 19,504 qkm, 2,036,522 Einwohner. König Wilhelm II. geboren 25. Febr. 1848, seit 6. Oktober 1891.



## Glück zum neuen Jahre!

Die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen.

Einzelne seiner persönlichen Eltern, Lehrer und Meister, sondern auch ein ganzes Volk seiner Herrscher, Lehrer und Bildner, die uns aus den thierischen Anfängen zu gebildeten Menschen erziehen. So feiern wir Gedenktage den Thaten von Männern, die uns weitergeführt auf dem Wege menschlicher Bildung und Millionen und Milliarden haben Moses und Christus als die größten Menschen und Wohlthäter gefeiert und thun es noch, aber die Nationen und Völker feiern auch das Andenken ihrer großen Fürsten, Lehrer, Dichter, Künstler und Helden jeglicher Art. Wie die Franzosen ihren Napoleon I. hatten, die Preußen ihren Friedrich den Großen, Oesterreich seinen Joseph II. und Baden seinen Karl Friedrich, so hat jetzt auch das ganze deutsche Volk seinen Kaiser Wilhelm den Großen.

Unser Kaiser Wilhelm der Große ist aber ganz besonders dazu geschaffen, segensreich in der Erinnerung des deutschen Volkes fortzuwirken, denn seine Vorzüge und Tugenden sind keine solche gewesen, von denen Neunundneunzig von Hundert sagen mußten: „Ja, wer kann von mir solches verlangen.“ Gerade daß dieser große Mann zugleich ein so einfacher und guter Mensch gewesen ist, daß Jeder von ihm gar viel Gutes lernen kann, das macht die Erinnerung an ihn zu einer besonders segensreichen, fröhlichen und glücklichen für Jedermann und je weniger wir ihn als einen Gott verehren, um so segensreicher und mächtiger wird das Vorbild dieses braven Mannes zum Segen auf uns wirken.

Als Kaiser Wilhelm im Todesjahr seines Großvaters Friedrich Wilhelm's II. und ersten Regierungsjahres Friedrich III. als zweiter Sohn der Königin Luise in das Leben trat, war der helle Glanz der Tage Friedrich's des Großen über den Sorgen der Gegenwart schon stark verblichen. Das siegreiche Heer des großen Fritz war zur Ruine geworden, den Franzosen aber erstand in Napoleon ein Weltherrscher, der selbst den Glanz Friedrich's des Großen Jahrzehnte lang überstrahlte. Vor diesem mußte der zehnjährige Wilhelm mit den Seinen nach der Schlacht von Jena nach Rußland flüchten und frühe die Noth und Schmach des Lebens kennen lernen, denn eine Winterreise nach Petersburg war in jenen Tagen etwas ganz anderes als heute. Frei-

Alljährlich geht ein Jahr dahin und mit jedem von ihnen ein gutes Stück unseres Le-

bens und eines, das immer anders war als alle andern, denn in jedem verändern wir uns und die Welt, in der wir leben. Darum aber wird das Leben abwechslungsreich, immer wieder neu und lehrhaft und des Erinnerns werth, und die Jahre und Tage von besonderer Wichtigkeit hält der denkende Mensch denkbar fest in seiner Erinnerung.

Aber auch größere Lebensabschnitte feiern wir mit besonderem Ernst und Dankbarkeit. Wenn wir vom Kinde zum erwachsenen Menschen, zur Gründung des eigenen Hausstandes, zu einem bedeutenden Abschnitt unseres Berufslebens, zu einem sogenannten Jubiläum oder andern Erinnerungsfeste kommen.

Wir feiern aber auch Gedenktage an besondere Ereignisse, die für uns wichtig geworden sind, um die Erinnerung an sie fest und den Unfern vorzuhalten. Wie viele solcher Erinnerungsfeste haben uns vor kurzem an die Zeit des großen Krieges erinnert und im letzten Jahre an die Geburt unseres ersten Kaisers Wilhelm des Großen, nicht um seiner Geburt willen, sondern weil er für uns alle von so großer Bedeutung geworden ist, denn er hat das deutsche Reich wieder errichtet und uns sowohl in seinem persönlichen Leben, wie in seinem weittragenden Wirken gar viel Lehrhaftes und Förderliches geboten. Weil wir vom Tag der Geburt bis zu dem des Todes, welche die größten Veränderungen in uns hervorbringen, doch auch jeden einzelnen Tag unseres Lebens kleinere oder größere Veränderungen erleiden, erinnert sich nicht nur der

lich durfte der Vierundzwanzigjährige dann an der Seite seines Vaters, an der Spitze des preussischen Heeres mit nach Paris einziehen. Diesem Heer hat er schon von frühesten Kindheit an alles Interesse gewidmet und kommandirte schon vom vierundzwanzigsten Lebensjahre an das Gardecorps.

Als jüngerer Bruder des reicher begabten Erstgeborenen war es ja auch seine schönste Aufgabe, sich ganz dem Heere zu widmen, dem Preußen seinen Ruhm und seine Größe verdankt. Es war aber auch seine eigene Natur, sein einfaches, pünktliches, strenggeordnetes, anspruch- und bedürfnisloses Wesen und seine seltene Pflichttreue, die ihn zu dieser engbegrenzten Thätigkeit besonders befähigte. Der Rücksicht auf das königl. Haus und seine Zukunft opferte er auch seine erste Herzensneigung und verband sich mit der ebenbürtigen, dem Weimarer Fürstenhause entstammenden Gattin, die ihm durch sein langes Leben zur Seite stand und in sein Haus auch ein Erbe des Weimar'schen Hofes, die Pflege der Kunst und der Wissenschaft und mildthätige Menschenliebe mitbrachte.

Als im Jahr 1840 der Vater Friedrich Wilhelm III. starb, ließ dieser ein weniggefördertes und innerlich tief verstimmtes Land zurück. Die Hoffnung, welche der patriotische Freiheitsinn der Befreiungskriege erweckt hatte, hatten sich nicht erfüllt und der Versuch, durch gewaltthätige Festhaltung veralteter und ruinenhaft gewordener Zustände Ruhe und Ordnung zu erhalten, fing an, sich als unzureichend zu erweisen. So begrüßte denn ganz Deutschland den Regierungsantritt des genialen, nach allen Seiten hin reich begabten Königs Wilhelm IV., denn schon damals fühlte der größte Theil des deutschen Volkes, daß nur von Preußen aus für das deutsche Volk eine neue Blüthe kommen könne und müßte.

Aber die 18 Jahre der Regierung des Friedrich Wilhelm IV. wurden durch seine Unstätigkeit in Folge einer unheilbaren Erkrankung zu einer Zeit vieler Enttäuschungen und Wirrnisse, in der sich Kaiser Wilhelm, als Prinz von Preußen, als der feste Punkt bewährte, um den sich ein neues Volksheer bildete, das später seine ganze Größe zeigte. Allerdings mußte er im Jahre 1848 als „Kartätschenprinz“ beschimpft, Berlin verlassen, aber schon im Jahre 1849 wurde er gerufen, den Süden von Deutschland von den verwilderten Freischaaren zu befreien. Auch hier zeigte er Ernst und Milde, Muth und Besonnenheit und sein Heer eine Manneszucht, wie sie vordem die Welt noch nie gesehen. Dann trat er wieder bescheiden in den Hintergrund,

bis ihm Preußen im Jahre 1858 die Regentenschaft für den kranken Bruder übertrug, dem er dann im Jahre 1861 als König folgte.

König Wilhelm erachtete es als die Grundbedingung der Wiederherstellung der Größe und des Ansehens Preußens, das Militär nach den großartigen Anschauungen eines Moltke, Roon umzugestalten, wozu freilich große Mittel nöthig waren, während das im langen Frieden aufgewachsene preussische Volk auf die immer wieder verschleppten innern Reformen drängte. So entstanden Konflikte, in denen er viel Undank und Gehässigkeit, ja sogar mehrere Attentate erleben mußte.

Doch es kam das Jahr 1866, wo er von Bismarck treu berathen, durch die glänzende Schlacht von Königgrätz die deutsche Frage löste. Viel von dem Glend hing ja mit der geschichtlich gewordenen Thatsache zusammen, daß in dem deutschen Bunde nicht das alte Wort der Griechen galt: „Einer muß Herr sein,“ sondern Oesterreich und Preußen sich als die zwei leitenden Mächte im Stillen überall bekämpften. Die Mäßigung und der edle Geist, mit welchem Preußen nach Königgrätz den Frieden schloß, hat den jetzigen Bruderbund der beiden Kaiserreiche vorbereitet und zum Segen beider herbeigeführt.

Von da an hielt Wilhelm treu und furchtlos an seinen Räten fest und was er dann mit Bismarck, Moltke und Roon und viele andere Helden im Jahre 1870/71 geleistet hat, davon brauchen wir hier, nach den vielen Erinnerungstagen, nicht zu reden und es steht in unsern dankbaren Herzen für immer eingeschrieben. Dann ist er alt, aber nicht greisenhaft geworden, viel Liebe und Ehre ward ihm in der ganzen Welt zu Theil. 80 Jahre hat er seinem Heere angehört und seinen 90. Geburtstag noch frischen Geistes und Herzens gefeiert, nachdem er eines der merkwürdigsten und wechselreichsten Jahrhunderte der Weltgeschichte mitgelebt und mitgestaltet hatte.

Aber in allen Wechsellern der Zeit ist sein eigentliches Wesen dasselbe geblieben, obwohl es sich auch wie bei einem jeden guten Menschen fort und fort geändert und gereift hat und dieses ist es, was ihm den Namen „des Großen“ würdig macht, denn das Große an ihm waren nicht glänzende Talente, tollkühne Thaten, überkühner Wagemuth. Nach dem Namen „des Großen“ hat er selbst nie getrachtet, denn was seine weise Mutter vom dreizehnjährigen Knaben gesagt hat, hat sich in seinem ganzen Leben als wahr erwiesen: „er ist einfach, bieder und verständig,“ so lautete der edeln Mutter richtiges Urtheil.

Seine Einfachheit blieb ein so erkennbarer Charakterzug seines ganzen Lebens, daß sie Jedermann sofort arffiel, und seine Wiederkeit hat sich in tausend Fällen seines persönlichen und öffentlichen Lebens in wohlthuedenster Weise offenbart. Mit verständigem Geiste suchte er mit Fleiß und Ausdauer alle die Dinge zu erfassen, die ihm zur Erfüllung seines Berufes nöthig erschienen, für Mlobria aber hatte er keine Zeit. Dazu kam seine große Mäßigkeit, Ordnungsliebe und wohlüberlegte Ausnutzung der Zeit. So ging er bescheiden seinen Weg und fand in seiner Nebenstellung neben Vater und Bruder bis in sein reifes Alter eine stille, ernste und pflichtgetreue Arbeit, in der er volles Genüge fand.

Als er dann die Regierung übernahm, bewahrte er jederzeit den reifen Gleichmuth des vielerfahrenen Mannes, der die Geschichte mit verständigem Auge verfolgt und dadurch gelernt hat, Günst und Ungünst der Menge, Widerspruch und Zustimmung mit Gleichmuth zu ertragen und zu verstehen. Bei ihm hatte die Politik den Charakter nicht verdorben, eine große Wahrhaftigkeit und Treue gegen sich selbst war einer seiner schönsten Charakterzüge. Und eben so treu hielt er zu seinen bewährten Rätthen auf deren überragende Größe er nicht mit Neid, sondern mit herzlicher Dankbarkeit und unbeugsamem Vertrauen schaute. Auch die überwältigende Größe und Verehrung, welche dem Fürsten Bismarck zu Theil ward, hat ihn weder je bedrückt, noch verstimmt, denn er wußte, was er ihm verdankte.

Gegen große Männer bescheiden und voll frommer Demuth gegen Gott, hat er alle seine Siege und Ehren nicht als ein eigenes Verdienst hingegenommen, sondern im Geiste seines Wortes von Sedan: „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung“. Kein Uebermuth oder Hochmuth, keine eitle Einbildung und Selbstüberhebung verunzieren sein Bild, in dem sich eiserne Energie und herzliche Menschenfreundlichkeit zusammenfinden. Er ließ uns zurück das deutsche Heer, dem sein Sinnen und Denken das ganze Leben lang galt, das er so groß und herrlich gestaltet und zu so ruhmreichen Siegen geführt hat. Es auf der ganzen Höhe zu erhalten, ist unsere Pflicht und zeigt am besten unsere Dankbarkeit.

Und er hinterließ uns das deutsche Reich, heute eine Weltmacht ersten Ranges; ein Bau, an dem noch manches zu vollenden, für das noch manches Opfer darzubringen ist. Seiner darf und soll sich jeder Deutsche freuen und seine Zukunft fördern mit der Pflichttreue und Hingebung, mit der es Kaiser Wilhelm gethan hat.

Er ist dahin, aber unter uns erblüht sein Haus. Mit Freude und Wonne schauen wir auf seinen Enkel, unser kaiserliches Oberhaupt, und dessen beglücktes Haus unter dessen Schutz und Führung wir uns wohl geborgen fühlen unsere Dankbarkeit gegen den alten Kaiser wollen wir, die Nachgeborenen, dem jungen Kaiser und ebenso unserm theurn Großherzog Friedrich, dem treuen Gehilfe der großen Zeit und des großen Kaisers, durch Treue, Ehrfurcht und Liebe bezeugen.

### Ein unbedeutendes Versehen.

Fräulein Kühnle, die Tochter bemittelter Eltern, hatte sich aus Lust und Liebe zur Sache sowie aus Humanitätsgründen zur Wundärztin ausgebildet und ein Zeugniß als solche erhalten. Sie sehnte sich nun danach, recht bald eine Gelegenheit zu finden, um bei einem Unfall ihre Kunst zeigen zu können. Die Gelegenheit fand sich. Auf der Straße stürzte ein Mann und brach ein Bein. Fräulein Kühnle war sofort zur Stelle; sie erbat sich von einem Vorübergehenden einen Spazierstock, zerbrach denselben in drei Stücke, bediente sich dieser als „Schienen“, zerriff ihren Unterrock, um das nöthige Leinwandzeug zu haben und legte dann einen ganz kunstgerechten Verband an das Bein an. Nachdem sie damit fertig geworden, fuhr sie mit dem Patienten nach dem Hospital.

Der Hospitalarzt frug: „Wer hat dies Bein so schön und sauber verbunden?“

„Ich,“ antwortete das Fräulein erröthend.

„Das muß ich sagen,“ fuhr der Arzt fort, „nach allen Regeln der Wundarzneykunst, es fehlt auch nicht das Tüpfelchen auf dem i! Nur ein kleines Versehen haben Sie gemacht, menschenfreundliches Fräulein, Sie haben nämlich den Verband an das gesunde Bein des Mannes angelegt.“

Welch einen Contrast die Bescheidenheit des wahren Verdienstes zu der das Scheinverdienst kennzeichnenden Anmaßung und Selbstüberhebung bildet, davon kann das Nachfolgende einen Beweis liefern.

Der berühmte Feldmarschall Gideon Ernst Freiherr von Soudon vermied bekanntlich jede größere Gesellschaft, wo es thunlich war, und haßte alle Courtoisie.

Er ging nach Hofe, wenn es ihm die Pflicht auferlegte, drängte sich aber allort niemals anderen Cavalieren vor, und blieb am Liebsten unbemerkt.

Bei einer großen Hofgalla vermählte Kaiserin Maria Theresia unter dem glanzstrahlenden Ubel den Feldmarschall.

„Wo ist Soudon?“ fragte sie den Herzog von Ahremburg.

„Eure Majestät,“ antwortete dieser, „sehen den Herrn Feldmarschall, wie gewöhnlich, hinter der Thüre, wo er sich seiner großen Verdienste schämt.“

### Was kann ich dann dod'rfor!

Humoreske in Pfälzer-Dialekt von M. Barad.

Ich sag' halt nor: wann unser Herrgott Gen recht schdroofe will, so braucht er 'm nor e Döchderle zu gewee, des grad nit zu de schönschte g'hört, un e Fraa, die Alles besser wisse will als ihr Mann un nit uf 'n hört, wann er sächt: „Du, unser Kind kam'mer nit uf 'n Danzbaal fihre, dann se dhät for ganz gewiß nix zu Danze kriche“ — kunträr, neen, die nit siecht, daß ihr Herzblättche wiescht is wie die Nacht, und dessentwege alsefort un alsefort mit 'm Schdaat mache möcht'. — Ich kann d'rvuñ redde, dann — ich hab' leeder Gottes so e Döchderle d'rheem un so e Fraa — Herrgott vun Bindheem — sunscht sag' ich nix!

Mein Schanneddche — sie is Gott sei Dank mein eenzigs Kind — is jek e Johrer zwanzig alt un e g'sundi dicki Person, wo was gelernt hot in ihrer Jugend, so daß for ganz gewiß Keener mit 'r aing'schmiert wär', wann er se nemme dhät. Awer 's is noch nie keener kumme, dann — so sin halt heitzudag die junge Herrn: alle gucke nor uf de äußere, nit uf de innere Mensche un — des is d'r halt schad d'rfor bei mein Schanneddche. Ja, wann ich se wende losse könnt', daß ihr Inneres 'rauskäm', do wär' se e Brachtsmädel, awer — des kam'mer halt leeder nit un derntweg' glaaw' ich fascht, daß se m'r hoche un leddig bleibt, dann — ich muß's selwer sage — heirathe möcht' ich see aach nit. So gar arg wiescht is se zwar nit — 's giebt noch viel wieschtere, — sie is nor e bissel kleen un dick, schiekt mit 'm eene Nag e ganz kleen Bisselche un hot e Schdumpnäsche im Gesicht, dick wie e Kardoffel un roth wie 'n Feuerwehr-Gemer. Awer des hätt' jo weiter nix zu sage, dod'rwer könnt' sich e Mann jo schon eweg seke, wann se nor nit aach — wie mar als sächt — e bissel schebb gewickelt wär' un mit 'm eene Beeñ — freilich kaum ums Erkenne — hinke dhät. Do d'rzu kummt d'r dann — aach des muß ich noch sage — daß se 's ganz Johr d'rborch 'n Schdock-schnubbe un e Bissel 'n unangenehme Geruch an sich hot; awer des kummt nor vun ihrer Haut, dann merkwürdigerweis is di so schwarz, daß mar meene sollt, ihr Vadder wär 'n Schornschbefeger. Ich hab' se derntwege, wie se noch kleen gewest is, for Gschbaß als nor „mein Schwarz-worzel“ odder schlechtweg „Worzel“ g'heeke un der Name is 'r aach geblime bis uf de heidige Dag. Ohne also mein Schanneddche schmeechle zu wolle, kann ich herzhast sage: 's giebt noch wieschtere, als sie is, awer im Ganze is se halt doch e Mädche, wo mar nit uf die Bääl fihrt,

un des haw' ich aach meiner Fraa g'sagt, wie se m'r alsefort in de Ohre gelege un g'sagt hot, mar mißt des Mädche aach emol in die Welt un uf 'n Baal fihre, dann sunscht dhät se ihrer Lebtag keen Mann kriche. „Bawedd“ — haw' ich selwigsmol zu 'r g'sagt — „ich sag' d'r, mach' keeñ Dummheete: unser Worzel kam'mer nit uf 'n Baal fihre!“

„Wieso?“ hot se do g'sagt. „Bun wege warum nit?“

„Noñ,“ sag' ich, „ganz eenfach, weil die Leit Lage im Kopp hawe und sich grad nit um se reise werre!“

„D“ — sächt se jek ganz piggiert — „unser Schanneddche kann sich doch ganz gut newe de annere Baalmädcher sehe losse un wann se aach net zu de schönschte g'hört, so hot se doch recht viel anziehendes!“

„Ja,“ sag' ich, „des schon — 'n ganze Kaschte voll Kleeder, sunscht awer nix!“

„So?!“ freischt se do ganz roth vor Born. „Sunscht nix?! Was hoscht du dann an 'r aus-zuseke?“

„Noñ“ — sag' ich, for um se e bissel zu beruhige, dann wann se als so e paar Lage macht, is nit gut Kersche esse mit 'r — „du brauchst dich dessentwege nit zu alberiere, awer du weescht doch aach, daß die Worzel nit so schön is, wie du gewest bist —“

„D“ — sächt se — „des is jo aach nit nöthig: wann se aach net so schön is — wiescht is se derntwege noch lang nit; odder“ — fährt se fort un 'macht e Gesicht d'rzu, wie wann se nich fresse wollt, — „willscht du des verleicht d'rmit g'sagt hawe?“

„Neen,“ sag' ich, „des grad nit, awer se is halt doch e bissel in der Fasson verunglickt —“

„Noñ,“ sächt se do, was liegt dann do drañ? For was gibt's dann Wadd? Des will ich schon mache un egalistere, daß keeñ Mensch nix merkt!“

„Awer ihr forzer Fuß?“ sag' ich. „Willscht du den aach waddiere?“

„Ach,“ sächte se, „was hoscht du for e Leb-dag wege bene paar Sandimedder, wo der anner länger is! Do is leicht zu helpe: do macht mar am eene Schuh die Sohl' e bissel dicker un legt noch zum Uewerfluß e Korcksohl' neiñ, d'rhernoch-der is eeñ Fuß so lang wie der anner!“

„Noñ,“ haw' ich do gedent, „die Korcksohl', wo die zwee Fieß' egalistere dhät, die möcht' ich aach sehe — do wär' ich recht begierig druf!“ — So haw' ich gedent, g'sagt haw' ich's awer nit, dann ich glaab', mein Bawedd wär' m'r

grad in's Gesicht g'schrunge, wann ich bod'rvoñ aach nor g'schnauft hätt'. Derntweg' haw' ich mein Maul g'halte un nor noch g'sagt: „Awer ihr Nas' un — ihr schwarzi Haut?“

Dod'rmit awer haw' ich 'm Faß de Bodde 'nausg'schlage. „Ihr Nas'?!“ kreischt nämlich mein Fraa, daß ich fascht vom Schduhl numnerfall' vor Schrecke. „Des Mädels werd doch aach noch e Nas' hawe derse — un ihr Haut? Is d'r die aach nit recht? Meensch du verleicht, mar sollt' die Schameddche wege dem lumpige Baal vorher schinne odder abzieche losse wie 'n Haas?!“

„Neen,“ sag' ich jetz un laaf nach der Dhir, dann ich hab' die G'sicht aafangs genug kriecht, „schinne nit, awer —“

„Was awer?!“ kreischt mein Fraa und rickt m'r uf de Leib.

— — „awer färwe!“ sag' ich, ohne weiter was d'rbei zu denke un nor dessentwege, daß mein Fraa 's leischt Wort nit hawe soll.

Dod'rmit haw' ich gemeent, die Sach' wär fertig, awer ich hab' mich korjos gerert, dann mein Bawedd hot kaum das Wort „färwe“ g'hört, so is se aach grad wie 'n umgewend'ter Händsching gewest. Ganz verliebt hot se mich angeduckt un g'sagt: „Färwe? Ja, wann du des meensch, Schaß Batischtche\*), des kammar jo — do hoscht du ganz recht, Alberche: mir färwe unser Schwarzworzel schön weiß un roth, daß sie aussieht wie 'n Borschorfer Appel!“

„Jesses,“ haw' ich do widder gedent, „ich glaab' ehnder wie e Dickrüß!“ Gschwind haw' ich derntweg' meiner Bawedd sage wolle, daß ich's nit ernscht gemeent hätt' mit dem Färwe, aber se hot mich vor lauter Bläfir gar nit mehr zum Wort kumme losse un is noochanner zur Schdub 'nausgerennt, for um ihrem Herzblättche anzukinne, daß se uf de Baal gehñ dirft, dann ich hätt's erlaabt, un glei d'rnoochder is mein Worzel in eener Freed un Bläfir zu m'r reiß' g'hubst kumme un hot halt e Gedhu un e Leb-dag g'hatt, daß ich so gut wär' un mit 'r uf de Baal gehñ wollt' — un ich hab' doch bod'rvoñ keen Schderwenswörtche g'sagt g'hatt. Weil

sich awer das aarm Mädels gar so arg gefreut hot, haw' ich 'r die Bläfir nit verderwe un sage wolle: „Loh' m'r mein Ruh', 's is nix, wam' mer de Kopp schibbelt!“ — neen, ich hab' guti Mien' zum böse Spiel g'macht un g'sagt: „in Gottsname, Worzel, wann d'r dein Herz drañ hängt un 's kann nit annerichter sein, d'rher-noochder wolle mer halt hiñgehñ minanner!“

Kaum awer haw' ich des g'sagt g'hatt, so hot mich's aach schon widder gereut — awer g'sagt is g'sagt gewest un zuricknemme haw' ich's nit wolle. Derntwege haw' ich mein Gut un



„Ja, was Donnerwetter, was ist denn da los?“

Schdock genumme — dann ich hab' 'n Zorn g'hatt un in dem Fall muß ich alsefort mein Rage was anbiete, sunscht kriech' ich mein Lwerzuschdänd' — un laaf d'r also g'schwind nimer in die „Arch“, for um mich e bissel zu reschdau-rere un e Frihschöbbele zu drinke. Noñ, 's hot grad aach Reh-Lewerknöbb dort gewe, mein Leibesse, derntwege haw' ich m'r glei zwee Portione d'rvoñ gewe losse un hab' m'r aach noch meim erschte Schöbbele Deidesheemer noch een kumme losse, dann des muß mar sage: die Weiß sin gut in der Arch', mar kriecht se sunscht nergends mehr so gut in ganz Mannem, — nor de „Walfisch“, de Roseschdock“, „de Weinberg“ un „die golde Gans“ will ich ausnemme, meinderwege aach „de schwarze Löb“, „die drei Glocke“ un „die drei Baure“, dann do sin se aach nit

\* Jean Baptist.

schlecht, wann aach nit ganz so gut wie in der „Arch“. Derntwege hot m'r 's aach brächdig g'schmeckt un ich bin d'r hochgeblive, bis ich gedenkt hab': „jez werd's nach un nooch Zeit sein zum Middageffe“. Also zahl' ich mein Sach' un mach' mich langsam uf de Heemweg. Wie ich awer d'rheem ankumm' wär' ich faschtgar widder rückwärts 'nausgange im Zorn, dann wie ich in die Eschdub geh' un meen', der Disch wär' gedeckt un die Subb' dhät druf schdehñ — so hocht d'r mein' Fraa do un die Worzel mit zwee Schneidermamselle, ganz zugebedt mit weißem Moll un mit Wadd', daß mar nix g'sehe hot als Blisseh un Rische un Wollang un was weesh ich, was alles noch — nor keen' Subb'.

„Ja, was Dunnerwetter“ — sag' ich do — „was is dann do los? Esse mar dann heid nit zu Middag?“

„Schañ Batischtche,“ sächt do mein' Fraa seelevergniecht, „du muscht dich heid e kleen halb Schbindel länger gedulde als sunscht: weescht, wam'mer so e G'schäft hot, kann nit Alles gehñ wie am Schnirche — gell, des siehst de doch ein, Alderche?“

„Noñ nadierlich,“ sag' ich, aber eegentlich haw' ich's gar nit eing'sehe un derntwege frog' ich: „was is dann des fore bressants G'schäft, daß m'r nit emol sein bissel Middageffe zu rechder Zeit kriche kann?“

„Ha?“ sächt mein' Bawebb, „wie kannscht dann nor so dumm froge? Der Baalschdaat vum Schannebdeche is es nadierlich: in drei Däg is jo schon der Ball — do hot mar keen' Zeit zu verliere!“

„Sooo?“ sag' ich, „der Baalschdaat is es?! — Ei, dod'rañ haw' ich jo schon gar nit mehr gedenkt!“ Bei mir awer denk' ich: „des Gewidder soll doch in die ganz verflammt Baalsg'schicht 'nein'schlage!“ Un wie ich so denk', do schbier ich aach schon, wie m'r der Zorn widder in de Rage fahrt. Derntwege frog' ich nor g'schwind: „Was ham'mer dann heid zu esse?“

— Dann je noochdem 's was gewest wär', wo ich nit gemögt hätt', wär' ich widder fortgange un hätt' im „König vun Portugal“ zu Middag gegesse oder im „Pälzer Hof.“ Jez awer sächt mein' Fraa: „G'halze Schweinesfleisch mit Sauertraut un Erbsenpörrch“ — un des is mein' Leibe. Dessentwege bin ich nadierlich trotz mein' Zorn d'rheem geblive un hab's — glücklicherweise ohne meine Lernerzuschänd zu kriche — ruhig abgewart', bis mar nooch ere schdarke Schdub endlich un endlich angericht' un ufgedrage hot. Glei nooch 'm Middageffe awer bin ich widder fort, dann die zwee Nähdersmädcher un meiner

Fraa ihr Gedhu haw' ich nit länger mitaüfsehe könne. D'rerscht bin ich in's „Kaffee Frañsä“ gange, dann do schbiel' ich als mit mein' Freund Sumser e Bardhie Billjar. Zufällig is er awer nit dogewest, derntwege bin ich nonchenanner noch in die „Zauwerflöt,“ „die zwölf Aboschtel“, ins „Birkefeld“ un endlich noch in de „Silwerne Anker“ zum Nachtesse gange, dann ich hab' gedenkt: „Ich will d'rheem nit aach widder e g'schlagene Schdub uf mein' bissel Nachtesse waarte misse — neen, ich eß' auswärts.“ Derntwege haw' ich m'r do, im „Anker“ — ich kumm' ziemlich oft hiñ — e Häbnche brate losse, dann des mit eme orndliche Schiffelche voll Koppfalat is mein' Leibe.

Die zwee nächste Däg haw' ich's grad so gemacht. D'rhernoochder awer is der Dag kumme, an den ich meiner Lebtag denke will, der Baaldag nämlich: ich hab' extra in mein' Kalemmer e Kreuz d'rhinne gemacht, for daß ich's nit vergesse dhü', was ich do ausg'schdanne un dorchgemacht hab' — Jesses, Jesses, sunscht sag' ich nix!“

„Schañ Batischtche,“ hot mein' Fraa zu m'r g'sagt, wie ich glei nooch 'm Middageffe mich widder heemlich hab' dricke wolle, jor um ins „Hotel Vangeloth“ zu gehne, „gell, Alderche, du kunnst nit gar so schbät heem: weescht, am Finne muscht de Toledde mache, dann uf Sechse haw' ich die Drottsch' b'schdelst, weil der Baal am Siemene anfangt!“

„Noñ,“ haw' ich gedenkt, „des fangt gut an, wann 's Kummandiere jez schon losgeht.“ — Voller Zorn sag' ich derntwege: „In's dreideiwels Name, jo — ich kumm!“ un laaf halt fort in de „deutsche Hof,“ dann do mach' ich als mein' Bardhie Sechsechzig mit 'm Glafer-Kaarl un de Kaffee. Awer des hätt' ich aach gschaidter bleiwe gelobt, dann ich hab' nit een' Schbiel gewinne könne: mit de schönste Kaarte in der Hand haw' ich verlore, dann regelmäsig hot der Kaarl gedeckt un hot m'r mein' Verzig verrisse — 's is halt emol for mich e Uñglücksdag gewest! Derntwege bin ich aach froh gewest, wie 's endlich Finse schlagt un ich hab' ufhöre un heemgehñ könne.

Wie ich heemkumm', schbringe m'r glei mein' Fraa un die Worzel schon fix un fertig im Baalschdaat entgege.

„Noñ, wie g'fällt d'r dann jez unser Schannebdeche?“ frog' mein' Bawebb ganz drümmfierend un schdelst des ufgebuzt Wädel ins rechte Licht vor mich hiñ, for daß ich se recht gut muschbere un betrachte soll könne. Awer ich hab' halt mit 'm beschte Wille nit sage könne, se dhät m'r

g'falle, dann — wie des aarm' Mäd'el ausg'fesse hot, des is gar nit zu sage. Trotz dere Schmin', wo 'r mein' Fraa uf's G'sicht, de Hals un de Arm' g'schmiert hot, hot mar halt die schwarz' Haut doch noch schbelleweis g'fesse un in dem schneeweisse Kleeed is se m'r vorkumme grad wie e uñg'schäl'ti Kardoffel in ere Sauermilch — Jesses, Jesses! Ich hab' 'r awer widder die Bläfir nit verderwe wolle un derntwege sag' ich halt: „Noñ,“ sag' ich, „'s geht jo insoweit — in Gottsname, mer wolle sehe, wie sich's bei der Gasbeleuchtung macht!“

So haw' ich g'sagt un bin noochanner in mein' Schdub gange, for um mich anzuziehe. Awer dod'rbei haw' ich mich aach glei widder verzerne misse, dann mein' schwarze Hoffe, wo ich schun fünf Johr nit mehr añg'hatt hab' — ich hab' se selwigs-mol mache losse, for um zur Leich' vun ere alde Bas zu gehñ, wo m'r e bissel was vermacht g'hatt hot — die sin m'r halt inzwische e bissel arg eng iwer de Bauch worre, so daß ich se um keen Breiß hab' zumache könne. Derntwege is m'r zu guterletscht nix an-

nerschts iwrig geblive, als ich hab' mein' Rastier-messer genumme un hab' hinne die Noth so e Hand breet ufgetrennt, dann ich hab' gedenkt: „Wann nor die Hoffe vorne zugehne, hinne kann d'rher-noochder bassire, was will — do henke jo die Frack-zippel driwer 'runner.“ — Uf die Art haw' ich's dann endlich aach glücklich fertig gebrocht, die Hoffe zuzuknöppe, hab' mein' weiß' Schilleh un mein Frack driwer aangezoge un geh' d'rhernoochder Schlag Sechse nimer zu meine Weibslait, die schun añgfange hawe ungeduldig zu werre, weil die Drotsch' schun e Viertelschdub vor 'm Haus g'halte hot. Noñ, mir schdeige eiñ un fahre also nunner in de „Badische Hof,“ wo der Baal gewest is, un nix wie nuf in de große, fesch'lich dekorierte Danzsaal.

Mir hätte grad nit so arg bressiere brauche, dann wie mir 'nuskumme, is nabierlich noch keen Mensch do un mar hot grad añgfange, die Lichter añzuzinne. Endlich awer sin noch mehr Leit

kumme: junge un alte Herre un eweso e ganz' Mass' junge Mäd'cher, eeni schöner wie die anner, dann schön sin die Mannemer Mäd'cher, des muß mar sage: schön wie die Engel. Ich hab' derntwege aach glei gedenkt: „Jesses, aarmi Worzel, ich fercht' als, wann 's an 's Angaschiere geht — do werd 's stinke bei dir!“ Un richtig, 's is d'r aach so kumme, dann wie die erscht Tur gedantz worre is, do hot halt mein' Worzel schun keen Dänzer un in der zweete is se aach hoche geblive un in der dritte alsefort noch dog'fesse wie e añgemolter Derk am Fenschter vume



„Donnerwetter, Deine Hoffe!“

Cigarrelade.

„Jesses,“ sächt do mein' Fraa heemlich zu m'r, „des werd doch nit so fortgehñ: 's werd doch hoffentlich emol Gener kumme, wo mit unserem Schanneddche danze will!“

Awer die vert' Tur hot añgfange un — 's is halt widder nix gewest.

„Du, Schañ Batischtche,“ wischbert m'r jeh mein' Bawebd ins Ohr, „des aarm' Rind dauert mich in der Seel' — geh', sei doch so gut un danz' du emol mit 'r, daß se doch nit alsefort bohockt wie e Wachsfigur ime Raduralkabinet!“

„Ich?!“ sag' ich do in Dod verschrocke. „Ich soll danze?! Was fällt d'r dann eiñ? Ich wees jo gar nit, ob ich's nor noch kann!“

„Geh“, sächt se, „des verlernt mar nit so g'schwind, wam'mer hot danze könne so wie du!“

„Ja was!“ sag' ich, „vor dreißig Johr, do schun — awer jeh — mit meim Millions-Bauch —“

„Ach geh', browier's emol — mach' dem aarme Mäd'el die Bläfir — sie is jo doch deim Fleesch un deim Blut!“

„Noñ,“ haw' ich do gedenkt, „in Gottsname, resgierst's emol: wenn's nit geht, so geht's halt nit!“ So denkt' ich und sag' halt zu meiner Worzel: „Worzel“ haw' ich g'sagt — „kumm', ich danz' emol mit d'r!“

Do hot se mich angeguckt un die helle Thräne sin 'r d'rbei in de Lage g'schdanne un hot g'sagt: „Du, Badder?“ hot se g'sagt, du willst dich erbarme — —“

So fächt se un fahrt mit 'm Sackdichel nooch de Lage, awer mein' Bawedd hot 'r noch g'schwind die Hand g'howe un g'sagt: „Um Gottswille, reib' doch nit mit 'm Sackdich' im G'sicht rum, sunst geht jo die Schminke weg un — d'rhernoochder wär's jo ganz leß! Danz' jez nor emol mit 'm Badder — 's is nor bis der Anfang gemacht is: d'rhernoochder kumme die Dänzer schon — du werrest's sehe!“

Do haw' ich mein' Worzel gepackt un — nit wie fort mit 'r. Noñ, 's is aach ganz gut gange insoweit, dann mar hot grad' 'n Hobs- walzer gedanz't, un der is als früher mein' Forf' geweest. Nor weddergerennt bin ich d'r paarmol an e anners Danzpaar un — g'schwigt haw' ich d'r — mit Reschbeckt zu sage — wie 'n Brä- zepter. Zwer eenimol awer werd m'r 's eso leicht un bequem iwer de Bauch rimer un — „Jesses, deim Hesse!“ denkt' ich; „wann nor die ufgetrennt Noth nit weiter gerisse is!“ Heemlich un ver- schobhle lang' ich emol hinne hin un — richdig, die Unglicksnoth is uf, facht bis ganz nunder. Zum große Glück is die Tur grad ausgewest, un ich hab' ohne Ufsehe zu mache, die Worzel widder uf ihren Platz fihre könne. Do haw' ich d'r dann meiner Fraa — aach heemlicherweis — anvertraut, was m'r bassiert is, un die hot d'rhernoochder mein' Hinnergrund unnersucht un mit e paar Schbelle, so gut 's hot geh'n wolle, mein' Hossenoth zämme un die Frackfischel driwer angschdeckt, so daß keen' Mensch nit vun dem Unglicksfall hot merke könne. D'rhernoochder awer haw' ich mich emol 'nausgemacht aus dem heeße Saal in die Reschdauration, for um e Schöbbele zu peße, dann vun dem Gedanz haw' ich Dorst kriecht, wie 'n Fisch. Derntwege haw' ich m'r e Budell „Forschter Riesling“ gewe losse un die Schbeifkaart', dann ich hab' gedenkt, „ich will e bissel was d'rzu knuschbere.“ Wie ich awer recht guck', schdeht d'r do druf: Schellfisch mit Kartoffle — mein' Leibesse. Radierlich haw' ich m'r des glei kumme losse un — weil die Fisch' bekanntlich schwimme wolle, haw' ich m'r, wie

die erscht Budell ausgebloße war — sie is delikat geweest — noch eeni kumme losse un wie ich langsam schluckessive aach mit bere fertig bin, geh' ich dann seelevergniecht widder 'nuf in de Danzsaal.

Mar hot grad 'n Galobb gedanz't un wie ich hinkumm zu meine Weibsleit', so hoekt d'r halt mein' Worzel widder — obder vielmehr als noch — uf ihrem Platz, dann se hot halt alse- fort noch nit zu danze kriecht g'hatt. „Ach Badder,“ fächt se, wie ich newe se hinhock', „Gottlob, daß du kummscht — geh', danz doch noch- mol mit m'r: Galobb danz' ich for mein' Lewe geern!“

„Was — nochemol?!“ sag' ich. Awer des aarm' Mäd'el, des rausgebugt un g'schminkt wie e Seeldänzerin de ganze Dwend bog' hoekt un die Wand verziert — obder vielmehr verschänd' — hot, des hot mich halt doch gar zu arg gedauert. „Was kannst du dann d'rfor, daß deim Mudder e Gans is un hardu uf 'm Baal Schbaat hot mit d'r mache wolle?“ haw' ich gedenkt un dernt- wege haw' ich — ohne an mein' zammeg'schbellte Hinnergrund zu denke — zu 'r g'sagt: „Noñ in Gottsname, geh' her, Worzel, ich danz' noch- mol mit d'r!“

Die hot sich's nit zweemol sage losse, schbringt voller Freed uf un — im nächschte Ageblick gallobbiere mir schon minanner de Saal nunder. Awer ich weest nit — die Hitz' — un der Bod- dem is so glatt geweest — forzum: kaum haw' ich e paar Schritt gedanz't, so werd m'r 's uf eenimol ganz dormlig, daß ich mich facht nimmer uf de Fieße halte kann. Awer nit descho we- niger danz' ich weiter, do — rennt zu allem Unglick Gener — der Kerl muß voll geweest sein — an mich hin, daß m'r Höre un Sehe vergeht, un — Blumbs! do lieg' ich mitsammt der Worzel uf 'm Bodde, ich unne, sie owe!

Jesses, den Schbekfel un den Randal, wo d'r 's do gewe hot! Alles is herg'schbrunge un hot den dicke Mann ufsewe un nauschaffe wolle, dann anfänglich hot mar gemeent, der Schlag hätt' mich getroffen un ich wär' dobt. Awer so gefährlich is 's Gottlob nit geweest; ich dreh' mich um, for um ufzuschdeh'n un — Jesses, Jesses, was is d'r do uf eenimol e Gelächter losgebroche!

D'rerscht haw' ich d'r zwar gar nit gewist, warum die Zeit eegentlich so lache, awer iwer eenimol is m'r e Licht ufgeange: „Dunnerwetter, deim Hesse!“ haw' ich gedenkt un — wie ich voller Schrecke hinne hinklang': Herrgott vun Bindheem, do is d'r die ganz G'schicht ausenanner

un ich hab' an jedem Been' mein' Extra-Hoffe g'hatt! Ich sag' Euch, ich hab' gemeent, ich mißt grad in de Boddem sinke, so haw' ich mich g'schämt. G'schwind haw' ich mein' zwee Frack-säckel verwißt un zwische de Been' dorch vorne rufgezoge, daß mar nix hot sehe könne, un — nix wie 'naus aus 'm Danzsaal.

Glei druf kummt aach mein' Fraa, ganz zibberig vor Zorn — dann nadierlich, se hot gemeent, ich wär' voll — mit der Worzel ganz in Thräne un allezwee fihre mich in de Garderobb'. Do awer is 's losgange.

„Du abscheilicher Mensch,“ fangt mein' Fraa an, wie ich in mein' Zwerziecher schlubb', „daß du dich doch jedesmol vollsaufe muscht! — Awer kumm' nor heem!“

„Was?!“ haw' ich do g'sagt, „ich glaab', dir rabbelt's! Ich hab' jo gar nix getrunke!“

„Sooo?!“ sächt se. „Gar nix?“ Du riechscht jo nooch Wein' wie 'n alte Riferschorz!“

„Noñ,“ sag' ich, „e halb' Schöbbele — —“

„Ja,“ sächt se ganz giftig, „deine halwe Schöbbele kennt mar — awer kumm' nor heem!“

„Der G'scheidtscht gibt nooch,“ haw' ich do gedenkt un hab' mein' Maul g'halte, dann 's hätt' mich jo doch Alles nix gebadd, was ich aach g'sagt hätt'. Mäuscheschbill bin ich derntwege hinner meine zwee Weibslait die Schdieg nummergeloffe mit meine verschlenzte Hoffe, hab' mich mit ene ine Drottsch' g'hoct un bin heemg'fahre.

Unnerwegs hot Keens nix gerebb — nor die Worzel hot in ihr Sackdichel neing'stennt, daß 's zum Erbarme gewest is. D'rheem awer, in unserer Schlooffschub, do is 's widder losgange: Jesses die Gardinepreddig, wo ich do fricht hab'! Ich hab' mein' Fraa schun oft schänne höre, dann se hot e Maul wie e Schwert, awer so, wie se do g'schännt hot, haw' ich se noch nie schänne höre! Alles menschenmögliche hot se mich g'heeße: Siffer un Lumb is alsefort 's dritt' Wort gewest. Ich awer hab' se rebde un ihren Kropp leermache losse; noochenanner zieh' ich mich aus, leg' mich in mein' Bett un e Aageblick schbäter schloof ich schun wie 'n Sack.

Am annere Morge awer, wie ich ufwach', do fangt der Danz vun vorne an un mein' Bawebb heest mich widder Lumb un Saufaus, der des aarm' Schanneddche um ihr ganz Baalvergnieche gebrocht hätt'.

Do awer is mein' Geduldsfadem gerisse.

„Was?!“ kreisch' ich. „Ich hätt' se um ihr Baalvergnieche gebrocht?! Ei, ohne mich hätt' se

jo gar keens g'hatt, dann ich bin jo der eenzig Mensch gewest, wo mit 'r gedanzt hot! Haw' ich dich nit gewarnt un g'sagt, du sollscht die Worzel nit uf 'n Baal fihre, weil se nix zu danze friche dhät? Is 's nit eso kumme? — Un jez willscht du die Schuld uf mich schiewe, weil ich hiing'falle bin?! Ei, des hätt' Gem' bassiere könne, der noch weniger gedrunke g'hatt hätt' als ich: was kann ich dann dob'rfor?! Keen', du bischt schuld an dere ganze G'schicht: hätt'scht du uf mich g'hört dann wäre mir d'rheem geblive un dein' angmolti, ufgepolscherterti un egalisirtti Schwarzworzel, wo so viel Anziehendes hot, wär' nit de ganze Dwend dog'hoct wie e Häusche Nüglic, un ich — ich wär' nit hiing'schderzt, hätt' mein' Hoffe nit verrisse un mir alle minanner hätte die Blamash' nit erlebt. Derntweg' sei nor ganz schbill un halt dein' Maul: du ganz alleen' bischt an Allem schuld, du Gans, du eenfältigi! Awer ich sag' d'r 's jez: loß' mich in Ruh' — sunscht schbukt's!!“

So haw' ich zu 'r g'sagt un seitd'rher loßt se mich in Fried'!

### Ein begriffsverwirrter Diener.

In einer kleinen süddeutschen Garnisonsstadt hatte sich ein junger Lieutenant mit der bildschönen Tochter des Herrn Stadtpfarrers verlobt, die insofern eine doppelte Ausnahme von der Regel machte, als sie — entgegen der bekannten Thatsache, daß Pfarrersehen gewöhnlich reich mit Kindern gesegnet sind — das einzige Kind des Herrn Pfarrers geblieben und darum — was auch nur ausnahmsweise bei Pfarrerstöckern vorkommen soll — zugleich auch eine einstige reiche Erbin war, denn der Herr Stadtpfarrer war — weit mehr als die meisten seiner Amts- und Berufsgenossen — mit irdischen Glücksgütern bedacht, die naturgemäß dereinst auf dieses einzige Kind übergehen mußten. Aber der Herr Lieutenant war desgleichen auch eine Ausnahme von der Regel, denn er hatte sich nicht des zu hoffenden Erbes wegen mit dem noch sehr jungen Mädchen verlobt — wenigstens nicht ganz allein deshalb — sondern weil er die innigste Liebe für die reizend schöne Rosa empfand und sie gewiß — so versicherte er wenigstens — ebenso gerne zu seiner Lebensgefährtin gemacht hätte, wenn sie weniger vermöglich gewesen wäre und er an ihrer Seite zeitlebens sich mit „Kartoffeln“ hätte begnügen müssen. Dies wußte auch der Herr Stadtpfarrer und nicht minder sein schönes Töchterlein und darum hatten beide auch — von Schön-Rösschen wenigstens ist dies ganz gewiß —

mit wahrer Herzensfreude die Werbung des Herrn Lieutenants angenommen und gerne ihr Jawort gegeben.

Natürlich brachte nun der glückliche Bräutigam die Abende stets im Pfarrhause bei seinem holden Bräutchen zu und zwar um so lieber, als der Herr Pfarrer gewöhnlich nicht „trocken“ bei Tische saß, vielmehr ein Freund eines „guten Tropfens“ war. So kam es, daß der Herr Lieutenant meist erst nach Mitternacht vom Pfarrhause schied und den Weg nach seiner glücklicherweise nicht allzu weit entfernten Wohnung antrat. Dies war aber für den jungen Offizier insofern etwas bedenklich, als er sich eines sehr gesunden Schlafes erfreute und darum nach so langem Aufbleiben frühmorgens nur schwer aus den Federn „zum Dienste“ zu bringen war. Er gebrauchte deshalb die weise Vorsicht, sich stets, wenn er Frühdienst hatte, von seinem Burschen mittelst Rütteln und Schütteln wecken zu lassen, denn Dienst ist eben Dienst und im Falle des Zuspätkommens hätte ihn nichts — nicht einmal die Angabe, daß er Tags zuvor zu lange bei seinem schönen Bräutchen geblieben sei — vor einer „Nase“ seines gestrengen Herrn Hauptmanns beschützen können. Der Bursche, ein äußerst treuer und gehorsamer, leider aber auch — wie so mancher seiner ländlichen Kollegen — etwas einfältiger, „begriffsverwirrter“ Mensch, kam nun seiner Aufgabe gewissenhaft nach und so war der Herr Lieutenant noch nicht ein einzigesmal verschlafen, sondern stets zur richtigen Zeit zu seinem Dienst in die Kaserne gekommen.

Nun kam aber der Geburtstag Schön-Nöschens, der im Pfarrhause besonders festlich begangen und im Kreise einiger Verwandten und natürlich auch mit dem Bräutigam bei einem Abendessen gefeiert wurde. Der Lieutenant sah deshalb voraus, daß der Abend etwas lang dauern werde, und da er schon Morgens um fünf Uhr zum Scheibenschießen beordert war, so legte er seinem treuen Diener besonders ans Herz, ihn am andern Morgen ja rechtzeitig zu wecken. Er that dies mit den Worten: „Johann, ich gehe jetzt zu meiner Braut; morgen Früh habe ich schon um fünf Uhr Dienst, komme deshalb um vier Uhr, mich zu wecken. Hast Du mich verstanden?“

Johann sagte: „Zu Befehl, Herr Lieutenant!“ machte vorschriftsmäßig „Rehrt“ und ging ab.

Und der schöne, sehr verlängerte Geburtstagsabend verging und erst um drei Uhr Morgens hatten sich die Bewohner des Pfarrhauses und das glückstrahlende Bräutchen zur Ruhe gegeben, da — plötzlich wurden sie durch ener-

gisches, wiederholtes Läuten der Hausglocke aus dem kaum gefundenen Schlafe wieder emporgeschreckt. Brummend fuhr der Herr Stadtpfarrer in seinen Schlafrock, öffnete das Fenster und fragte, was denn los sei. Da stand der biedere, etwas „begriffsverwirrte“ Johann unten und replicierte, der Herr Lieutenant habe befohlen, ihn um vier Uhr zu wecken und da es gleich „schlagen“ werde, so sei er eben gekommen, um den erhaltenen Befehl zu vollziehen.

„Zum Donnerwetter“ — rief da der aufgebracht Pfarrer, ganz seiner sonst gewohnten salbungsvollen Ruhe vergessend, „der Herr Lieutenant ist doch nicht hier!“

„Freilich, freilich,“ erwiderte der pflichttreue Diener eifrig, „vielleicht — wissen Sie 's nur nicht, Herr Pfarrer — aber er ist ganz gewiß oben: er hat mir ja selbst gestern Abend noch gesagt: „Johann, ich geh' jetzt zu meiner Braut — komm' morgen Früh um vier Uhr, mich zu wecken!“ — Sehen Sie nur einmal nach!“

Dem Pfarrer schwoll die Zornesader auf der Stirne — fast wäre ihm sogar ein Fluch entfahren. Aber glücklicherweise bezwang er sich und zwar so sehr, daß er im nächsten Augenblick über die ländlich naive Anschauung des treuen Dieners sogar lächeln konnte. Es gelang ihm durch ruhigen, seiner Würde als Pfarrer angemessenen Zuspruch — allerdings etwas mühsam — den allzu buchstäblich gehorsamen Krieger zu überzeugen, daß er seinen Herrn falsch verstanden habe, denn der Herr Lieutenant sei schon vor drei Uhr weggegangen und liege sicher in seiner Wohnung in seinem eigenen Bett. Nach und nach schien dies auch dem Johann einzuleuchten; er entfernte sich und hatte auch bald nachher Gelegenheit sich zu überzeugen, daß der Herr Stadtpfarrer die Wahrheit gesagt habe.

Andern Tages aber, nachdem der Lieutenant von seinem Schwiegervater in spe von der „Begriffsverwirrung“ seines Burschen Kenntniß erhalten hatte, soll es zwischen dem Vorgesetzten und seinem Untergebenen zu einer sehr aufgeregten Scene gekommen sein. Die erschreckt laufende Hausfrau des Herrn Lieutenants behauptete nachträglich sogar, sie habe wiederholt aus dessen Munde den Ausdruck „Rindvieh“ vernommen.

Schön-Nöschen aber soll, als der Herr Bräutigam am Abend wiederkam, ihrem Namen alle Ehre gemacht haben und — erglüht sein, wie eine Rose.

## Der schwarze Florian.

Erzählung aus der Zeit des Bauernkrieges von M. Barad.

(Schluß der Erzählung vom Jahre 1897).

Die Heze von Bödingen hatte lange Weine, da es galt, das Bauernheer wider die ihr verhassten Ablichen nach Neuenstein herbeizurufen. Sie legte den fast vier Stunden langen Weg nach Schönthal in kaum drei Stunden zurück und traf um die Mittagszeit bei ihrem Landsmann Jäcklein Rohrbach ein, für welchen sie eine fast mütterliche Zärtlichkeit hegte. Ihm theilte sie ihren von dem „Kanzler des Bauernheeres“ erhaltenen Auftrag mit und Jäcklein war auch sofort bereit, dem Rufe Herrn Wendels Folge zu leisten. Desgleichen Jörg Mehlker: Kloster Schönthal war ja vollständig ausgeplündert und — im Neuensteiner Grafenschloß winkte neue Beute. Schon am andern Morgen vor Sonnenaufgang rückte das ganze etwa 10,000 Mann starke Bauernheer, in zwei Haufen getheilt, der eine unter Jäckleins Führung über Ernsbach und Kirchensall von Norden und Westen her gegen Neuenstein vor. Mit mehr Ruhe und Ordnung, als man von den ungeschulten, schlecht bewaffneten Bauernhaufen hätte erwarten sollen, wurde das Schloß, in welchem Graf Albrecht von Hohenlohe mit seiner Mutter wohnte, umzingelt und sodann dessen Übergabe verlangt.

Graf Albrecht berieth sich mit seinem Freunde Burchard von Ehingen, der durch sein Benehmen gegen die schöne Neuensteiner Bürgerstochter — das er allerdings nur als einen beabsichtigten Scherz hingestellt hatte — und durch die in Folge davon gegen das Mädchen verübte Gewaltthat den Aufstand und die nunmehr drohende Gefahr ganz allein hervorgerufen hatte. Der Junker war sich dessen wohlbewußt und bereute jetzt seine Unbesonnenheit ebensosehr, als der Graf seine eigene Handlungsweise, durch welche er dem in seinem Freunde schwerbeleidigten gesammten Adel hatte Genugthuung verschaffen wollen. Wer hätte aber auch denken sollen, daß die sonst so gefügige Bürgerschaft und gar die Bauern eines Mädchens wegen gleich zur Empörung wider ihre rechtmäßige Herrschaft schreiten würden!

Es war eine schwierige Lage für den Grafen Albrecht. Das Schloß war allerdings fest und wohlverwahrt, sogar mit Geschütz versehen, aber die gesammte Besatzung bestand nach dem Verluste der zwanzig Trabanten, welche auf dem Anger beim Ausbruch der Empörung theils niedergemacht, theils gefangen worden waren, mit Einschuß der Dienerschaft aus nur mehr fünfzehn Mann. Mit ihnen dem zahlreichen, wengleich schlechtbewaffneten Bauernheere widerstehen zu wollen, wäre mehr als Thorheit, es wäre Vermessenheit gewesen. Dies sah der Graf sowohl, als auch Burchard von Ehingen ein, der anfänglich für ein Sichdurchschlagen gestimmt hatte. Dieser Plan erschien aber schon aus dem Grunde als unausführbar, weil er selbst im günstigsten Falle nur den Personen der beiden Ritter Rettung versprach, dafür aber die Mutter des Grafen schutzlos sammt dem preisgegebenen Schlosse den Händen der ergriminten Bauern überlieferte. Graf Albrecht verwarf darum einen solchen Gedanken und suchte zunächst nur durch Unterhandlungen mit den Führern des Bauernheeres, insbesondere mit seinem Standesgenossen Florian Geyer, Zeit zu gewinnen. Nachdem aber bereits zwei Tage verstrichen waren, ohne daß eine Einigung erzielt war, wurden Jörg Mehlker und der wilde Jäcklein endlich ungeduldig und brangen auf die Uebergabe des Schloßes. Da erklärte denn endlich der Graf sich be-

reit, dasselbe an den Ritter von Geyer auszuliefern unter der Bedingung jedoch, daß sein und der Seinigen Leben nicht gefährdet und sein Eigentum gegen Brand und Plünderung gesichert würde. Hiezu wollten sich nun die Bauern, besonders der Jäcklein, der bedingungslose Übergabe verlangte, anfänglich nicht verstehen; endlich aber einigte man sich auf des Ritters Florian Betreiben dahin, daß die Forderungen bewilligt werden sollten unter der Gegenbedingung des Eintritts des Grafen Albrecht und seines zu Dehringen weilenden Bruders Georg in den Bauernbund. Diese Bedingung erforderte neue Unterhandlungen. Mit Bewilligung der Bauernführer ward der Junker von Ehingen in Begleitung Wendel Hipplers und Jörg Mehlkers am 11. April zur Führung der Unterhandlungen nach Dehringen gesendet und andern Tags schon kehrten dieselben nach Neuenstein zugleich mit dem Grafen Georg von Hohenlohe, der im Hinblick auf die Gefahr, in welcher die Seinigen schwebten, sich gleich seinem Bruder zur Annahme der gestellten Bedingung bereit erklärte. So kam denn ein Vertrag zu stande: das Schloß wurde übergeben und die Grafen schworen als „Bruder Georg und Bruder Albrecht“ auf die zwölf Artikel. Ihrem Beispiel folgten die übrigen Bewohner des Schloßes, ein Einziger ausgenommen: der Junker Burchard von Ehingen. Als Begleiter Herrn Wendels und Jörg Mehlkers hatte er Gelegenheit gehabt, die im Bauernheer gültige Losung: „Woset, was ist das für ein Wesen?“ und desgleichen die Gegenlosung: „Wir können vor Pfaffen und Ablichen nicht genesen!“ zu erlauschen und hievon Gebrauch machend, war er verkleidet nächtligherweile nach der Burg Weibertru bei Weinsberg, zu dem ihm gleichfalls befreundeten Grafen Ludwig von Helfenstein entflohen.

Im Bauernheer herrschte großer Jubel über den erlangten Erfolg. Nur Jäcklein Rohrbach und die schwarze Hoffmännin machten hierin eine Ausnahme. Ersterer hätte gerne geraubt und geplündert, letztere aber hätte gewünscht, daß die verhassten Ablichen alle ohne Ausnahme niedergemacht worden wären. Der Jörn Weider über die Vereitelung ihrer Wünsche richtete sich daher hauptsächlich gegen den, durch dessen Bemühungen der Vertrag mit den Grafen zustande gekommen war: gegen den schwarzen Florian. Am Abend des Verbrüderungstages, während die Bauern alle in ihrem auf dem Anger aufgeschlagenen Zeltlager in den Freuden des deßhalb veranstalteten Festes und dem hiefür von den Grafen gestifteten Weine schwelgten, hatten die beiden verwandten Seelen eine heimliche Zusammenkunft zum Austausch ihrer Gedanken verabredet und zwar — in der Stadtkirche, denn hier konnten sie, ihrer Meinung nach, am sichersten darauf rechnen, keine Lauscher bei der Besprechung ihrer schwarzen Pläne zu haben.

Es dunkelte bereits in der bis dahin dem katholischen Ritus noch erhalten gebliebenen Kirche, als Jäcklein und die Hoffmännin eintraten; nur die in der Nähe des Hauptaltars hängende „ewige Lampe“ verbreitete einen matten Schimmer in ihrer nächsten Umgebung. Das schändliche Paar setzte sich daher im Bereich dieses Lichtscheines auf den Stufen des Altars nieder und begann sofort seine Unterredung.

„Jäcklein“, sprach die Heze ohne weitere Einleitung, „ich sagte Dir's immer, daß es der schwarze Florian nicht ehrlich mit uns meint und nicht meinen kann, denn, Art läßt nun einmal nicht von Art! Dies hat der Ritter dadurch bewiesen, daß er denen von Hohenlohe nicht nur das Leben, sondern auch ihren,

den Bauern abgestohlenen Besitz erhielt. Pah! Eine Krähle hadt der andern die Augen nicht aus!"

"Du magst recht haben, Alte", erwiderte der stark angetrunkene Bauernoberst. "Wir selbst sind schon ähnliche Gedanken gekommen und ich meine, er spielt nur ein falsches Spiel mit uns Bauern!"

"Das ist es, was auch meine Meinung ist!" rief die Hoffmännin eifrig. "Was hat der Ritter alle die Zeit her gethan, seit er seinen Haufen mit dem unsrigen vereinigt: Gerade das Gegentheil von dem, was wir und die Bauern alle erstreben. Während wir uns freimachen wollen von der Herrschaft der Adligen, welchen wir Tod und Vernichtung geschworen haben, beschützt er diese unsre Bedrückter und nimmt sie sogar in unseren Bund auf, als ob sie dadurch, daß man sie Bruder Georg oder Albrecht nennt, andere geworden wären, als sie sind — als ob der Wolf, dem man ein Schaffell umhängt, nicht immer ein Wolf bliebe und eines Tages wieder ganz dasselbe Raubthier würde, das er früher war. Nein Jäcklein, ich sage dir: diese gräßlichen Brüder sind falsche Brüder der Bauern und — der Bruder Florian hat sie nur deshalb in unsern Bund aufgenommen, weil er selbst ein falscher Bruder ist!"

"Tod und Hölle", rief der Jäcklein ergrimmt. "Er denkt wohl daran, noch mehr Grafen und Herren zu unseren Brüdern zu machen, um uns mit ihrer Hilfe das Heft aus der Hand zu winden und uns wieder zu dem zu machen, was wir vorher waren: zu unterdrückten, rechtlosen — dummen Bauern!"

Die Alte schüttelte den Kopf. "Nein, Jäcklein, dies ist's nicht — oder wenigstens nicht alles, was er zu thun vorhat!" sagte sie, ihre Stimme etwas dämpfend. "Bist du denn blind? Siehst du nicht, wo er hinaus will? Mittelst der Hilfe der ihm zur Dankbarkeit verpflichteten adligen Bundesbrüder will er ein neues Herzogthum Franken errichten und uns Bauern will er als Schemel benützen, um — sich selbst auf dessen Thron zu schwingen!"

Überrascht starrte der Jäcklein in's Antlitz der Heze. "Das wäre der Teufel!" schrie er. "Was? Sollen wir uns nur deshalb unserer alten Zwingerherren entledigt haben, um uns einen neuen auf den Hals zu setzen?! Nein, bei Gott, das soll nicht geschehen: der Jäcklein wenigstens hilft dazu nicht mit und ich denke wohl — seine Leute auch nicht!"

"Das ist es eben, was durch des Seyersbergers Thun nothwendig entstehen muß", entgegnete die Hoffmännin unwirsch: "Zwietracht im Bunde, statt der so nöthigen Einigkeit, durch die allein unsere Sache siegen kann. Wie eine Maus bohrt er ein Loch durch den festen Damm, den wir zwischen uns und den Adligen aufgeworfen haben — ein Loch, klein und unscheinbar anfänglich, aber es wird größer und immer größer werden und schließlich bricht das Bollwerk zusammen — durch unsre eigene Schuld, weil wir den Def, so lange er klein war, nicht verstopften!"

"Donnerwetter!" rief Jäcklein jetzt, "dahin soll's nicht kommen, so lange meine zwei Augen offen stehen noch ist's Zeit, das Loch im Damm zu verstopfen und — wir wollen es thun, ja, bei Gott, wir wollen es thun!"

"Wenn's nicht — doch schon zu spät ist!" meinte die Heze, wiederum den Kopf schüttelnd. "Der Ritter ist schon zu mächtig geworden, als daß man ihn zwingen könnte, unsere Schaar zu verlassen und — jedenfalls ginge er nicht allein: sein schwarzer Haufen hängt ja an ihm, als ob er unser Herrgott selber wäre!"

"Pah!" machte Jäcklein, "bin ich nicht Obersthauptmann gleich ihm und ist mein Haufen nicht doppelt so stark als der seine? Was kann er dagegen thun, wenn ich an die Spitze der Meinigen und, von Jörg Meßler unterstützt, sein Ausschneiden aus dem Bunde verlange?"

Die Alte grinste. "Der Meßler?" sagte sie. "Wenn du dich auf den verlassen wolltest, dann — wärest du verlassen, denn der vergeht ja in Bewunderung vor dem schwarzen Florian wie der Schnee an der Sonne. Nein, Jäcklein" — fuhr sie, ihm etwas näher rückend fort — "damit ist's nichts und auf diese Weise bringen wir ihn nicht los: wir müssen ihn uns auf anderem Wege vom Hals schaffen!"

"Gut — aber wie?"

"Er muß sterben!"

"Hoho!" machte Jäcklein. "Das ist leicht zu sagen, aber schwer zu vollbringen: wer wird sich an den kampfgelübten Ritter, der sogar im Harnisch schläft, wagen wollen?"

"Gegen ein — gutes Tränklein, wie ich es zu bereiten verstehe, hilfst kein Harnisch!"

Unwillkürlich rückte Jäcklein etwas von der Heze weg. "Alle Wetter", rief er, "da hast du recht, Alte: Deine Kräuter sind Krämpen, die ihn nicht zu fürchten brauchen. Wer aber trägt ihm das Süpplein auf?"

"Om!" machte die Alte, "wenn ich nur einmal Gelegenheit hätte, in sein Zelt zu gelangen, dann sollte diese Frage uns keine Sorge machen — aber was vermag ich aus der Ferne?"

Jäcklein sann einen Augenblick nach. "Wie wäre es, wenn ich einen zuverlässigen Mann in seinen Trost brächte, der dies Geschäft für uns besorgte?"

Die Heze sicherte. "Einen Mann von dir empfohlen etwa?" sagte sie. "Von einem solchen Versuch stehe getrost ab, denn das wirst du doch schon bemerkt haben, daß der adlige Bruder dir nichts weniger als grün ist. Er hält dich für einen Schelmen und wer von dir empfohlen würde, wäre in seinen Augen wohl — ein Erzschelm, den er nie und nimmer in seiner Umgebung dulden würde. Nein, Jäcklein, besser ist's, wenn Jemand, der schon um ihn ist, durch Geld und gute Worte dazu gebracht wird, ihm das Tränklein zu kredenzen: das wird sich ja machen lassen und — der Teufel möge seinen Segen dazu geben!"

Beide lachten, da plötzlich verstummten sie. Wilber Rärm, Geschrei und Flüche drangen an ihr Ohr.

"Was ist das?" rief der Jäcklein.

"Pah, was wird's viel sein?" erwiderte die Heze. "Händel zwischen Einigen, die des gräßlichen Bruders Wein spüren!"

Sie hatte den Mund noch nicht geschlossen, als draußen ein Ruf sich vernehmen ließ, der bewies, daß der Rärm eine andere Ursache hatte. "Wo ist der Hauptmann?" fragte Einer. "Wer weiß, wo der Jäcklein zu finden ist?"

Der Gesuchte stand auf und eilte, von der Heze gefolgt, nach der Thüre. "Hier bin ich!" rief er im Heraustrreten. "Was soll's?!"

"Der Oberst-Hauptmann Jörg Meßler läßt dich seit einer Stunde schon überall suchen", gab man ihm zur Antwort. "Kriegsrath soll gehalten werden, denn eine schlimme Nachricht kam: Der Helfenstein, der auf der Weibertreu bei Weinsberg sitzt, ist über eine Schaar Bauern hergefallen und erschlug ihrer zweihundert!"

"Der Helfenstein?!" schrie die zugleich mit Jäcklein aus der Kirche getretene Heze in fast frohlocken-

dem Tone: „Heiß, Brüder, das soll ihm schlimmen Bohn eintragen: auf, auf zur Rache! Auf gegen Weinsberg!“

„Auf gegen Weinsberg!“ brüllten die auf dem Kirchplatz versammelten Bauern. „Rache für unsere erschlagenen Brüder!“

Schreiend und lärmend eilte die Schaar, Jäcklein und die Hexe an der Spitze, hinweg nach dem Anger beim Schlosse, wo der Kriegsrath abgehalten werden sollte.

In tiefster Stille lag der Kirchplatz, auf dem es vor wenigen Augenblicken erst so stürmisch zugegangen war. Da öffnete sich leise die Kirchthüre und vorsichtig umherspähend, trat ein junges Mädchen heraus.

Es war Gertrud Rohnagel. Um ihre gewohnte Abendandacht zu verrichten, war sie kurz vor Jäckleins und der schwarzen Hoffmännin Erscheinen in die Kirche gegangen und hinter einem Pfeiler beim Hauptaltare unbemerkt Zeugin der Unterredung beider geworden. Vor Schreck über den schwarzen Plan, wie gelähmt war sie, nachdem die Schändlichen die Kirche verlassen hatten, noch eine Weile an ihrem Plaze verblieben, dann aber, von Angst um das Leben ihres Befreiers erfasst, raffte sie sich auf: sie mußte ihn, der sie gerettet, gleichfalls retten. Dies stand ihr als die Aufgabe ihres Lebens klar vor Augen: retten mußte sie ihn oder — mit ihm sterben!

Auf dem Anger beim Schlosse hatte inzwischen unter dem Vorsthe Jörg Mehlers die Berathung der Obersten und Hauptleute unter Zuziehung der beiden neugewonnenen Brüder Georg und Albrecht von Hohenlohe und im Beisein einer großen Anzahl von Bauern begonnen. Ein dem Norden entronnener Bauer Namens Vitus Kern von Gellmersbach bei Eberstadt erstattete Bericht über den blutigen Vorfall. Darnach hatte der Graf von Helfenstein am vorhergegangenen Tage die nur mit Sensen und Aexten bewaffneten Bauern, die von Binswangen kommend, die große Fahrstraße nach Dehringen behufs der Vereinigung mit dem hellen Haufen gewinnen wollten, unterhalb der Weibertreu im Sulmthale überfallen und unbarmerzig niedergedrückt und erstochen, was er nur erreichen konnte. An zweihundert lagen erschlagen auf dem Plan, nur wenigen sei es gelungen, sich vor den Reifigen in die Wälder zu flüchten und zu entkommen. Er selbst habe sich in seine Heimath Gellmersbach gerettet und am frühen Morgen, auf erhaltenen Bericht, daß der Graf bei Hölzern ein Pitet zum Absangen von Flüchtigen und Versprengten aufgestellt habe, sei er weitergewandert nach Cleversulzbach, um von hier aus über Langenbeutigen endlich Dehringen und das Bauernheer bei Neuenstein zu erreichen.

Ein Wuthgebrüll der anwesenden Bauern beantwortete den Bericht. Jörg Mehler aber erhob, Stille gebietend, die Hand, um zu sprechen. „Brüder“, begann er, „die Falschheit des Helfensteiners geht über alles Maß und sein frecher Trost überschreitet alle Grenzen. Am vorgestrigen Tage erst hat Bruder Wendel Hippler, unser Kanzler, Botschaft an ihn abgesendet mit der Aufforderung, unserem Bunde beizutreten und seine Stadt und sein Schloß zu übergeben, widrigenfalls wir vor Beide zögen mit aller Furie. Aber wißt ihr, was er unseren Boten geantwortet hat? Zermalmen und erwürgen wolle er die Aufstän-

digen; solcherweise, aber nicht anders, wolle er mit uns Verkehr pflegen. So sprach er und — wie er sprach, hat er gethan!“

Ein abermaliges allgemeines Geschrei der Wuth unterbrach hier den Redner. Jetzt aber erhob sich Jäcklein Rohnbach und rief: „Laßt's nur gut sein, Brüder: wir werden's ihm schon vergelten, was er an uns verbrochen hat. Der Kopf muß ihm herunter, das ist die Bruderschaft, die wir mit ihm schließen wollen, denn — wir brauchen keine adligen Schurken mehr in unserem Bunde!“

Ein fast ängstliches Schweigen folgte diesen Worten. Die beiden „Brüder“ von Hohenlohe aber tauschten einen Blick mit Florian von Geier. Letzterem aber schwoh die Hornesader auf der Stirne.



„Er muß sterben!“ sagte die schwarze Hoffmännin.

„Ich will es Eurer Trunkenheit zu gut halten, wenn Euer bißchen Verstand mit Eurer Zunge durchgeht“, sprach er. „Laßt mich aber etwas ähnliches nicht wieder hören, sonst könnte es leicht geschehen, daß ich Euch den Unflath, den Ihr im Munde führt, in den Hals hinterstieße, daß Ihr daran ersticktet!“

Hestig wollte Jäcklein auffahren und eine trojige Antwort geben, aber — „Schweigt!“ donnerte ihn der Ritter an, „sonst, bei Gott, sollt Ihr den schwarzen Florian kennen lernen! Ubrigens“ — fuhr er fort, als Jäcklein, zu lange an Unterwürfigkeit gewöhnt, unwillkürlich verstummte — „sind wir hier, nicht um zu hadern, sondern zu berathen, was unserer guten Sache zum Heil geschehen muß. Darum, wenn der Wein Euch noch einiges Denkvermögen lieh, möget Ihr reden und Eure Meinung sagen — doch erst, wenn Ihr darum gefragt werdet!“

Der Jäcklein warf ihm einen bösen Blick zu, aber

so groß war das Ansehen, dessen sich der kriegserfahrene tapferer Ritter allgemein erfreute, daß der wilde Bauernführer nicht wagte, seinem Zorne weitere Worte zu geben. Er machte eine Faust — im Saad und schwieg.

Da ergriff Jörg Mehler wiederum das Wort, indem er sich an den Ritter wendend in fast ehrerbietigem Tone zu ihm sprach: „Sagt Ihr zuerst Eure Meinung, Bruder Florian, Ihr meint es treu und redlich mit uns und vermöge Eurer Erfahrung in Kriegssachen gebührt Euch mit Recht die erste Stimme im Rathe!“

Mit einem leichten Neigen seines Hauptes dankte Florian dem Obersthauptmann, dann sprach er mit lauter Stimme: „Wohlan, so laßt die Trommeln rühren und uns ungesäumt heute noch gen Weinsberg aufbrechen!“

Dieser Vorschlag kam den Meisten überraschend und — ungelegen. Jäcklein bemerkte es mit geheimer Freude und hielt den Zeitpunkt für geeignet, sein Nicht wieder leuchten zu lassen. „Hoho!“ rief er aus, „die Nacht werdet Ihr doch wohl den Leuten noch zur Ruhe gönnen?“

„Weßhalb?“ entgegnete Florian. „Wir haben keine Zeit zu rasten. Schnell wie der Blitz müssen wir vor Weinsberg erscheinen, ehe der Graf von Helfenstein Zeit hatte, die Besatzungen von Stadt und Schloß durch Zuzüge zu verstärken!“

Aber dem Jäcklein war der Ramm wieder geschwollen, deßhalb widersprach er der Ansicht des Ritters. „Woher sollte der Helfensteiner noch Zuzug erhalten?“ rief er dreist. „Alles Land rings um Weinsberg und Heilbronn hält zu uns und Niemand wird ihm Beistand wider uns leisten wollen. Weßhalb also wäre für uns solche Eile nöthig?“

„Ihr rebet, wie Ihr's versteht!“ fiel ihm der kriegsfundige Ritter ins Wort.

„Das thut Jeder,“ entgegnete Jäcklein fest, „und ich bleibe bei dem, was ich sagte: nicht nur die Nacht, sondern auch den ganzen morgigen Tag müssen wir noch rasten — der Übermüdete leistet nichts im Felde!“

„Der Betrunkene noch weniger,“ sagte Ritter Florian nachbrüchlich, „und gerade deßhalb, um dem ewigen, die Thatkraft des Heeres lähmenden Saufen ein Ende zu machen, bin ich für den sofortigen Aufbruch!“

Jäcklein lachte hell auf. „So deßhalb also?“ rief er. „Der adlige Bruder Florian möchte die Weinsfässer der adligen Brüder Georg und Albrecht schonen? Wenn dies Eure Meinung ist, so sage ich Euch: Daraus wird nichts, denn der Bauer hat lange genug Wasser getrunken, er will sich auch einmal des Weines freuen!“

Beifällige Zurufe der umstehenden Bauern folgten dieser Erklärung. Florian aber erwiderte bitter: „Nun, an dieser Freude hat es wahrlich nicht gefehlt in den letzten Tagen, weder in Schönthal, noch hier in Neuenstein. Fast scheint es, als ob das Schlemmen der alleinige Grund sei, um dessentwillen die Bauern sich erhoben!“ Und sich zu Jörg Mehler wendend, fuhr er leise fort: „Gebraucht Euer Ansehen gegen den Jäcklein — die Zeit drängt, wir müssen fort von hier!“

Aber der Ballenberger Schenkwirth zuckte bedauernd die Achseln. „Der Jäcklein ist Obersthauptmann über die Bauern vom Neckarthal, wie ich es über die des Obenwalds bin: was kann ich wider ihn?“

Unmuthig erhob sich Florian; er hatte genug von dieser Berathung. „So beschließt denn und thut, was ihr wollt,“ sprach er. „Wo die Trunkenheit das Wort fährt, gilt der Rath des Besonnenen nichts!“

Er wandte sich und schritt aus dem Kreise. ungeachtet der Versuche Mehlers, ihn zurückzuhalten.

Der Jäcklein aber rief seinem Ballenberger Freunde übermüthig und in geringschätzigem Tone zu: „Daß' ihn laufen, Jörg! Wir brauchen ihn nicht im Rath, weder ihn — noch seiner Sippschaft einen!“ fügte er mit einem Seitenblick auf die Grafen von Hohenlohe bei.

Aber Mehler verhinderte den Trunkenen, noch mehr zu sagen. „Schweig' endlich einmal,“ sagte er unwirksam, „sonst kommen wir in Ewigkeit zu keinem Beschluß. Was ist Eure Meinung bezüglich des Aufbruchs, Bruder Georg?“ wandte er sich sodann fragend an den älteren der beiden Grafen.

„Ich theile die Ansicht des Bruders Florian, daß sofortiger Aufbruch noth thut, um Weinsberg und die Weibertreu möglichst rasch zu gewinnen,“ entgegnete Graf Georg im Tone der Überzeugung.

„Und was meint Ihr, Bruder Albrecht?“

„Ich sage, daß Zeit gewinnen, Alles gewinnen heißt,“ erwiderte dieser. „Die Stunden sind Goldes werth!“

„Natürlich!“ rief jetzt der Jäcklein wieder laut aufstachend. „Je früher Ihr die Bauern von hier wegbringt, um so weniger Wein wird Euch weggetrunken. Deßhalb allerdings mögen für Euch die Stunden Goldes werth sein, nicht aber für uns!“

Abermaliges lachen des Zujubeln folgte dieser Beweisführung des rebeligen Obersthauptmanns, der hierdurch nur noch mehr ermuntert wurde, auf seiner ausgesprochenen Meinung eigenfinnig zu verharren. „Nein, Brüder,“ rief er, „ich lasse mich nicht bereben, daß wir's gar so eilig hätten und nicht noch eine Nacht und einen Tag der Ruhe pflegen könnten. Ich sage: wenn wir morgen um Mitternacht abmarschiren, so sind wir am Morgen des ersten Oftertages vor Weinsberg und dem Schlosse und kommen gerade recht, die Ofterreier zu holen, die uns dorten gelegt sind!“

„Wer für diesen Antrag stimmt, der hebe die Hand empor!“ rief jetzt, um dem Gerede ein Ende zu machen, Jörg Mehler.

Da sah man ringsum nichts als Hände in der Luft. „Wohlan denn,“ sprach Mehler nach diesem nicht zweifelhaften Ergebnis der Abstimmung, „so gilt als Beschluß: In morgiger Nacht Abmarsch, so daß wir am Oftersonntag Morgens 6 Uhr vor Weinsberg stehen!“ Damit war beendet, was die Bauern hochtönend einen Kriegsrath genannt hatten. Alles lief auseinander und wiederum zum Weine.

Der schwarze Florian hatte inzwischen mizumuthig Herrn Wendel Hippler in seinem Zelte aufgesucht, um ernste Unterredung mit ihm zu pflegen.

„Es kann länger so nicht fortgehen,“ sagte er zu dem Konzler des Bauernheeres, nachdem er ihm Jäckleins Gebahren im Kriegsrathe berichtet hatte. „So viel das Heer Köpfe zählt, so viele einzelne Willen giebt es darin und Jeder vermag mit dem seinigen durchzubringen, wenn er den Andern zu Gefallen zu reden versteht. Das muß anders werden, wenn unsere Sache zu einem guten Ende geheißen soll: wir müssen einen Feldhauptmann wählen, dem alle gehorchen, einen Oberanführer mit voller Macht und Gewalt über Leben und Tod, so daß er Jeden, der ihm widerspricht, oder seinen Anordnungen zuwiderhandelt, dem Kriegsrath überliefert und nach dessen Spruch strafen kann. Dadurch allein wird es möglich sein, daß fernerrhin nicht mehr geschieht, was heute geschah: daß ein betrunkener Hanswurst die Menge fortzureißen

vermag, so daß seine Gründe mehr gelten als die eines besonnenen, kriegskundigen Mannes und Vorschläge zum Beschluß erhoben werden, die vielleicht den Untergang des ganzen Heeres herbeiführen können. Ein Haupt gebt uns, Herr Kanzler, einen kriegserfahrenen tapferen Mann — sonst wird die so gut begonnene Sache der Bauern scheitern an der Trefflichkeit des vor dem Truchseß gelährten Heeres, wiewgleich es an Kopfszahl weit hinter dem untrigen zurücksteht!"

Herr Wendel ließ den Ritter ruhig zu Ende reden. „Ihr sprecht hier einen Gedanken aus, den auch ich schon des öfteren erwog,“ erwiderte er sodann. „Auch ich halte für notwendig, was Euch als unerläßlich erscheint, und deshalb mögt Ihr wissen, daß ich für diesen bestimmten Zweck bereits Umschau gehalten und meine Augen auf einen gewaltigen Kriegermann gerichtet habe, einen Ritter, dessen Name ebenso wohl seiner Tapferkeit wegen, als auch seiner Redlichkeit und Treue halber bei der gesammten Bauernschar einen guten Klang hat!“

Florians Wangen färbten sich unwillkürlich etwas höher — er mochte der Meinung sein, der Kanzler habe ihn selbst zu diesem Oberanführer ausersehen. Dem Kanzler entging dies auch nicht; er errieth, welcher ehrgeizigen Gedanken der junge Ritter sich hingab. „Ihr werdet wohl mit mir der Ansicht sein,“ fuhr er deshalb, ein Lächeln verbeißend, fort, „daß dieser Oberanführer ein Mann von reiferen Jahren und ein Kriegermann sein muß, der auf vielfache schon erzwungene Waffenerfolge blicken kann —“

„Ganz recht!“ unterbrach ihn hier Florian, seine durch diese Wendung hervorgerufene Enttäuschung geschickt verbergend. „Doch wer ist der Mann, von dem Ihr sprecht?“

„Ich meine — den Ritter von Verlichingen!“

„Den Gdß?“ rief Florian sichtlich überrascht. „Ja, der wäre freilich der rechte Mann, aber —“ fügte er sofort, bedenktlich den Kopf schüttelnd bei — „ich zweifle an seinem Geneigtsein, der Sache der Bauern beizutreten!“

„Ich nicht,“ entgegnete Hipppler überlegen lächelnd, „denn — man wird ihm nicht freistellen, sich zu weigern!“

„Ich wollt ihn zwingen? — den Gdß?“

Herr Wendel nickte. „Sicher!“ sprach er nachdrücklich. „Man wird ihm nur die Wahl lassen zwischen der Annahme des Oberbefehls oder — dem Tode!“

„Dann — wie ich den Ritter kenne — wählt er den Tod!“

Der Kanzler zuckte die Achseln. „Vielleicht auch nicht!“ sprach er ruhig. „Gdß von Verlichingen ist freilich kein Freund des Volkes, wie Ihr es seid, Herr Hausfreund.“

Florian, aber — er ist ein Feind der Fürsten und der Fürstengewalt und aus diesem Grunde wird er es vielleicht nicht verschmähen, an die Spitze derer zu treten, die mit ihm gleiche Zwecke, wenn auch nicht gleiche Ideale verfolgen!“

Florian von Geier senkte nachdenklich den Kopf. „Ich will die Möglichkeit, daß Ihr vielleicht recht habt, nicht bestreiten,“ sagte er nach einer Weile. „Jedenfalls aber —“ fügte er bei — „erkläre ich Euch, daß — wenn der tapferer Gdß den Oberbefehl über das Heer wirklich übernimmt — ich ihm mich willig und mit Freuden unterordnen werde, denn es gibt keinen Andern, unter dem ich lieber stände, als unter ihm!“

Mit diesen Worten reichte er dem Kanzler die



„Schweig!“ donnerte ihn der Ritter an.

Hand und begab sich hinweg nach seinem Zelte. Bei seiner Ankunft meldete ihm sein Diener, es sei ein Dirnlein dagewesen, das ihn dringend zu sprechen verlangt habe: es habe sich „Schwester Trudchen“ genannt. „Trudchen? — Sie war hier im Lager?“ rief der Ritter. „Was wollte sie denn?“

„Das — erklärte sie — könne sie nur Euch selbst sagen: sie wolle wiederkommen!“

Der Ritter lächelte. „Pah! Sie wird sich nochmals haben bedanken wollen dafür, daß ich sie vor der Geißel des Henkers bewahrte,“ sprach er. „Das ist unnöthig: wenn sie wiederkommt, sag' ihr, es sei schon gut — ich hätte keine Zeit, sie zu empfangen. Dies sag' ihr — aber sei freundlich gegen das Mägdlein: es ist meines alten Waffenmeisters Kind und ich möchte nicht, daß es gekränkt würde. Mach' deine Sache gut, Heinz!“

Wie es der schwarze Florian vorausgesehen und im Kriegsrath zu Neuenstein ausgesprochen hatte, so

war es geschehen: Der Graf von Helfenstein, von dem beabsichtigten Vorrücken der Bauern gegen Weinsberg und die Weibertreu\*) unterrichtet, hatte die ihm gegönnten vierundzwanzig Stunden trefflich benützt, um einige Abtheile aus der Umgebung mit ihren Keisigen und Knechten an sich zu ziehen und so die Widerstandskraft von Stadt und Befestigung wesentlich zu erhöhen.

Gleichwohl sah der tapfere Graf der Ankunft der Bauern mit einiger Besorgniß entgegen. Seiner Befestigung wegen glaubte er zwar völlig ruhig sein zu können — er wußte, daß die Weibertreu mit ihrem Doppelkranz von hohen Mauern gegen das nicht einmal mit Geschütz versehene Bauernheer so gut wie sturmfrei war — seine Sorge galt hauptsächlich der Stadt, deren Bürgerschaft keineswegs über jeden Zweifel zuverlässig war. Deshalb und weil ihm bekannt war, daß ein Theil der Landwirthschaft und Weinbau betreibenden Kleinbürger, „der Wingerter,“ wie sie der Volksmund nannte, am liebsten gemeinschaftliche Sache mit den empörten Bauern gemacht hätte, sandte er die meisten der herbeigekommenen Eblen mit ihren Keisigen in die Stadt selbst zum Beistand und zur Beaufsichtigung der Bürgerschaft bei der Verteidigung der Mauern und der beiden Stadthore, des Ober- und des Unterthors. Auf der hochgelegenen Burg selbst, die mittelst einer Doppelreihe von Mauern mit der Stadtbefestigung verbunden war, hielt er nur wenige Knechte; er glaubte sie daselbst entbehren zu können.

Unter diesen Vorbereitungen war der Morgen des Ostersonntags, der 16. April, anbrochen. Früh erhob sich Graf Ludwig von Helfenstein; er wußte, daß die Bauern im Laufe des Tages vor Weinsberg erscheinen würden. Ohne seine geliebte Gattin, die sanft und ruhig neben dem Bettchen ihres vierjährigen Söhnleins schlief, zu wecken, verließ er leise die Schlafkammer und stieg auf den Bergfried\*\*), um persönlich Umschau zu halten und den Thürmer zu ermahnen, „gut auszulügen“ und das Ragen des Bauernheeres alsbald durch die Töne seines Horns anzukünden.

Es war 5 Uhr und die Sonne sandte gerade ihre ersten Strahlen über die Kuppen der das Eulthal begrenzenden Berge. Aber noch war ringsum Alles ruhig und friedlich; nicht einmal aufsteigende Staubwolken ließen auf den Anmarsch des Heeres schließen. Sollten die eingelaufenen Nachrichten über die Absichten der Bauern vielleicht doch irrig gewesen sein? Sollte sich das Heer am Ende gar gegen Neckarsulm und nordwärts gegen Wimpfen gewendet haben?

Nur einen Augenblick lang gab sich der junge, erst siebenundzwanzig Jahre zählende Graf diesem Gedanken als einer tröstlichen Möglichkeit hin, dann — lächelte er selbst darüber, um nach Wimpfen zu gelangen, hätten die Bauern wohl schwerlich den Weg über Bisfeld und Schwabbach eingeschlagen; daß sie aber letztgenannten Ort während der Nacht erreicht hatten, war ihm durch ausgesandte Kundschafter als unumstößliche Thatsache berichtet worden. Die Bauern kamen also langsam, wie es von ungeschulten, disciplin-

\*) Das Schloß erhielt diesen Namen zum Gedächtniß der treuen Weiber von Weinsberg, welche nach dem Siege Kaiser Konrads III. über den Grafen Welf VI., den Bruder Heinrichs des Stolzen von Bayern (21. Dezember 1140) die Glaubniz erhielten, aus Stadt und Schloß zu gehen und mit sich zu nehmen, was sie tragen könnten, und nun — Graf Welfs Gattin an der Spitze — herauszogen, jede ihren Gatten auf dem Rücken tragend. Der Kaiser, so erzählt die Sage, habe ihnen, trotz der Aufforderung seiner Umgebung, solchen Weiberkrieff nicht zu dulden, gleichwohl sein Wort gehalten mit dem Bemerkten: „Ein Königswort darf nicht verdreht werden.“

\*\*) Diesen Namen hatte in den alten Ritterburgen der höchste, als Wachtthurm dienende Thurm.

losen Schaaren nicht anders zu erwarten war, aber sie kamen sicher. Nun, sie sollten ihn gerüstet finden.

Er stieg vom Thurm hinab nach dem Zwinger, um sich von der Bereitschaft der Kasse zu überzeugen. Aber die beiden, zu ihrer Wartung bestimmten Knechte mochten solch' frühen Morgenbesuch nicht erwartet haben und lagen noch faul auf der Streu; die Kasse standen noch ungefütert und ungetränkt in dem Stalle. Mit einigen flachen Schwerthieben und derben Scheltworten jagte er die säumigen Wärter an ihre Arbeit und verließ dann, ohne die ihm nachdrohenden, zornig geballten Fäuste der Knechte zu gewahren, die Stallung, um sich hinab in die Stadt zu begeben. Hier fand er Alles schon auf und mit Zurüstungen gegen den bevorstehenden Angriff der Bauern beschäftigt. Ein Theil der Bürger ritz das Pflaster auf und trug die Steine zur Verwendung als Wurfgeschosse hinter die Mauern; ihre Weiber und Mägde halfen hierbei oder schöpften Wasser in große, vor den Häusern stehende Bütteln zur Labung der Streiter während des Kampfes und um einem etwa ausbrechenden Brande sofort begegnen zu können. Ein anderer Theil weckte verrostete Schwerter an den durch ihre Knaben und Mägdelein gedrehten Schleifradern, schärfte die in den Rüstammern stumpf gewordenen Spitzen von Speiben und Hellebarden, oder reinigte die wenigen, zum Gebrauche vorhandenen Feuerwaffen; selbst manche verichollene Armbrust war von der Bühne herabgeholt worden und wurde jetzt sammt den dazu gehörigen Pfeilen und Bolzen in Stand gesetzt. Inmitten der Arbeitenden aber schritt in voller Rüstung des Grafen Freund, der Ritter Dietrich von Weiler, die Verteidigungsarbeiten leitend oder den Muth der Bürgerschaft durch freundlichen Zuspruch, wohl auch durch manches Scherzwort belebend.

„So ist's recht,“ rief er den Steine tragenden Frauen und Mädchen zu, „legt nur recht viele von diesen Schneeballen an den Mauern nieder: für Bauernschädel sind sie hart genug!“ — Zu den ihre Schwerter schleifenden Männern aber sagte er: „Nur recht scharf und recht spitz; damit ihr die Roßmäden gut daran aufspießen könnt!“

Durch solche und ähnliche Scherzworte gelang es dem dicken, bärenstarken Ritter, ein Räckeln oder selbst ein Lachen bei den Angeredeten hervorzurufen, aber ihre muntere Laune hielt nicht lange an. Raum war Herr Dietrich weitergegangen, so schüttelten sie wieder ernst die Köpfe und meinten: „Was nützt uns das Schleifen und Schärfen? Der Roßmäden sind es Zehntausend und wir sind unserer Dreihundert; besser wäre es, wir reizten sie nicht zum Stechen!“ Gleichwohl fuhrn sie beharrlich in ihrer Arbeit fort, denn mancher dachte im Stillen bei sich: „Es ist für alle Fälle gut, eine scharfe Waffe zu haben — zu rechter Zeit läßt sie sich ja ebenjogut für als gegen die Bauern gebrauchen!“

Dies war der Stand der Dinge, als der Graf von Helfenstein in der Stadt erschien. Auch er begrüßte mit freundlichen Worten die Bürgerschaft und lobte ihre Vorbereitungen. Aber er sah trotzdem manches mürrische Gesicht und hin und wieder ein finster und selbst drohend auf ihn gerichtetes Auge. Diese schlimmen Anzeichen vermehrten noch ein gewisses bangendes Gefühl, dessen er sich nicht erwehren konnte; es war wie ein Ahnen, daß er neben dem Feinde vor den Mauern auch einen solchen innerhalb derselben zu bekämpfen haben werde: den Verrath.

Allmählig wurde es 8 Uhr und die Oestergloden

der Stadtkirche riefen ungeachtet der kriegerischen Vorbereitungen zur Andacht. Aber nur wenige Gläubige folgten ihrem Rufe und kaum hatte die heilige Handlung begonnen, so ward sie jäh gestört durch die dröhnenden Klänge des Wächterhorns auf dem Schloßberge. „Die Bauern seien angekommen und hätten gegenüber dem Schloßberge auf dem Schemelberge Stellung genommen,“ meldete der Wächter herab.

Graf Helfenstein ließ Alarm blasen und Alles eilte auf die Mauern. Da sah man denn der nördlichen und östlichen Stadtseite gegenüber die langen Linien der in Schlachtordnung sich aufstellenden Bauern und fortwährend kamen noch neue Zugänge auf den Straßen von Binswangen und von Hölzern her. Nicht lange stand es an, so näherten sich zwei Herolde, einen Bauernhut auf hoher Stange tragend, beim Unterthore der Stadt.

„Eröffnet Stadt und Schloß dem hellen Haufen,“ riefen sie, „wo nit, so thut Weib und Kind aus, denn wir stürmen!“

Da krachten Schüsse von der Mauer und getroffen lagen die Herolde in ihrem Blute. Dietrich von Weiler hatte den dort aufgestellten Reifigen befohlen, die Aufforderung der Bauern kurzer Hand mit ihren Musketen zu beantworten.

Unmittelbar nach dieser gegen das Kriegs- und Völkerrecht verstoßenden That kam der Graf von Helfenstein zum Thore. Von Unwillen erfüllt sah er, was geschehen war.

„Das hättest du nicht thun sollen, Dietrich,“ rief er heftig, „das kann der Stadt und uns selbst schlimme Frucht tragen!“

Es war ein ahnungsvolles, prophetisches Wort, das er gesprochen, aber Dietrich von Weiler lachte nur darob. „Soll man diese Mistfinken gleich ehrlichen Soldaten achten?“ sprach er. „Rebellen gegenüber gilt kein Kriegsrecht!“

Aber Graf Helfenstein schaute sorglichen Blickes hinüber nach dem Bauernheer, das radeschnaubend wegen des an seinen Abgesandten verübten Mordes nunmehr vorzurücken begann. Zwei starke Haufen — die schwarze Schaar unter Florian von Geier und die vom Neckar unter Jäcklein Rohrbach — befanden sich im Vordertreffen, die Odenwälder unter Jörg Meßler folgten geschlossen nach, um je nach Umständen dem einen oder andern Haufen Unterstützung und Weistand zu leisten.

Ritter Florian wendete seinen Angriff gegen die Burg. Seine Leute hatten sich mit Reitern versehen und während die Vordersten diese gegen die Mauern lehnten und daran emporzukommen, postirte sich eine zweite Reihe hinter ihnen, um mit ihren Hackenbüchsen

die hinter den Zingeln\*) sich zeigenden Vertheidiger Mann für Mann hinwegzuschießen. Aber nur wenige erschienen hier und ihr Widerstand war kaum der Rede werth. Mit leichter Mühe ward die äußere Mauer genommen und durch das geöffnete Außenthor drangen die Bauern kühn in den Zwinger. Jetzt aber standen sie vor der Leze\*\*) und rathlos sahen sie zum hochgelegenen Söller empor, von welchem herab Büchsen- schüsse und ein Hagel von Steinen in ihre Reihen



„Drauf, drauf, Brüder!“ rief die schwarze Hoffmannin.

fielen. Keine der mitgebrachten Leitern reichte zu dieser Höhe hinan und schon wollten die erschreckten Bauern den Zwinger wieder verlassen, als plötzlich die am Innenthore aufgezogene Zugbrücke rasselnd niederfiel und, sich quer über den zwischen Zwinger und Leze angebrachten Graben legend, den Weg ins Innere des Burghofes freigab: Die beiden am Morgen von dem Grafen gezüchtigten Knechte waren verrätherischerweise

\*) Diesen Namen hatte in den alten Ritterburgen die äußerste Umfassungsmauer.

\*\*) Leze oder Wehr war die innere, gewöhnlich beträchtlich hohe Mauer genannt.

in die Windberge\*) eingedrungen und hatten die Brücke herabgesenkt. Jubelnd drangen die Bauern in den so unverhofft eröffneten innersten Hof und jetzt war kein Widerstand gegen die ungestüm Andringenden mehr möglich: in Zeit von kaum einer Stunde war die stattliche Burg genommen und in der Hand „des schwarzen Florian“.

Inzwischen war auch Jädlein Rohrbachs Schlachthaus gegen die Stadt vorgerückt, indem er seinen Angriff direkt gegen das Unterthor richtete, von dessen Verteidigern die verrätherischen Schüsse auf die Herolde der Bauern gefallen waren. Allen voran ritt der feste Oberhauptmann selbst und ihm zur Seite, Zaubersprüche murmelnd und dabei einen buntbemalten Stab durch die Luft schwingend, lief mit seltsamen Sprüngen die Heze von Bödingen.

„Drauf, drauf, Brüder!“ rief sie. „Eure Weiber sind fest\*\*“) und die Kugeln der Feinde gebannt: nichts können sie euch anhaben.“

Und mit dem Zauberstabe einen Kreis in der Richtung des Stadthores beschreibend, erhob sie ihre krächzende Stimme auf's Höchste und schrie:

Elber, Felber, Selber,  
Lenkt die Kugeln ab,  
Stürzt die Schützen selber  
In ein blutig Grab:  
Abia, Dabia, Fadia,  
Gehorcht dem Zauberstab!“

„Drauf! Drauf!“ wendete sie sich hierauf nochmals zu den Bauern. „Drauf — die Feinde sind geblendet! — Drauf, drauf — und die Stadt ist euer!“

Und begeistert stürzten die Bauern vorwärts quer über das Feld und durch den Hohlweg gegen das Thor. „Drauf, drauf!“ jubelten sie, „Rache, Rache für unsere erschlagenen Brüder — drauf, drauf!“

Und es war, als ob der Zauber der Heze sich wirklich an den Stürmenden bewährte: die Kugeln und Steine der vor dem Ungestüm des Angriffs erbebenden wenigen Verteidigern verfehlten zumeist ihr Ziel und fast gänzlich ohne Verluste erreichten die Bauern das Thor. Dröhnend fielen ihre Anstöße auf die eisenbeschlagenen Balken und Bretter und — scheu begannen schon die Reifigen vom Mauerkranz zurückzuweichen.

Da stürzte Dietrich von Weiler herbei. Mit der blanken Klinge trieb er die Knechte wieder an ihren Platz und einem derselben die Büchse entreichend schmetterte er mit einem wohlgezielten Schusse den vordersten der ans Thor schlagenden Bauern nieder; zwei andere traf er schwer mit ausgerasteten Plastersteinen, daß sie betäubt und blutend zu Boden stürzten. Dennoch hielten die Ubrigen Stand und mit verdoppelter Wucht fielen ihre Streiche auf das Thor. Die Heze aber, auf den ungedeckt auf der Mauer stehenden Ritter zeigend, rief: „Das ist der Verräther, der auf unsere Herolde feuern ließ — schießt ihn nieder!“ Da richteten sich sechs Büchsen zumal auf den unerschrockenen Kämpfer; eine Kugel traf ihn schwer in die Schulter und lähmte seine Riesenkraft. Blutend trat er zurück, um die Wunde verbinden zu lassen, aber gleichwohl fuhr er fort, die Wankenden zum Widerstand anzufeuern — zum erfolglosen Widerstand, wie er sich nicht verhehlen konnte. Aber trotzdem stand der tapfere Ritter fest und unverzagt. Er nahm das

Schwert in die Rechte und stellte sich hinter das in Splitter gehende Thor, um den ersten Einbringenden niederzumachen. Da eilte der Junker von Ehingen heran. „Komm' zur Kirche, Dietrich,“ rief er, „verrätherische Hand hat den Feinden dort das Mauerpförtlein geöffnet — Graf Ludwig läßt dich bringend um Beistand bitten!“

Es war nur allzuwahr. Einige bauernfreundliche Bürger, die Weingärtner Jörg Ry, Bernhard Hellermann und Melchior Beder hatten sich während des Kampfes am Unterthor nach dem Pförtlein gesehrt und dasselbe unbemerkt geöffnet. An hundert Bauern waren bereits eingedrungen und vergeblich suchte der Graf von Helfenstein mit einigen seiner Freunde ihr ferneres Einbringen zu verhindern. Da hatte es Burkhard von Ehingen unternommen, die befreundeten Ritter herbeizuholen. Schleunigst eilten alle — es waren fünfundsiebenzig an der Zahl — nach dem gefährdeten Punkte; auch Dietrich von Weiler ärgerte trotz seiner Wunde nicht, dem Rufe Folge zu leisten. Mit furchtbaren, obwohl mit der Winten geführten Schwertstreichungen brach er sich Bahn zu Ludwig von Helfenstein, aber das Häuslein der Edlen schmolz nach und nach zusammen und der Bauernhaufen schwoh mehr und mehr an. Verzweifelt setzten die Bedrängten jetzt ihre letzte Hoffnung auf die Möglichkeit, sich zur Burg durchzuschlagen; aber im gleichen Augenblick wurden droben auf Thürmen und Zinnen die Banner des Helfensteiners herabgerissen und an ihrer Stelle erschien der verhaßte Bauernhut auf der Stange, ein Zeichen, daß die Burg gefallen war.

In die Kirche, in die Kirche!“ rief es jetzt durch die Reihen der Edlen und mit einer Schaar von Bürgern nahmen sie den Rückzug in das Gotteshaus. Graf Ludwig selbst und der tapfere Dietrich waren die letzten; mit eigener Hand verschloß ersterer die Kirchenthüre. Da ließ sich der ehrwürdige Stadtpfarrer Franz zu einem der hochgelegenen Fenster emporheben und „Friede — Friede sei mit euch!“ rief er hinaus. Aber die Bauern beachteten ihn kaum und als gleich darauf der Schultze mit einem Hut auf der Stange neben dem Pfarrer am Fenster erschien, um im Namen der Stadt Friede und Beitritt zum Bauernbunde anzubieten, schossen ihm die siegestrunkenen Neckarländer den Hut herab. „Das ist unsere Antwort,“ schrien sie. „Der Bürger Leben soll geschont werden, die Adligen alle aber müssen sterben!“

Inzwischen hatte der Kampf am Unterthor sein Ende gefunden. Die Nuklosigkeit ferneren Widerstandes klar erkennend, hatten die Bürger den anstürmenden Bauern das fast gänzlich in Splitter gesunkene Thor geöffnet und wie ein wilder Strom wälzte sich jetzt die „Sieg, Sieg!“ brüllende Schaar in die Stadt. Der Jädlein und die Heze von Bödingen waren noch immer an ihrer Spitze und unter betäubendem Geschrei drangen auch sie nunmehr gegen die letzte Zufluchtsstätte der bedrängten Adligen, nach der hochgelegenen Kirche. Donnernd stießen alsbald die Sturmböcke der Bauern, auf Karren befestigte Baumstämme, gegen die Porthür, daß sie in ihren Angeln erschütterte wankte und trotz der dahinter aufgehäuften Balken einzubrechen drohte. Da, in dieser höchsten Noth, entdeckte der Junker von Etershofen die zur Höhe des Thurmes führende enge Schneckenstiege und instinktmäßig, obwohl der Gang ja keine Aussicht auf Entkommen bot, drang er mit einigen anderen Adligen hinauf. Auch Dietrich von Weiler befand sich unter ihnen und das letzte wagend zu seiner und seiner

\*) Diesen Namen hatte der Thorthurm über der Zugbrücke, weil in ihm die Winde zum Emporheben der Brücke untergebracht war.

\*\*\*) Allgemein herrschte damals der Aberglaube, daß man durch „Gegensalbe“ und Zaubersprüche den Leib „fest“ d. h. unverwundbar machen könne.

Freunde Rettung, trat er oben auf den Rundgang heraus und bot den Bauern 30,000 Gulden, wenn sie ihres Lebens schonen wollten.

Doch die Wütenden lachten. „Und wenn ihr zwei Tonnen Goldes bötet, so mühtet ihr doch sterben!“ rief man ihm zu. Die schwarze Hoffmannin aber hatte kaum den Ritter oben erkannt, als sie kreischend den ihr Nächstehenden zurief: „Das ist der Mörder unserer Brüder am Unterthor — gebt ihm eine Kugel!“

Ihre Weisung ward befolgt; einer der Büchsenjäger schlug an und in den Hals getroffen sank der tapfere Ritter nieder. Gleichzeitig brach unter den wiederholten Stößen der Sturmböcke die Kirchthüre und mit wildem Siegesgeschrei drangen die Bauern ein. Ein Theil wandte sich gegen die beim Altar um den Pfarrer geschaarten Ritter und Herrn, die sich widerstandslos gefangen gaben; ein anderer Theil aber stürmte die Thurmterrasse empor. Einige um den sterbenden Dietrich von Weiler stehende Junker, Sebastian von Ow, Eberhard von Sturmsfeder und Rudolph von Eltershofen setzten sich zur Wehr, aber im Nu waren sie von den Spießen der Bauern durchbohrt. Dann ergriffen die Wütenden den wehrlosen, noch athmenden Dietrich und schleuderten ihn über die Brüstung des Rundgangs hinab auf den Kirchplatz. Jubelnd sahen die Unmenschen den Körper stürzen und zerschmettern; aber der Eine genügte ihrer Worblist nicht: noch drei andere oben befindliche Herren wurden ergriffen und erbarmungslos herabgestürzt.

Noch ein weiterer, der Junker Burkhard von Schingen, sollte auf dem grauenvollen Weg in die Tiefe folgen, aber gerade jetzt, als er schon über die Brüstung gehoben war, sprengte Jäcklein Rohrbach auf den Platz und wehrte die That — nicht aus Mitleid mit dem angstbebenden Junker: dieser sollte vielmehr, gleich den andern im Kirchenschiff gefangenen Rittern, einem noch gräßlicheren Loos verfallen. Mit dem Keste der noch oben Befindlichen ward er hinabverbracht in den inneren Kirchenraum. Dort wurden alle mit Stricken gebunden und hinweggeführt. Der Graf von Helfenstein schritt voraus. Unter der Kirchthüre warf er einen traurigen Blick empor nach seiner Burg; schwarze Rauchwolken stiegen dort empor und feurige Zungen stiegen aus dem First.

„Herr, mein Gott,“ stöhnte der über diesen Anblick entsetzte Graf, „hast du uns denn ganz verlassen?“ Da stieß ihm ein Bauer aus der Begleitungsmannschaft den Schaft seiner Hellebarde in die Seite. „Vorwärts, du Hund!“ schrie er ihn an. „Jammere, wenn dir's an den Kragen geht: jetzt ist keine Zeit dazu!“

In diesem Augenblick schlug es 10 Uhr auf dem

Kirchthurme. In der kurzen Zeit von zwei Stunden waren Burg und Stadt dem Ansturm der Bauern erlegen. Seufzend schritt der Graf weiter — seinem entsehligen Schicksal entgegen.

Nach dem so unverhofft raschen Falle der festen Burg Weibertreu war der tapfere Führer der schwarzen Schaar, der als der Erste über die Zugbrücke und in den Burghof eingedrungen war, sofort mit einigen ihm treu ergebenen Leuten die Treppe des Pallas oder Herrenhauses emporgestiegen, wo er den Grafen von Helfenstein zu finden hoffte. In seinem ritterlichen Sinne gedachte er ihm und den Seinigen den nunmehr so nothwendigen Schutz angebeihen zu lassen. Aber der Graf weifte — wie wir gesehen haben — nicht in der Burg; vertrauend auf ihre Uneinnehmbarkeit war er dahin gegangen, wo seine Anwesenheit ihm nothwendiger schien, denn an Berath durch Bewohner der Burg hatte er nicht im entferntesten gedacht. Der schwarze Florian fand darum nur die Gräfin, zitternd vor Angst und in Thränen schwimmend.

Ehrentbietig näherte er sich der trostlosen Frau, sprach ihr mit milden Worten zu, sich ins Unvermeidliche zu fügen, und fragte, wohin sie verbracht zu werden wünsche.

„Wohin?“ fragte die Gräfin erregt. „Wo anders wäre ein Platz, als bei meinem Gatten? O seid barmherzig, Herr Ritter, und bringt mich zu ihm — trennt mich nicht von ihm: mehr als jemals ist es jetzt meine Pflicht, ihm eine treue Gefährtin auch im Unglück zu sein, wie ich's bisher im Glück gewesen. O führt

mich zu ihm!“

Florian Geyer machte eine Geberde des Bedauerns. „Das wird zur Zeit wohl nicht möglich sein, edle Frau,“ sagte er, „denn der Graf von Helfenstein befindet sich, allem Anschein nach, unten in der Stadt, wo der Kampf noch nicht beendet ist!“

„O dieser entsehlige — ungleiche Kampf!“ rief händeringend die unglückliche Dame. „Wie wird er enden?“

„Wie er enden muß, wenn Dreihundert gegen dreimal so viel Tausende stehen,“ entgegnete der Ritter ernst. „Mit dem Siege der Mehrheit!“

„Mit der Niederlage meines Gemahls und des gesammten Adels,“ jammerte die Gräfin, „und — ach, ich wage es kaum zu denken — welches Loos werden die Sieger ihm und den andern Edlen bereiten!“

„Deshalb seid außer Sorge, edle Frau,“ versuchte Florian sie zu trösten, „man wird sie auffordern, dem Bauernbunde beizutreten und — wenn sie klug sind — willfahren sie diesem Verlangen!“

Die Gräfin seufzte und schüttelte ungläubig den Kopf; eine Antwort gab sie nicht. Der Ritter wieder-



Ohne Zögern nahm Florian die Bewußtlose sammt ihrem Kinde.

holte darum seine Frage, wohin sie gebracht zu werden wünsche.

„Laßt mich hier, ich bitte Euch!“ gab sie zur Antwort. „Wie könnte ich weggehen von hier, so lange das Schicksal meines theuren Eheherrn nicht entschieden ist? dazu könnt Ihr mich nicht zwingen wollen, Herr Ritter!“

„Ich zwing' Euch zu nichts — aber hier zu bleiben, ist unmöglich!“

„Weßhalb?“

„Weil Ihr hier — nicht genügend in Sicherheit wäret!“

„Was liegt an mir, wenn es sich um das Leben meines Gemahls handelt?“ rief die Gräfin stürmisch. „Ist er wirklich, wie mein ahnendes Herz mir sagt, von Gefahr und Tod durch die Bauern bedroht, so will ich sein Schicksal theilen, wenn ich es nicht wenden kann. Mit meinem Kinde will ich vor sie treten — wenn sie nicht Steine an Stelle des Herzens in der Brust tragen, so soll meine Angst und Qual sie zur Milde rühren: o laßt mich hier, Herr Ritter, ich bitte Euch inständigst!“

Florian Geyer war tief gerührt. „Wahrlich!“ — rief er aus — „Ihr wäret nicht mit Unrecht die Gebieterin auf Weibertreu'. Um so mehr schmerzt es mich, Euch wiederholen zu müssen, daß Ihr Unmögliches verlangt!“

Sie sah ihn groß an. „Unmögliches?“ fragte sie. „Warum sollte ich nicht in meinem Hause verbleiben können?“

Wüßtes Geschrei erhob sich in diesem Augenblick im Burghof, das in den Gängen und Gemächern des Pallas sein Echo fand.

„Feuer! Feuer!“

„Vernehmet die Antwort auf Eure Frage,“ sprach der Ritter jetzt. „Niemand vermag länger hier zu verbleiben: die Burg steht in Flammen!“

„Großer Gott!“ rief die Gräfin entsezt — „mein Kind, mein Kind!“

Mit diesem Aufschrei eilte sie ins angrenzende Gemach, wo ihr vierjähriges Söhnlein angeteilt auf seinem Bettchen schlief. Hastig nahm sie es empor in ihre Arme und stürzte halb wahnsinnig vor Angst und Schrecken zurück nach der Thüre, um die theure Last in Sicherheit zu bringen. Aber ihre mühsam bewahrte Kraft verließ sie im entscheidenden Augenblicke: sie wankte und sank, das Kind an die treue Brust gedrückt, an der Schwelle nieder.

Es war keine Zeit zu verlieren. Schon begannen die Gänge und Stuben sich mit erstickendem Qualm zu füllen: ohne Zögern nahm Ritter Florian die Bewußtlose sammt ihrem schreienden Knäblein auf und eilte mit seiner Last die Treppe hinab ins Freie.

Wildes Geschrei drang ihm entgegen: die Stadt war eingenommen und die jauchzenden Jubelrufe galten den von der Thurmspitze herabgeschleuderten Köpfen der dort ergriffenen Edlen. Schauernd wendete Florian sein Antlitz von dem gräßlichen Schauspiel ab: jetzt freute er sich der Bewußtlosigkeit der von ihm Geretteten.

Unterhalb der Burg, auf der Nordseite des Berges, begann ein Theil der schwarzen Schaar gerade ein Lager aufzuschlagen. Das für den Anführer bestimmte, mit einem Wimpel geschmückte Zelt stand bereits. Dahin trug Florian die Gräfin von Helfenstein und übergab sie zunächst der Sorge seines Waffentrabanten, eines etwa fünfzehnjährigen Burschen, der vor zwei Tagen erst zu Neuenstein in seine Dienste getreten war. Er selbst begab sich zurück nach dem brennenden

Schloß, um nach Kräften alle Ausschreitungen gegen die Bewohner desselben zu verhindern, denn „besiegte Feinde“ — so hatte er die Seinen befehrt — „sind Freunde.“ Demzufolge gelang es ihm auch wirklich, jegliche Gewaltthat selbst gegen jene zu verhüten, die mit den Waffen in der Hand ergriffen worden waren. Die Bauern der schwarzen Schaar — die einzigen, welche einigermaßen disciplinirt waren — begnügten sich damit, die Gefangenen nach vorhergegangener Entwaffnung in ihr Lager in Gewahrsam zu bringen. —

Während dieser Vorgänge spielte sich eine ganz andere — grauenhafte Scene in Weinsberg selbst ab.

Rast unmittelbar nach der Einnahme der Stadt, als die Bauern noch im ärgsten Siegestaumel bei wüstem Zechgelage schwelgten, war eine schlimme Botenschaft gekommen, die den Jubel der siegestollen Schaaren Jäckleins und Wehlers sehr herabstimmte. Ihr zufolge war der Truchseß von Waldburg über die Ober- schwäbischen Bauern bergefallen und hatte ihnen erst bei Weipheim an der Donau, und wenige Tage später — am Charfreitag, den 13. April — bei Wurzach furchtbare Niederlagen beigebracht. An 7000 Bauern — so wurde erzählt — wären in beiden Schlachten geblieben, die gefangenen Bauernführer alle aber seien mit ihrem wackeren Weipheimer Pfarrer Jakob Webe auf Befehl des grausamen Siegers hingerichtet worden.

Viele von einem dem Morde entronnenen Flüchtling überbrachte Nachricht rief eine furchtbare Erbitterung unter den Bauern hervor. „Rache, Rache für unsere erschlagenen Brüder!“ schrien sie. „Rache für die hingerichteten Hauptleute!“

Und der wein- und siegestrunkene Jäcklein Rohrbach willfahrte nur allzugern der wuthschäumenden Schaar. Er ließ die gefangenen Edelleute sammt ihren Keisigen und Knechten herausführen auf den vor dem Unterthore gelegenen Ager — zur Richtstätte. An ihrer Spitze, mit auf dem Rücken zusammengebundenen Händen befand sich Graf Ludwig von Helfenstein, hinter ihm Junker Burkhard von Ehingen nebst dreizehn anderen Herren vom Adel. Todtenbleich, an jeder Hoffnung auf Rettung verzweifeln, standen sie jetzt im Kreise der mit Speeren bewaffneten Bauern. Sie ahnten das ihnen bevorstehende Schicksal: das laute, wilde Geschrei: „In die Spieße — in die Spieße mit ihnen!“ ließ keinen Zweifel hierüber.

Die schwarze Hoffmännin war es, die im glühenden Verlangen nach Rache an dem Enkel des Mannes, der sie einst foltern ließ, diese Parole ausgegeben hatte.

„Jagt sie in die Spieße!“ hatte sie unter wildem Lachen gerufen. „So wie die Landsknechte strafen, wer in ihren Reihen sich wider Ehr' und Treu' verging, so straft auch den Helfenstein und seine Genossen, die unsere Brüder an der Sulm mordeten und wider alles Recht und Brauch unsere Herolde niedererschossen. Wie ehrlose Buben straft sie — in die Spieße, in die Spieße mit ihnen!“

Und der von der Heze von Bödingen ausgegebene Ruf hatte allgemeinen Beifall gefunden und — Jäcklein Rohrbach zögerte nicht, dem stürmischen Verlangen zu entsprechen.

„Öffnet die Gasse!“ befahl er und den gaffend nebenanstehenden, ihm wohlbekannten Pfeifer Melchior Nonnenmacher von Isfeld gewährend, rief er ihm in entseztlicher Weise scherzend zu: „Wie ist's, Melchior, hast du deine Pfeife nicht bei dir? Heraus mit ihr und spiele einen Lustigen auf zu dem Tanze, der jetzt kommen soll!“

Der Pfeifer gehorchte und wollte gerade sein Spiel

beginnen, da plötzlich drängte sich, ihr Knäblein auf dem Arm — Margarethe von Helfenstein in den Ring.

„Barmherzigkeit!“ schrie sie auf, indem sie sich vor Jäcklein Rohrbach auf die Kniee warf. „Barmherzigkeit und Gnade für meinen Gemahl, den Vater dieses unschuldigen Kindes!“

Aber Jäcklein blieb taub für das Flehen der zu seinen Füßen liegenden Kaiserstochter und es bedurfte wahrlich nicht der Aufreizung der Hexe, daß er fest blieb in seinem Entschluß: er gefiel sich so sehr in der Rolle eines Herrn über Leben und Tod und — Rache war ja so süß.

„Schafft das Weib hinweg!“ befahl er und zwanzig Arme stießen alsbald die edle Frau zurück. Aber die verzweifelte Gattin und Mutter ließ sich nicht hierdurch beirren. Nochmals, nicht achtend der Stöße und Püffe, die ihren Körper trafen, drängte sie sich vor, um das Mitleid der Bauern anzurufen.

„Im Namen Gottes stehe ich euch an: übet Barmherzigkeit, damit auch ihr dereinst Barmherzigkeit findet!“ rief sie; doch höhnisch lachend stießen die Unmenschen mit den Spießspitzen nach ihr und dem Kinde. Einer traf und verwundete das unschuldige Geschöpf an der Schulter, daß es schmerzlich aufschrie.

Bei diesem entsetzlichen Vorgange blickte der Graf auf; ein Zittern flog über seinen Körper. „Ich will ein Ende machen,“ sprach er, „Gott stehe mir bei in der letzten Todesnot! Leb' wohl, Margarethe, — leb' wohl auf ewig!“

Laut schrie diese auf und abermals brach sie bewußtlos zusammen, so daß ihr wenigstens erspart blieb, das Gräßliche mitanzusehen, das jetzt geschah. Auf ein Zeichen Jäckleins führte Melchior Nonnenmacher seine Querpfeife zum Munde und begann in schrillen Tönen einen Cassenhauer zu spielen. Im gleichen Augenblick aber erfasste einer der Bauern, Urban Mehger von Waldbach, den Grafen und stieß ihn in die Casse. Nur zwei Schritte vermochte er zu machen, beim dritten sank er von den Spießspitzen durchbohrt, leblos zu Boden.

Nach ihm mußte Burkhard von Ehingen den entsetzlichen Todesweg betreten, dann die anderen Ritter, Reifigen und Knechte — im Ganzen siebenzig an der Zahl — nach der Reihe. Keiner wurde verschont, sogar die Troßbuben — kaum dem Kindesalter entwachsene Burschen — wurden unter dem frenetischen Lachen der entmenschten Schaar gleich Bällen emporgeschleudert, mit den Spießspitzen wieder aufgefangen und in solch' grauenhafter Weise getödtet.

Als Niemand mehr zu morden übrig war, trieben die Unmenschen noch mit den Leichnamen ihren Muthwillen. Die Hexe von Böckingen stürzte sich mit einem Küchen-

messer auf die Leiche des Grafen von Helfenstein, schlichte ihr den Leib auf und schmierte sich mit dem herausströmenden Fett die Schuhe ein.\*) Dies gegebene Beispiel wirkte ansteckend auf die Umstehenden. Sie rissen den Gemordeten die Kleider vom Leibe und steckten sie, triefend von Blut, auf die Spitzen ihrer Speere. Jäcklein selbst aber beraubte die Leiche des Grafen von Helfenstein einer damastnen Schaupe, die dieser über einem Lederkoller getragen hatte, legte sie selbst an und trat vor die wieder zum Bewußtsein erwachte Gräfin mit der höhnischen Frage: „Wie gefalle ich Euch, Frau?“

Die unglückliche Kaiserstochter gab keine Antwort. Die Schwere des auf ihr lastenden Jammers hatte sie jeglichen Denkvermögens beraubt, so daß sie gar nicht



„Barmherzigkeit!“ schrie die Gräfin auf.

erkannte, um was es sich handle. Sie beachtete es nicht einmal, daß einige rohe, trunkene Gesellen ihr die Ohrgehänge nebst den Kleidern vom Leibe rissen. Nur hinweggebracht zu werden wünschte sie, fort von der entsetzlichen, blutgetränkten Stätte. Da setzten die Bauern sie endlich sammt ihrem blutenden Kinde auf einen am Wege stehenden Düngertarren und fuhren sie nach Heilbronn hinein. Höhnend riefen sie ihr nach: „In einem goldenen Wagen bist du eingefahren in Weinsberg, in einem Mistwagen fährst du hinaus!“

Fast unmittelbar nachher sprengte der schwarze Florian in schreckensvoller Hast auf den Anger. Vor wenigen Minuten erst hatte er Kunde erhalten von dem grauenhaften Boose, das Jäcklein Rohrbach den gefangenen Edlen daselbst bereitet. Eiligst hatte er sich darum aufgemacht, um zu retten, wer noch zu retten war. Aber er kam zu spät; die Gefangenen waren alle bereits ermordet und schauernd erblickte der Ritter die auf dem Plan umherliegenden Leichname.

„Die jagen nicht mehr durch unsere grüne Saat,“

\* Historisch wie alle diese erzählten Vorgänge.

riefen ihm die um ihren trozig blickenden Führer geschickten Bauern höhnlachend zu.

Aber Florian von Gezer gab keine Antwort. Zum erstenmale, seit er sich mit den Bauern verbündet hatte, überkam ihn ein Gefühl der Scham über die Genossen, deren Sache er in edler Begeisterung zu der seinigen gemacht hatte. Mit zorngeröthetem Antlitz wendete er sich gegen Wendel Hippler, der gleichfalls in der Absicht, die Unthat zu verbüten, soeben herbeigeritten kam. „Nun seht, Herr Wendel, was Euer Zögern, dem Heere einen Oberanführer zu geben, verschuldet hat, diese That eines Votterbuben, die unserm Werte das Brandmal der Schande aufdrückt, wird von schlimmsten Folgen sein!“

„Ihr habt leider recht, Herr Ritter“, entgegnete der Kanzler. „Aber noch heute soll es geschehen, noch heute sollen die Hauptleute zusammentreten und meinen Vorschlag wegen des Götz von Verlichingen beraten!“

Aber Florian Gezer wendete sein Kopf. „Tapt, wie und mit wem Ihr wollt,“ entgegnete er, „mich aber werdet Ihr nicht mehr am gleichen Tische mit dem Jäcklein sehen. Morgen führe ich meine schwarze Schaar nach Franken zurück: mit Mordgesellen will ich fürderhin keine Gemeinschaft mehr haben!“

Mit diesen Worten gab er seinem Koffe die Sporen und sprengte hinweg.

Wir haben nachzutragen, auf welche Weise der Gräfin von Helfenstein möglich wurde, auf dem Ager zu erscheinen, um — wenngleich erfolglos — die Bauern um Schonung ihres Gemahls anzuklehen.

Dank der Bemühungen des Waffentnaben, der ihr die Schlüße mit Essig wusch, erwachte sie bald nach dem Weggehen des Ritters von Gezer wieder zum Bewußtsein und sah sich erstaunt in der ihr gänzlich fremden Umgebung, unter den Händen des ihr unbekanntem Knaben. Bald aber kam ihr die Erinnerung an das Geschehene und mit Entsetzen gedachte sie der Gefahr, in der ihr Gemahl schwebte. Das anhaltende, zu ihrem Ohr dringende jubelnde Geschrei verrieth nur allzu deutlich, daß Etwas Vorging, was die siegestollen Bauern hochfreute. Webenden Herzens erkundigte sie sich nach der Ursache des wilden Lärms. Der Knabe behauptete ausweichend, diese nicht zu kennen; seine sichtliche Angst jedoch und das in seinen hübschen Zügen sich wiederpiegelnde Entsetzen verkündeten das Gegentheil. Da plötzlich erbrauste der vielhundertstimmige Ruf „in die Spieße, in die Spieße!“ und unfähig, länger an sich zu halten, schlug der Knabe die Hände vor sein Antlitz und rief: „O Gott, o Gott — die armen, unglücklichen Menschen!“

Entsetzt fuhr die Gräfin auf. „Allmächtiger Gott“, rief sie aus, was bedeutet dies? Ich beschwöre dich, Knabe, habe Mitleid mit meiner Angst und sage mir, was die Bauern beginnen!“

Aber der junge Bursche war nicht imstande, Antwort zu geben; kramphastiges Schluchzen erschütterte seinen Körper, stromweise rannen die Thränen zwischen den Fingern seiner schöngeformten kleinen Hände hervor und seine Brust hob und senkte sich in stürmischer Bewegung. Erstaunt blickte die Gräfin ihn an. „Du bist nicht, was du vorstellst“, rief sie, „du bist ein Weib — ein liebendes Weib, denn nur ein solches fühlt Mitleid mit fremdem Unglück!“

Erschreckt zuckte Trudchen zusammen — denn sie war es, die als Knabe verkleidet und durch Bräunen ihres Angesichts sich unkenntlich gemacht in die Dienste des Ritters Florian getreten war. „Um Gott, edle Frau,

rief sie aus, „spricht leise — ich bitte Euch, daß Niemand erfährt, was außer Euch und mir selbst kein Mensch weiß!“

„So ist es wahr?“, sprach die Gräfin, ihre Stimme zum Flüstern dämpfend, „du bist ein Weib — bist des Ritters Weib?“

„O wo denkt Ihr hin, hochedle Frau“, entgegnete Trudchen. „Ich bin nur ein armes, einfaches Bürgermädchen, aber“ — fuhr sie mit leuchtenden Augen fort — „der Ritter hat mir Leben und Ehre gerettet, und deshalb, um über sein, von dem schändlichen Jäcklein bedrohtes Leben wachen zu können, bin ich hier!“

„So beschwöre ich Dich bei deiner Sorge um das Leben des Mannes, der dir theuer ist — bei der Liebe, die du für ihn fühlst — denn du liebst ihn, ja, ja, du mußt ihn lieben — bei dieser deiner Liebe beschwöre ich Dich, habe Mitleid mit meiner Angst und Sorge um ihn, denn ich liebe — sag' mir: ist das Leben des Grafen von Helfenstein, meines Gemahls, bedroht?“

Verwirrt vernahm die Jungfrau diese stürmischen Worte der Gräfin, die ihr mit einemmale klar machten, was sie sich selbst bisher noch nicht gestanden hatte. Nicht das Gefühl der Dankbarkeit, nicht die Sorge um das Leben ihres Erretters allein hatte sie bestimmt, ihr Geschlecht zu verleugnen und in Knabenkleidung über Florian zu wachen: es war die Liebe des Weibes, die in ihr erwacht war, die hohe, reine und selbstlose Liebe zu dem edlen Manne, zu dem sie aufblickte wie zu einem Gott. Dies erkannte sie jetzt plötzlich und bei diesem sie bewegenden Gefühl der Liebe beschworen, vermochte sie der Gräfin nicht zu versagen, um was diese sie stürmisch gebeten hatte. „Ja, gnädige Frau“, erwiderte sie, „das Leben des Grafen und das seiner Freunde ist schwer gefährdet, denn — die Bauern haben sie herausgeführt vor's Untertthor, in der Absicht — sie zu tödten!“

„Allmächtiger Gott!“ schrie die Gräfin auf. „Nasse mich hin zu ihnen, Mädchen, — bei deinem Leben, bei deiner Seele Seligkeit beschwöre ich dich, lasse mich hingehen zu den Bauern: auf meinen Knien will ich sie um das Leben meines Gemahls bitten — o, sie werden mich erhören und ihn mir wiedergeben — sei barmherzig, Mädchen — Gott wird dir's lohnen!“

Solchem Schmerze, solchen rührenden Bitten konnte Trudchen ihr Herz nicht verschließen. Rasch entschlossen öffnete sie die Zeltthüre und — „Geht, hochedle Frau“ — sprach sie — „geht und Gott geleite Euch!“

Mit einem Blicke dankte die Gräfin dem gütigen Mädchen, Worte fand sie nicht mehr. Hastig, ihr Kindlein auf dem Arm, floh sie hinweg — und alles weitere wissen wir bereits. —

Ritter Florian führte wirklich aus, was er Wendel Hippler gegenüber erklärt hatte. Aller Bitten des Kanzlers ungeachtet, ließ er sein Lager abbrechen und zog mit der schwarzen Schaar hinweg. Dies erregte schwere Bestürzung unter den Bauern, um so mehr, als die Nachricht über die Siege des Truchseß von Waldburg von weiter eingetroffenen Flüchtlingen bestätigt wurde, mit dem Beifügen, daß auf Betreiben des fürchtbaren „Bauernjörg“ — wie der Truchseß von dieser Zeit an genannt wurde — die 15000 von dem Herzog Ulrich von Württemberg angeworbenen und mit den schwäbischen Bauern verbündeten Schweizer treuloserweise wieder heimgezogen seien. Diese schlimme Nachricht klang um so bedenklicher, als die Flüchtlinge mit Bestimmtheit behaupteten, der Truchseß ziehe nun-

mehr nordwärts gegen das bei Weinsberg lagernde Bauernheer: wenn dies sich bestätigte, dann war der alte, von dem schwarzen Florian angestrebte Plan der Vereinigung mit den schwäbischen Brüdern vereitelt. In einem rasch angeordneten Kriegsrath wurde darum beschloffen, vor allem andern den tapferen, kriegserfahrenen Ritter von Geyer, der sich im Unmuth von ihnen getrennt und zunächst noch bei Neckarsulm stand, zur Rückkehr und Wiedervereinigung mit dem hellen Haufen zu bewegen.

Dem widersprach jedoch der Jäcklein, der in seiner Großmüthigkeit wieder Alles am besten wissen wollte und den Anmarsch des Truchseß für unmöglich erklärte. „Nah!“ rief er aus, „der Truchseß kann nicht daran denken, gegen uns zu ziehen, denn trotz seiner Siege sitzt er in einer Mausfalle: hinter ihm stehen noch immer unsere Brüder vom Allgäu und Rempten, vor ihm der Seehausen und die Hegauer, in seiner rechten Flanke aber, an der Neckarseite der rauhen Alp, steht Matere Feuerbacher mit 25 000 Mann, über die er — um sich gegen uns zu wenden — doch nicht wegfliegen kann. Nein, Brüder“, fuhr er fort, „ich bin vielmehr der Ansicht, daß der Truchseß verloren ist, wenn wir kühn ins Württemberg's Land einrücken und dem Matern die Hand reichen — ohne auf den stolzen Ritter Florian zu warten, der es doch nicht ehrlich mit uns meint und nur seine eigenen selbstsüchtigen Pläne verfolgt. Nein, laßt ihn, wo er ist — wir brauchen ihn nicht!“

Aber Jäcklein vermochte mit seiner Meinung nicht durchzubringen; insbesondere Jörg Wepler widersprach ihm bezüglich der wider Florian ausgesprochenen Beschuldigung der Unehrllichkeit und verlangte dringend, daß man den Ritter zurückrufe, dessen Rathes man nicht entbehren könne. Dieser Antrag ward denn auch angenommen und — brummend verließ Jäcklein die Versammlung.

Infolge des Beschlusses der Bauernführer sandte nun Wendel Hippler, der den Kriegsrath berufen und ihm präsidirt hatte, einen Boten an den erzürnten Ritter und ließ ihn zur Wiedervereinigung mit dem Heere auffordern. Aber Florian kam nicht. „Das dringendste sei jetzt, den bei Weinsberg errungenen Sieg auszunützen und die festen Schlösser der Umgegend zu brechen“, ließ er zurückfragen.

Ein zweiter Bote, der ihn am Scheuerberg vor dem festen Schlosse der Deutschordensherren traf, hatte das gleiche Schicksal, obgleich Hippler dem Ritter diesmal sagen ließ, es sei die höchste Zeit zurückzukehren, da die Wahl eines Oberfeldherrn vorgenommen werden solle. Florian ließ dem Kanzler erwidern: man solle die Wahl ohne ihn vornehmen; wenn der Oberbefehlshaber gefunden sei werde er dessen Befehlen gehorchen.

Damit mußte der Kanzler sich zufrieden geben.

Jäcklein hatte die Absendung des zweiten Boten an den Ritter nur höchst ungern gesehen. Er fürchtete, Florian werde diesmal der Aufforderung Folge leisten und dies wäre ihm gerade jetzt, kurz vor der Wahl des Oberfeldherrn, höchst unangenehm gewesen, denn die Stelle dieses obersten Anführers war — das Ziel seiner eigenen Wünsche. Aber er konnte es — seiner Überzeugung nach — nur erreichen, wenn der Ritter fern blieb. Mit seiner Freundin, der schwarzen Hoffmännin, berieth er sich deshalb, und diese meinte sichernd, das einfachste und sicherste Mittel, den Ritter an der Rückkehr zu verhindern, wäre — die Ausführung dessen, was sie in der Kirche zu Neuenstein miteinander besprochen und der sich drängenden Ereignisse wegen bisher nicht ausgeführt hätten. Jetzt, erklärte sie, sei es doppelt geboten, den „falschen Bruder“ aus dem Wege zu räumen: für's erste, damit er Jäckleins Wahl zum Oberanführer nicht hindern könne,

für's andere aber, damit die schwarze Schaar dem Heere nicht verloren gehe, sondern — wenn führerlos — sich unter Jäckleins Befehl stelle. Darum erbot sich die Heze, sofort aufbrechen zu wollen, um dem Ritter ein Tränklein zu kredenzen, das ihn sicherer in die andere Welt befördern werde, als ein Dolch- oder Lanzenstoß. Jäcklein war damit einverstanden und das scheußliche Weib ging ab.

Eine Stunde später brach auch das Bauernheer auf und zog vor Heilbronn. Es bedurfte jedoch hier keines Angriffs auf die feste Stadt; da die Mehrzahl der Bürger schon vorher den Bauern geneigt war, so wurde ihnen verrätherischerweise das Weinsberger Thor geöffnet, worauf der Rath zu einer Verbrüderung mit den

eingezogenen Schaaren gezwungen wurde. Neue Orgien, neue Zechgelage fanden nun statt, ähnlich jenen bei Schöndthal, Neuenstein und Weinsberg, und schwere Trunkenheit herrschte allenthalben. Der wachsame Kanzler säumte darum nicht länger, diesem schwer empfundenen Mangel an Zucht und Ordnung durch die endliche Wahl eines Oberanführers ein Ende zu machen.

Übermals berief er die Obersten und Hauptleute zu einem Kriegsrath zusammen und brachte die Sache zur Sprache. Durch die Macht seiner Beredsamkeit gelang es ihm binnen Kurzem, die sämtlichen Anführer von der Nothwendigkeit der geplanten Maßregel zu überzeugen, worauf er die Berathung eröffnete, ohne jedoch gleich zu Anfang derselben den Ritter Götz von Berlichingen als Kandidaten für die Stelle des Oberanführers zu empfehlen. Klug wie immer, wollte er die Bauern erst nach und nach auf die Wahl des Ritters lenken, der durch seine Kriegserfahrung und besonders durch seinen volkstümlichen Ruf als Feind der Fürsten und der Städte am meisten berufen und befähigt schien, das Mittelglied zwischen dem Abel im Allgemeinen und der Bauernschaft zu bilden.



„Soll ich Dir helfen, los zu kommen?“

Dieser Plan gelang dem schlauen Kanzler auch vollkommen, wengleich nicht ohne Streit, denn ohne solchen geht es ja, wo Bauern wählen, niemals ab. Insbesondere Jäcklein Hohrbach, der — wie wir wissen — selbst darnach trachtete, Oberanführer zu werden, that sich hierin am meisten hervor. Gleich zu Anfang der Berathung sprach er dafür, daß die zu wählende Persönlichkeit auf alle Fälle ein Bauer sein müsse und zwar einer, der Muth und Entschlossenheit im Kampfe mit Klugheit im Rathe verbinde — nicht zweifelnd, daß in diesem Falle die Wahl sich nothwendig auf ihn lenken müsse. Aber er fand für seinen Antrag nicht den allgemeinen Beifall, den er erhofft hatte. Einer seiner Freunde aus dem Nedarhausen, Veit Gerber, der Hauptmann der Sonthheimer Bauern, rief zwar alsbald Jäckleins Namen und meinte, an ihm hätte man den besten obersten Gebieter, den die Bauernschaft finden könne; aber sofort stellten auf der andern Seite die Freunde des Wallenberger Obersthauptmanns diesen als Gegenkandidaten auf, indem sie Jörg Meßler als die am meisten geeignete Persönlichkeit für den wichtigsten Posten priesen. Rede und Gegenrede folgte darauf und ernstlicher Streit drohte gleich zu allem Anfang sich entspinnen zu wollen; doch Jörg Meßler machte ihm dadurch ein Ende, daß er für seine Person ablehnte.

„Wenn redlicher Wille und ein muthiges Herz allein einen Mann zum Kriegshelden machen könnten“, sprach er, „dann, bei Gott, wäre ich für euch der geeignete Führer. Aber, liebe Brüder, es gehört mehr hiezu, als treues Wollen: es gehört hiezu das Verständniß für die Leitung der Bewegungen unserer nach vielen Tausenden zählenden Schaar, der richtige Blick für Zeit und Ort zum Ausschlagen, die Befähigung, Angriff und Vertheidigung kunstgerecht anzuordnen und durchzuführen und noch vieles andere mehr. Dies Alles aber — ich sage es frei heraus — lernt man ebensowenig in der Wirtsstube des Adlers zu Wallenberg, als in der des goldenen Vockes zu Bödingen.“

Beifallsrufe und zustimmendes Lachen folgten dieser Rede. Der Jäcklein aber rief unmutig: „Es mag sein, daß du nichts verstehst vom Kriegshandwerk — mich aber laß' außer dem Vergleich: was ich thue, das verstehe ich auch!“

„Oho, Vockwirth“, höhnte Hans Reiter, ein Hauptmann der Odenwälder, „Du bist also der Ansicht, daß wir dich ohne Gefahr wählen könnten? Ich fürchte nur, man könnte dann mit Recht sagen, wir hätten den Vock zum Gärtner gemacht!“

Der Jäcklein wurde blutroth. „Dann wär's doch wenigstens kein Esel, wie — du einer bist!“ rief er.

Zornig fuhr der Odenwälder auf. „Räbrian!“ knirschte er, während seine Hand sich um den Schwertgriff legte. Aber Meßler hielt ihn zurück. „Laß' ihn, Hans“, sagte er begütigend, „s' war nicht so böß gemeint. Du aber, Jäcklein“ — fuhr er zu diesem gewendet fort — „wirf nicht gleich mit Eseln um dich, wenn einmal Einer einen Spaß macht, der — zudem auch noch zutreffend ist, denn zum Oberanführer taugst du so wenig, als ich selbst!“

„Weßhalb?“ fragte der Jäcklein, sich stolz aufrichtend.

„Weil — es keine Schenkenprugeleien sind, die wir mit dem Truchseß haben werden!“ entgegnete Meßler, seinem Bödinger Freunde gutmüthig zunicend. „Nein, laßt das Lachen“, fuhr er darauf zu seinen Freunden gewendet fort, „die Sache ist zu ernst hiefür und — der Jäcklein Hohrbach zu klug, als daß er in

Wahrheit daran gedacht hätte, Oberanführer zu werden. Er weiß so gut wie ich und ihr alle, daß es nur einen hiezu befähigten Mann im Bauernheere gibt, wengleich er leider jetzt nicht unter uns weilt: — Bruder Florian Geyer!“

„Oho, kauft's da hinaus mit deiner Rede?“ fiel ihm Jäcklein ins Wort. „Der ablige Bruder, der sich im Zorn von uns gewandt, weil ich den Helfenstein und Genossen hinrichten ließ, ohne ihn erst um Erlaubniß zu fragen — der sollte unter Feldhauptmann werden? Er — der gerade durch sein Weggehen zeigte, wie wenig brüderlich er uns gesinnt ist? Nein, bei Gott — der wird es nicht: eher ziehe auch ich mit meinem Haufen hinweg, um allein und selbständig den Truchseß zu schlagen, wo ich ihn finde!“

Allgemeines Schweigen trat ein nach dieser in zornigem Tone gegebenen Antwort auf Meßlers Vorschlag. Man wollte den heftigen Mann durch Widerspruch nicht noch mehr reizen, denn man kannte ihn dafür, daß er in diesem Falle gethan hätte, was er gedroht hatte, und dies wäre ein Unglück für das Gedeihen der gemeinsamen Sache gewesen. Da hielt der schlaue Kanzler den Augenblick für günstig, mit seinem Kandidaten für die Stelle herauszurücken.

„Liebe Brüder“, begann er seine Rede, streitet und entzweit euch nicht um's Kaisers Bart. Wir bedürfen — darin seid ihr wohl alle einig — eines Kriegsmannes von Ruf, dem jeder einzelne Mann vertrauen und willig gehorsamen würde. Des weiteren seid ihr mit mir auch der Ansicht, daß unser Oberanführer ein Mann vom sogenannten kleinen Adel sein muß, der als Feind der Fürsten und Bischöfe — unsere Hauptfeinde — bereit ist, uns beizustehen im Erringen unserer Rechte, damit auch wir ihm Beistand leisten im Wiedergewinn seiner alten, von den weltlichen und geistlichen Fürsten arg beschnittenen Rechte und Freiheiten. Ein solcher Mann wäre nun zwar der Ritter Florian Geyer; er ist, wie seine Thaten beweisen, ganz der Unsrige, ist tapfer und kriegserfahren, aber, liebe Brüder, er wäre doch nicht der geeignete Mann, um unser Führer zu sein. Er ist zu jung und zu wenig bedeutend, ist — kurz gesagt — nicht der Mann, vor dem sich die Fürsten fürchten, wie zum Beispiel einst vor Franz von Sickingen. Wenn dieser kühne, streitbare Ritter noch lebte, dann wäre er unser einzig richtiger Führer. Er ist leider todt, besiegt von seinen übermächtigen Feinden, aber er blieb getreu seinem Haffe gegen die fürstlichen Unterdrücker bis zum letzten Athemzuge. Er ist todt, — aber noch lebt sein Geist fort in einem andern Ritter, hochberühmt im ganzen deutschen Reiche durch seine Kämpfe gegen die Fürsten und Städte, durch sein ehrliches, echt deutsches Gemüth und seine biedere Bereitwilligkeit, den Schwachen und Unterdrückten Beistand zu leisten. Ihr kennt ihn wohl, denn nicht nur am Nedar ist er bekannt und beliebt — —

„So spricht Ihr von Herrn Göß von Verlichingen, der auf dem Hornberg sitzt?“ erlang es freudig hier und dort im Kreise der Hauptleute. „Meint Ihr ihn?“

„Ihr habt ihn genannt, nicht ich!“ erwiderte der schlaue Kanzler. „Von selbst seid ihr auf den rechten Mann gekommen!“

„Der Göß, ja der Göß!“ schrie nun Alles durcheinander. „Der, freilich der wäre der rechte Mann: der soll oberster Hauptmann sein!“

„Es soll geschehen, wenn ihr's verlangt!“ entgegnete Hippeler in einem Tone, als füge er sich dem Willen der Bauernführer.

Aber, wird er die Wahl auch annehmen? fragte jetzt der Jäcklein, seinen Ärger über die unverhoffte Wendung der Dinge geschickt verbergend.

„Es ist nicht daran zu zweifeln“, entgegnete Hippeler, „wenn man ihn zwingt!“

„Alles lachte und erklärte zustimmend, daß man den Ritter zwingen müsse, Oberanführer des Bauernheeres zu werden. Aber Jäcklein schüttelte scheinbar besorgt den Kopf. „Zwingen?“ fragte er. „Welche Bürgschaft hätten wir dann für seine Treue?“

„Sein Wort!“ sprach der Kanzler nachdrücklich. „Sein ritterliches Ehrenwort, das ihm heiliger ist als ein Eid!“

„Das ist wahr!“ riefen die Bauern. „Wenn Einer dem gemeinen Mann Wort hält, so ist er's. Schafft ihn herbei, Bruder Kanzler, er muß Oberanführer werden!“

„Ich werde dafür besorgt sein“, erwiderte dieser, „wenn die Mehrzahl dafür ist!“

Die Abstimmung erfolgte durch Händeaufheben. Der Vorschlag ward mit allen Stimmen gegen eine einzige angenommen: Jäcklein allein hatte dagegen gestimmt. Tropig, ohne Abschiedsgruß, ging er hinweg.

Die Hauptleute ließen sich nicht allzusehr dadurch bekümmern. Zufrieden mit dem Ausfall der Wahl entfernten auch sie sich, in der festen Überzeugung, daß sie selbst „den rechten Mann“ gefunden und dessen Wahl kräftig befürwortet hätten.

Wendel Hippler aber lachte schlau in sich hinein. „Gott sei Dank, daß dies schwierige Werk gelungen ist!“ sprach er vergnügt vor sich hin. „Gutes verheißt es, wäre es zunächst auch nur die zuverlässige Aussicht der Wiedervereinigung der schwarzen Schaar mit dem hellen Haufen: Florian gab ja selbst die Gewähr hiefür durch sein Versprechen, daß er den Befehlen des Ritters von Verlichingen sich willig fügen werde. Frisch auf also: erst den Gök, dann den Florian!“

Acht Tage waren vergangen, seit Florian Geher sich mit der schwarzen Schaar vom dem Hauptheer der Bauern getrennt hatte. Getreu seiner Überzeugung, das Volk könne nur dadurch frei werden, daß die Adligen den Bauern gleich gemacht würden, hatte er nach der Einnahme und Zerstörung des deutschherrlichen Schlosses Schauerberg fortgefahren, die festen Burgen am Neckar in Asche zu legen. „Die Ritter und Edelleute“ — pflegte er zu sagen — „dürfen nicht mehr denn eine Thüre haben, wie die Bauern: darum müssen alle Herrensitze zerstört und ausgebrannt werden.“ Diesem seinem Grundsatz gemäß handelte er und brachte in kurzer Zeit den ganzen Landstrich zwischen Neckar, Kocher und Jagt, dadurch daß er ihn von seinen Zwingherren befreite, in die Verbrüderung der Bauern.

Inzwischen — Abends nach der Einnahme des schönen und festen Schlosses Horneck, des bei Gundelsheim am Neckar gelegenen Lieblingsitzes des Deutschmeisters Dietrich von Alee — hatte die Heze von Bödingen ihren Mordversuch auf den ihr und ihrem Freunde Jäcklein verhassten schwarzen Florian ausgeführt, aber die Vorsehung und die Liebe Trudchens hatten den Plan des abscheulichen Weibes vereitelt. Da das als Waffentnabe verkleidete Mädchen das Vorhaben der Giftmischerin kannte, so errieth es natürlich sofort, was die Ankunft derselben im Lager der schwarzen Schaar zu bedeuten habe. Schnell war daher auch Trudchens Plan zur Abwendung der Gefahr gefaßt. Eine dem Ritter erteilte Warnung wäre zu gefährlich

für sie selbst gewesen, denn sie hätte möglicherweise zur Entdeckung ihres Geschlechts und ihrer Person geführt. Sie mußte ihn daher auf andere Weise, ohne aus ihrer Verborgenheit herauszutreten, gegen das Gift der Heze schützen. Sie wußte, daß diese beabsichtige, dem Ritter ihr „Tränklein“ mittelst der Hilfe eines bei ihm Bediensteten beizubringen. Diesen Bediensteten wollte — sie selbst spielen: ihr sollte die Alte das Gift übergeben, sie wollte sich „durch Geld oder gute Worte“ scheinbar zur Verübung der That von ihr anwerben lassen — es galt nur, sich listigerweise in ihr Vertrauen einzustehlen.

Dies fiel ihr nicht allzuschwer — die Liebe macht ja bekanntlich erfinderisch. Als sie das gräßliche Weib im Lager umherschleichen und allmählich dem Zelte Florians sich nähern sah, stellte sie sich vor diesem auf, anscheinend damit beschäftigt, des zufällig gerade abwesenden Ritters Schild von Beulen und Dallen zu befreien. Dabei weinte und schluchzte sie zum Erbarmen. Der Heze fiel dies inmitten des allgemein herrschenden Jubels natürlich auf. Sie erkannte in dem Weinenden den Waffentnaben des „adligen Bruders“ und kam unauffällig näher.

„Was weinst du, Bürschlein?“ fragte sie leise das verkleidete Mädchen.

„Ach, Hoffmännin“, erwiderte Trudchen, in neues Schluchzen ausbrechend, „man hat wohl Grund zu weinen, wenn man — alle Tage Schläge bekommt!“

Die Heze spitzte das Ohr. „Alle Tage Schläge?“ fragte sie. „Wer bekommt diese?“

„Nun ich!“

„Von wem?“

Der vermeintliche Knabe sah sich vorsichtig um. „Von wem anders als — meinem Ritter!“ flüsterte er.

Ein Blick der Freude zuckte über das häßliche Gesicht der Alten. „Von — Bruder Florian?“ fragte sie lauernd. „Ist der — so streng?“

„Zum Teufel — ja!“ war die im zornigen Tone gegebene Antwort. „Seit einigen Tagen besonders — seit er bei Weinsberg vom hellen Haufen schied — ist's nicht mehr mit ihm auszuhalten. Mit Allem ist er unzufrieden — Alles, was ihm gegen den Strich geht, soll ich verschuldet haben. „Kannst du nicht besser achtgeben auf meine Waffen?“ heißt es stets, oder „daran bist schuld, du fauler Schlingel“ — und Schläge bekomme ich dann, mehr als Brot zu essen!“

Die Heze blickte ihn forschend an. „Weßhalb bleibst du dann bei ihm?“ fragte sie wiederum.

Trudchen that mit dem Hammer, mit dem sie die Beulen des Schildes ausklopfte, einen grimmen Schlag auf das klingende Metall. „Ihr habt gut reden, Hoffmännin“, erwiderte sie. „Ich ginge gleich, wenn ich nur wüßte, wie ich loskommen sollte!“

Die Heze hatte genug gehört: das war der Bursche, den sie zur Verübung der geplanten That brauchte; ohne recht gesucht zu haben, hatte sie ihn schon gefunden.

„Soll ich dir — helfen, loszukommen?“ fragte sie leise.

„Ach, Hoffmännin — wenn Ihr das könntet und — mir zugleich für ein anderes Unterkommen sorgtet —“

Die Alte nickte. „Herr Jäcklein Rohrbach wird dich annehmen, wenn — dir's nicht an Muth gebriecht, dich von deinem jetzigen Herrn zu befreien!“

Der Waffentnabe lachte. „Pah!“ machte er, „Muth habe ich!“

„Auch wenn's gälte, ihm — ich meine deinem

Plagegeist, dem abligen Bruder Florian, ein Schlaftränklein einzugeben, von dem er nimmer erwachen würde?"

Trudchen fuhr anscheinend erschreckt zusammen; sie durfte in der Rolle des untreuen Dieners nicht allzu willfährig sein. „Gift?“ sprach sie. „Teufel, — nein, das ist mir zu gefährlich — das könnte mir den Hals kosten!“

Die Heze sicherte. „Wenn du — ein Esel wärest und dich darüber erwischen liehest!“

Trudchen that, als ob sie nachdenke. „Ich würde mich vielleicht dazu verstehen, wenn — ich wüßte“ — sagte sie — „aber nein, nein, man würde mich bei lebendigem Leibe spieken!“

„Dummkopf!“ lachte die Hoffmännin. „Wenn er morgens todt in seinem Felddette gefunden würde, wer könnte dann sagen, daß er an Gift gestorben sei? Kein Mensch; mein Tränklein wirkt sicher und — der beste Arzt findet keine Spur davon im Leibe des daran Gestorbenen!“

Trudchen konnte sich eines Schauders vor dem gräßlichen Weibe nicht erwehren. Aber sie ließ sich nichts anmerken. „Sprecht Ihr wahr, Hoffmännin?“ fragte sie. „Niemand könnte sagen, ich sei's gewesen? Niemand könnte mir's beweisen?“

Die Heze nickte eifrig mit dem Kopfe. „Keine Seele!“ bestätigte sie.

„Dann“ — sprach Trudchen, wiewohl noch immer zögernd — „dann könnte ich's vielleicht — wagen — aber findet man wirklich sein Gift in der Leiche?“ „Keine Spur!“ erwiderte das Scheusal lachend. „Vielen schon habe ich mit dem Tränklein zur ewigen Seligkeit verholfen, aber bei Keinem fand man Gift im Körper: der Schlag hatte sie getroffen — nach der Arzte Meinung — hi hi, hi!“

Diese Versicherung schien des Knaben letzte Bedenken zu zerstreuen. „Nun denn“ — flüsterte er — „wenn's so ist und — Herr Jäcklein mich sicher in seine Dienste nimmt —“

Das verspreche ich in seinem Namen, denn — du magst es wissen — es liegt ihm viel daran, daß der ablige Bruder, je eher je besser, ins Jenseits eingeht!“ „So gebt mir das Tränklein — und sagt, wie ich's ihm geben soll!“

Grinlend zog die Heze ein kleines, mit einer farblosen Flüssigkeit gefülltes Fläschlein aus der Tasche ihres faltigen Rodes und reichte es verstoßen dem Knaben. „Nimm der Ritter einen Schlafrunk zu sich?“ fragte sie leise.

„Ja,“ erwiderte Trudchen mit hochklopfendem Herzen. „Jeden Abend — ich selbst muß ihn an sein Lager bringen!“

„So mische darunter den Trank und — wenn er andern Morgens nicht im Paradiese erwacht, so nenne mich Pflückerin!“

„Gut — heute noch soll's geschehen!“

Die Alte zog die Augenbrauen in die Höhe. „Heute?“ erwiderte sie, „hm, nein — gar so sehr eilt's ja nicht, wartet noch bis morgen — bis ich wieder fort bin!“

Trudchen verbergte das Fläschlein in der Tasche ihres Wamses. „Wie Ihr wollt,“ gab sie willfährig zur Antwort. „Morgen also!“

Die Heze nickte schweigend mit dem Kopfe.

„Und übermorgen finde ich mich dann bei Herrn Jäcklein Rohrbach ein. Nicht wahr?“

Wegschreitend nickte die Giftmischerin abermals. „Wenn — sie dich bis dahin nicht gehängt haben!“ sicherte sie in sich hinein.

Trudchen sah ihr bewegten Herzens nach, bis sie ihren Blicken auf dem Wimpfen führenden Wege entschwand. „Gott, dem Herrn sei Dank,“ sprach sie tief aufathmend, „es ist gelungen — die Gefahr ist abgewendet! Aber — wird sie nicht wiederkehren?“ fügte sie besorgt bei. „Wird die Schreckliche nach Vereitelung ihres abscheulichen Planes nicht einen zweiten Mordversuch machen?“

Nachdenklich senkte sie den schönen Kopf, dessen langes goldblondes Haar so geschickt in der Höhlung der ihn bedeckenden Sturmhaube verborgen war, daß es unmöglich an ihr zum Verräther werden konnte. „Wird sie wohl versuchen, einen anderen, vielleicht Willfährigeren zum Mord meines theuren Ritters zu bringen?“ fragte sie in Gedanken sich selbst.

„Sie wird es nicht!“ sprach das Mädchen fast unmitttelbar darauf triumphirend. „Sie wird erkennen, daß sie von mir getäuscht und betrogen ist und darum nicht wieder im Lager der schwarzen Schaar zu erscheinen wagen, so lange ich als Mitwisserin ihres Planes und Zeugin gegen sie in Florians Nähe bin. Und wenn sich ihre Rache gegen mich richtet — was liegt an mir: gerne will ich sterben — für ihn sterben — für meinen geliebten, theuren Herrn!“

So sprechend, machte sie sich wieder an ihr Geschäft und klopfte die Beulen und Dallen, die Spuren des Weinsberger Kampfes, aus dem Schilde mit einer Behendigkeit und Geschicklichkeit, als hätte sie nie im Leben etwas anderes gethan. —

Nachdem der schwarze Florian das ganze Land um Neckar, Jagt und Roher den Bauern unterworfen hatte, durchzog er im Fluge die angrenzenden Gebiets-theile von Kur-Mainz\*) und wandte sich sodann nach Franken. Mehr und mehr wuchs hier, in seiner Heimat, sein Hausen an und mit ihm setzte er daselbst sein Zerstörungswerk fort und legte die Burgen der fränkischen Ritterschaft in Asche. Keine einzige, nicht einmal die seiner nächsten Verwandten, verschonte er; sogar Seyersberg, das feste Schloß bei Siebelstadt, in welchem Florians Mutter wohnte, wurde — allerdings ohne seinen speziellen Befehl — von einer Abtheilung seines Hausens verbrannt. Florian tabelte oder strafte sie dessenungeachtet beßhalb nicht. „Gleiches Maß für Alle,“ war der oberste Grundsatz, der ihn leitete und er war zu gerecht in seiner ganzen Gesinnung, als daß er seiner Verwandtschaft zu lieb eine Ausnahme hätte eintreten lassen in dem, was seiner Überzeugung nach zum Gedeihen der Sache, der er sein Leben gewidmet hatte, durchaus nothwendig war. Daß ihn dafür der wüthende Haß seiner Verwandten traf, kümmerte ihn nicht.

Mit seinem nach und nach zu einem Heere angewachsenen schwarzen Hausen lagerte Florian in der Gegend von Eßfeld, als ihm die Kunde zuing, daß der Ritter Götz von Berkingen mit der eisernen Hand am 24. April in die Bruderschaft der Bauern eingetreten sei und den Oberbefehl über ihre sämtlichen Heere übernommen habe. Nach den Mittheilungen, welche Wendel Hippler ihm bei Neuenstein gemacht hatte, war Florian gerade nicht überrascht von dieser Nachricht, auch davon nicht, daß Götz erst nach langem Zögern und anfänglichem Weigern, hauptsächlich auf Zureden seines Waffenbruders Marx Stumpf von Schweinsberg sich dazu — doch nur auf einen Monat

\*) Das ehemalige deutsche Erzstift und Kurfürstenthum Mainz war im Nieder- oder Auerheimskreis zerfallen und erstreckte sich vom Rheine längs dem Main zwischen der Wetterau, Franken, der Grafschaft Spandheim und Württemberg. Es umfaßte ein Gebiet von 150 Quadratmeilen.

— verstanden habe; so wie er den Götz kannte, stand derselbe jedenfalls nicht mit seinem Herzen auf der Seite der Bauern und der Umstand, daß er den Oberbefehl nur bedingungsweise und „auf Zeit“ übernommen hatte, bewies zur Genüge, daß ein Zwang auf ihn ausgeübt worden war. Gleichwohl wiederholte Florian, was er seiner Zeit dem Kanzler erklärt hatte: daß er den Befehlen des Oberfeldherrn Gehorsam leisten werde.

Nicht so that Jäcklein Rohrbach. Erbittert darüber, daß man mit Umgehung seiner eigenen Person und entgegen seiner bei der Berathung verkündeten Ansicht, einem Adligen den Oberbefehl übertrug, trennte sich Jäcklein schon am Tage nach der Wahl von dem hellen Haufen und marschirte mit seiner Schaar auf eigene Faust in den Kraichgau\*). Dann aber that er, was er im Kriegsraße zu Weinsberg für den ganzen hellen Haufen als nothwendig vorgeschlagen hatte: er schloß sich an den Württembergischen Haufen an und — that damit den ersten Schritt zu seinem und der Seinigen Untergang.

Götz von Berlichingen, der neue Oberanführer, bedauerte den Abzug des rabiaten Menschen keineswegs, er war im Gegentheil froh, den blutbespritzten Mörder von Weinsberg losgeworden zu sein. Gleichwohl fühlte er sich nunmehr an der Spitze des ihm verbliebenen Heerrestes nichts weniger als beglücklich. Er hatte vielmehr die Ueberzeugung, daß er mit ihm gegen den Truchseß in offener Feldschlacht werde untergehen müssen und er wagte es deshalb nicht, ihm entgegenzuziehen. Er führte im Gegentheil den Rest des hellen Haufens nordwärts, denn sein Plan ging dahin, die noch nicht insurgirten Gegenden aufzureizen und eine ungeheure Macht zusammenzubringen, die dem Truchseß um mindestens das Zehnfache überlegen wäre. Demzufolge warf er sich in den Speßart und zog, nachdem er die dortige Gegend „bäurisch“ gemacht hatte, gegen Würzburg, um von hier aus mit Thomas Münzer und den Aufständischen in Thüringen in Verbindung zu treten.

Nach Würzburg, der ehrwürdigen Bischofsstadt, beorderte Götz nunmehr auch Florian Geyer mit seinem schwarzen Haufen. Dieser säumte nicht, dem Befehle Folge zu leisten und alsbald ward die Stadt umringt. Der Bischof Konrad von Thüngen hatte zwar mit seinen Bauern schon einen Vertrag abgeschlossen und ihnen versprochen, ihre Abgeordneten im „vierten Stand“ beim nächsten Landtage zuzulassen, aber der helle Haufen achtete nicht auf dieses Uebereinkommen. Die meisten Vasallen des Bischofs, der zugleich Herzog von Franken war, wurden zum Eintritt in die Brüderschaft der Bauern gezwungen und als auch die von Hans Vermeter, dem lustigen Stadtmusikanten, aufgereizte Bürgerschaft Würzburgs mit ihnen gemeinschaftliche Sache machte, zog er sich in größter Sorge

\*) Der alte Kraichgau, zwischen dem Pfingz- und Essenzgau gelegen und noch dem oberhalb Speyer in den Rhein mündenden Kraichbach benannt, umfaßte die etwa 45 Kilometer lange und ebenso breite Gegend zwischen Heilbronn, Pforzheim, Wimpfen und dem Rhein mit Bruchsal als Hauptstadt.

in das feste, die Stadt beherrschende Schloß Frauenberg zurück und suchte nun mit den rebellischen Bürgern und den Bauern zu unterhandeln. Aber weder diese, noch jene machten ihm irgendwelches Zugeständniß. Da folgte er dem Rathe seiner Getreuen und entfloß am Abend des 5. Mai mit wenigen Begleitern heimlich von der Burg nach Heidelberg zu dem Kurfürsten von der Pfalz, um dessen Hilfe nachzusuchen. Den Frauenberg aber mit einer Besatzung von 244 Mann übergab er der Hut und Vertheidigung des Domprobstes Markgrafen Friedrich von Brandenburg, unter dessen Befehl der tapfere Ritter Sebastian von Rotenhan mit eben soviel Eifer als Klugheit für die Verstärkung der Widerstandsfähigkeit des Schlosses Sorge trug. Er ließ die Bäume im Lustgarten fällen, das Schloß verpallisadiren, Schießscharten in die Mauern brechen und sogar eine Pulvermühle einrichten. Schon nach wenigen Tagen waren alle diese Vorbereitungen für



Götz auf Ioderle bald die Flamme. Der Pfeiffer Nonnenmacher wurde sein langsam gebraten.

die zu erwartende Belagerung vollendet.

Der streitbare Domprobst besichtigte Alles und lobte die getroffenen Anordnungen. „Wohlan denn,“ sprach er zu dem ihn begleitenden Ritter, „mit Gottes Hilfe wollen wir das Schloß halten, bis der Entschluß kommt; lang kann dieser ja nicht ausbleiben, denn überall sind die Bauern geschlagen und zuverlässig erfuhrt ich heute: der Truchseß ist im Anmarsch!“

Markgraf Friedrich von Brandenburg war gut berichtet: in Ober- und Niederschwaben, im Elsaß, Thüringen und Sachsen waren die Bauern um diese Zeit schon besiegt und der Truchseß hatte am 12. Mai die vereinigten Württembergischen Haufen sammt Jäcklein Rohrbachs Schaar bei Böblingen überfallen und sie geradegu vernichtet: 9000 Bauern waren eingelaufenen Nachrichten zufolge auf der Wahlstatt geblieben.

Das Gerücht dieser Ereignisse war schon am 14. Mai zu dem Markgrafen gedrungen und einige Tage später bestätigte sich dasselbe vollauf. Auch Götz von Berlichingen und die andern Bauernführer hatten Kunde von den Unglücksfällen erhalten, welche in rascher Aufeinanderfolge über ihre Brüder gekommen

waren. An weiteren Widerstand in Schwaben war nicht mehr zu denken, denn der Truchseß hatte nach seinen Siegen fürchtbar daselbst gehaust. Alle gefangenen Anführer und Hunderte von Bauern waren hingerichtet worden. Auch der Pfeifer von Ißfeld, Melchior Nonnenmacher, der in Weinsberg dem Grafen von Helfenstein zum Todesgang aufgespielt hatte, war in Sindelfingen<sup>\*)</sup>, in einem Taubenschlag versteckt aufgefunden worden. An ihm rächte der Truchseß die Morden seines gemordeten Veters in grauenhafter Weise. Er ließ den Gefangenen mit einer eisernen Kette an einen freistehenden Baum binden, so daß er zwei Schritte im Umkreis um denselben laufen konnte, und befahl ringsumher Holz aufzuschichten. Er selbst, ebenso Graf Ulrich von Helfenstein, Graf Friedrich von Fürstenberg und andere Herren von der Ritterschaft machten sich die Freude, selbst je ein Scheit herbeizutragen; dann wurde das trockene Holz angezündet. Hochauf lobeten bald die Flammen des Holzstoßes, in dessen Kreis der Unglückliche, den Herren zum Gelächter, schneller und schneller, feinslangsam gebraten und brüllend vor Schmerz und Qual umherrante. Lange lebte er, endlich aber sank er zusammen.<sup>\*\*)</sup>

Jäcklein Rohrbach selbst hatte die Schlacht nicht mitgeschlagen. Er hatte sich vorher schon wieder in den Kraichgau begeben, um neue Mannschaft zu sammeln und sie dem Württembergischen Haufen zuzuführen. Aber er entging deshalb seinem Schicksal doch nicht. In der Nähe des Hohenasperg, wo er die aus der Schlacht ankommenden Flüchtlinge sammeln wollte, wurde er von dem auf der Weste sitzenden Vogt gefangen und dem Truchseß, der bald nachher heranzog, ausgeliefert. Gebunden schleppte dieser ihn mit sich weiter über Bönnigheim nach Neckargartach bei Heilbronn. Hier aber, in unmittelbarer Nähe seiner Heimath, ward auch Jäcklein in ähnlicher Weise wie der Pfeifer von Ißfeld bei lebendigem Leibe langsam bratend zu Tode gemartert.

Dies waren die Nachrichten, die der Verteidiger des Frauenbergs erhalten und die zuverlässige Hoffnung auf baldigen Entsatz in ihm erweckt hatte. Auch Götz von Berlichingen und die anderen Bauernführer hatten Kunde von den verschiedenen Unglücksfällen erhalten, welche in rascher Folge über die Bauern gekommen waren. Aber sie ließen deshalb den Muth nicht sinken: noch stand ja ihr großes Hauptheer unbesiegt und wenn die Unterhandlungen, die der Markgraf mit ihnen führte, nur erst zu einem guten Ende gediehen, so konnten die Scharten ja leicht ausgeweckt werden. Doch die Bauernführer alle merkten zu spät, daß die Unterhandlungen des Domprobstes nur den Zweck hatten, Zeit für die Vollendung der Vertheidigungsarbeiten im Schlosse zu gewinnen, und als ihnen dies endlich klar wurde, war bereits viele kostbare Zeit verloren gegangen.

Götz von Berlichingen wäre nun am liebsten, ohne sich mit der langwierigen Belagerung des Frauenbergs aufzuhalten, weitergezogen, um seine eigenen alten Feinde, die Nürnberger und den Bischof von Bamberg zu bezwingen. In einem Kriegsrathe, zu dem auch die Würzburger Anführer beigezogen wurden, gab er dieser seiner Ansicht Ausdruck und suchte zu beweisen, wie viel vortheilhafter es für ihre Sache sei, wenn sie ihren

<sup>\*)</sup> Dorf in unmittelbarer Nähe von Böblingen.

<sup>\*\*)</sup> Es ist dies Thatsache. Glaubwürdige Augenzeugen, Hans Kuh, der Herold des Truchseß, ebenso der Kaplan Niklas Thomann von Weiskorn und endlich Jakob Holzwort zu Roggenburg sagen ausdrücklich, daß der Truchseß und die andern Ritter Holz herbeizutragen haben.

Brüdern im Bambergischen beistünden und sich mit ihnen vereinigten, statt müßig vor einem „Steinloß“ zu liegen, dessen schließliche Einnahme doch von keiner entscheidenden Bedeutung sei. Aber die Würzburger widersprachen ihm: das Schloß müsse zerstört und der Herrschaft des Bischofs ein Ende gemacht werden — erklärten sie — damit ihre Stadt wieder werden könne, was sie früher war, eine freie Reichsstadt.

Unerwarteten Beistand fanden die Würzburger in Florian Geyer. Er, der schon so viele feste Schlösser gebrochen und in Asche gelegt hatte, war der Ansicht, daß auch der Frauenberg einem entschlossenen Angriff nicht werde widerstehen können. „Brüder“, rief er, „laßt euch nicht beirren. Sollen wir mit unserer ganzen, vereinten Heeresmacht vor das Schloß gezogen sein, nur um wieder abzuziehen gleich Bettlern, die von der Thüre gewiesen wurden? Nein wahrlich, das darf nicht geschehen: es hieße Würzburg der Rache seines seitherigen Herrn preisgeben und ganz Franken, das sich für seine Freiheit erhoben, wieder unter alte Joch beugen. Wir müssen das Schloß haben! Dann aber wollen wir uns — nicht, wie unser oberster Hauptmann meint, gegen Nürnberg und Bamberg — nein, gegen den heranrückenden Truchseß wenden, um die Niederlagen unserer schwäbischen Brüder zu rächen!“

Diese im Tone ehrlichster Überzeugung gesprochenen Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Alle Hauptleute traten der Ansicht Florians bei und entgegen der Meinung des Oberanführers ward die Belagerung des Frauenberges beschlossen.

Götz von Berlichingen war höchlichst mißstimmt hierüber; mehr und mehr ward ihm klar, daß er nur dem Namen nach Oberanführer des Heeres sei und daß der schwarze Florian weit größeren Einfluß im Rathe habe, als er selbst. In schlauer Erkenntniß dieser Thatsache beschloß er, den Führer der schwarzen Schaar, dieses besten Theils des ganzen Heeres, für einige Zeit wenigstens „unschädlich“ zu machen, dadurch daß dieser von Seiten des Kriegsraths mit einer diplomatischen Mission betraut wurde, die ihn vielleicht einige Wochen fern hielt. Götz wandte sich darum nochmals an die Hauptleute mit dem Antrag, für die nunmehr beschlossene Belagerung das dem Heere mangelnde schwere Geschütz zu beschaffen, denn ohne solches sei an eine Einnahme des festen und gut verproviantirten Schloßes nicht zu denken. Dies mußte sogar Florian zugeben, weshalb er selbst beantragte, bei dem Rathe der befreundeten Stadt Rothenburg um solche Geschütze durch Abgeordnete ansuchen zu lassen. Das aber war es gerade, was Götz haben wollte. Rothenburg, obgleich die Mutter des Aufstandes in Franken, war demungeachtet dem Bauernbunde noch nicht förmlich beigetreten; es bedurfte also, um die Geschütze zu erlangen und zugleich die Stadt in die Verbrüderung zu bringen, eines Mannes von Bedeutung und diplomatischer Gewandtheit. Niemand eignete sich deshalb besser zu dieser Sendung, als Florian Geyer selbst. Auf Götz von Berlichingens Antrag wurde er auch wirklich nebst dem Schultheiß von Ochsenfurt, Hans Pöckold, zum Abgeordneten erwählt und beide ritten am folgenden Morgen nach Rothenburg ab.

Indessen hatten die Bauern dem Frauenberg gegenüber auf dem Niklasberge Schanzen aufgeworfen und begannen von hier aus mit Feldgeschützen das Schloß zu beschießen, ohne ihm großen Schaden beifügen zu können. Am Abend des 15. Mai aber sammelte sich, des fruchtlosen Knallens müde, ein Fähnlein von der kühnen schwarzen Schaar unter dem Befehl des unter-

nehm  
nant,  
Die i  
hatten  
Sturm  
herein  
zum  
Balli  
Stur  
ein  
troh  
wurde  
und r  
büchse  
Verlu  
male  
todt i  
ren v  
früher  
— fe  
seiner  
in die  
den  
nach  
nahm  
sein  
vorge  
litten

burg  
einen  
Grab  
die A  
gen  
Hau  
Heill  
seß  
wider  
nicht  
Brü

meh  
Kur  
fürst  
verei  
zog.  
rian  
der  
gen  
und  
troff  
sein  
vere  
das  
gen  
am  
in  
deff  
wur  
neh  
ihre  
um  
abe  
lor  
mit

erke

nehmungslustigen Veit Bohrer, Florian Seyers Bientenant, in einem Garten an der Ostseite des Frauenbergs. Die im Erstürmen fester Schlösser erfahrenen Leute hatten sich mit Leitern, Steigzeug, Krten und allem Sturmgeräthe trefflich versehen und als die Nacht hereingebrochen war, rannten sie kühn den Berg empor zum Sturme gegen das Schloß. Im Nu waren die Pallisaden zerhauen, die Gräben überschritten und die Sturmleitern an die Mauern gelegt. Jetzt aber warf ein Kugelregen die Stürmenden zurück und als sie trotzdem sich zu einem zweiten Sturme aufrafften, wurden sie mit brennendem Weh und Schwefel begossen und mit Kugeln aus Handrohren und Hadenbüchsen niedergeschmettert. Mit ungeheurem Verlust mußten die Bauern auch zum zweitenmale weichen. Ueber 400 ihrer Brüder lagen todt in den Schloßgräben, fast ebensovielen waren verwundet zurückgebracht worden.

Am Abend des darauf folgenden Tages — früher als Götz von Berlichingen erwartet hatte — kehrte der schwarze Florian, nachdem dank seiner feurigen Beredsamkeit die Rothenburger in die Verbrüderung eingetreten waren, mit den vom Stadtrath verabsolgtten Geschützen nach Würzburg zurück. Mit Ingrimme vernahm er hier, in welcher eigenmächtigen Weise sein Bientenant während seiner Abwesenheit vorgegangen war, aber noch hoffte er, die erlittene Schlappe wieder gutmachen zu können.

Am 18. Mai schon spielten die Rothenburger Geschütze gegen das Schloß und stürzten einen großen Theil der Hauptmauer in den Graben — aber es kam zu keinem Sturme auf die Bresche mehr. Am nächstfolgenden Morgen erklärte Götz von Berlichingen seinen Hauptleuten, Herr Wendel Hippler habe von Heilbronn her Botschaft gesandt, daß der Truchseß mit dem Heere des schwäbischen Bundes wider die Stadt im Anzug sei, man dürfe nicht länger säumen, den schwerbedrängten Brüdern am Neckar Hilfe zu bringen.

Nun galt es schnellen Entschluß, um so mehr, als zuverlässiger Rundschaft zufolge auch Kurfürst Ludwig von der Pfalz mit dem Kurfürsten von Trier und dem Bischof von Speyer vereinigt zum Entsatz des Frauenberges heranzog. Man beschloß nur 5000 Mann unter Florian Seyer vor dem Schloß liegen zu lassen; der helle Haufen aber brach unter Berlichingens persönlicher Führung am 23. Mai auf und zog dem Truchseß entgegen, der — eingetroffener Rundschaft zufolge — bei Fürfeld sein Heer mit dem des Pfälzischen Kurfürsten vereinigt hatte. Noch am gleichen Tage erreichte das Bauernheer das Städtchen Lauda, am folgenden Krautheim, am 26. Neuenstadt an der Rinde und am 27. öffnete ihm Neckarsulm seine Thore. Hier aber, in unmittelbarer Nähe des schwäbischen Bundesheeres, dessen Größe durch das Gerücht noch sehr übertrieben wurde, fingen die Bauernhauptleute an, ihr Unternehmen etwas bedenklich zu finden. Im Bewußtsein ihrer unzureichenden Kräfte sahen sie sich nach Hilfe um. Bitten um Beistand ergingen nach allen Richtungen, aber die Sache der Bauern war schon so gut wie verloren: Niemand wollte jetzt mehr gemeinschaftliche Sache mit ihnen machen.

Die Hauptleute schienen dies auch recht wohl zu erkennen und um wenigstens Zeit zu gewinnen, sandten

sie am 28. Mai ein Schreiben an den Truchseß, in dem sie auf die Wechselfälle des Krieges aufmerksam machten und zur Vermeidung „Christlichen Blutvergießens“ Unterhandlungen vorschlugen. Aber der Truchseß durchschaute die Absicht seiner Gegner und ohne ihnen Antwort zu geben, rückte er mit dem Pfalzgrafen verbunden gegen Neckarsulm vor. Diese offenbar auf einen Angriff abzielende Bewegung rief gewaltige Verstärkung unter den Bauernhauptleuten hervor. Zu schwach zum Widerstand gegen das überlegene Heer, beschloßen sie, durch's Sulmtal gegen Dehringen zurückzuweichen und sich mit den Franken zu verbinden.



„Truchseß, Du?“

Aber dieser Rückzug wirkte höchst entmuthigend auf die große Masse des undisciplinirten Volksheeres. Viele Leute entwichen heimlich und unter ihnen — der oberste Anführer, Götz von Berlichingen, selbst, denn der Monat, für welchen er den Bauern Dienstbarkeit zugesagt hatte, war um. Damit aber gab der Ritter das Signal zur Auflösung des Heeres. Nur die Obenwälder blieben unter Jörg Meßler beisammen, wohl nicht viel über 2000 Mann. Mit diesem kleinen Rest eilte Meßler andern Tags nach Krautheim und von da vor dem nachziehenden Fürstenheere weiter zurück ins Taubertal, um sich nach Möglichkeit zu verstärken. Aber der Truchseß ließ ihm keine Zeit

mehr hierzu. Durch den Schüpfergrund rückte er gleichfalls ins Taubertal und stieß am 2. Juni bei Königshofen auf die Bauern, die ihre Zahl durch Zugänge aus Franken wieder auf etwa 5000 Mann gebracht hatten. Ungeäuert schritt er zum Angriff und vernichtete sie nach kurzem Kampf vollständig. An 4000 Mann fielen, nur ein kleiner Rest, der sich in das Oberbaibacher Wäldchen geküchtet hatte, darunter Jörg Mezler und Wendel Hippler, entkam.

Die Nachricht der erlittenen Niederlage wurde durch einen Bauern aus Mergentheim, der ohne einmal zu rasten, vom Schlachtfeld bis nach Heibingsfeld gerannt war, zu dem vor dem Frauenberg lagernden Heerhaufen verbracht; sie erreichte begreiflicherweise die allgemeinste und um so größere Bestürzung, als Florian Geyer, der tapfere Führer der noch etwa 5000 Mann zählenden Schaar, unglücklicherweise gerade abwesend war. Er war zu dem Grafen Casimir nach Sulzbach geeilt, um ihn, der während des ganzen Aufstandes eine zweideutige Rolle gespielt und scheinbar mit den Bauern gemeinsame Sache gemacht hatte, um Hilfe anzugehen. Aber seine Bemühungen waren vergeblich; der Markgraf wollte sich nicht weiter compromittiren und zornentbrannt ritt Florian am 3. Juni morgens von dessen Hofe wieder hinweg nach Würzburg. Unterwegs erhielt er Kunde von der verlorenen Schlacht und, ohne sich auch nur eine Minute Ruhe zu gönnen, ritt er nunmehr die ganze Nacht hindurch, so daß er am nächstfolgenden Morgen mit Tagesanbruch — es war der Pfingstsonntag — sich wieder zu Würzburg befand. Sein fernerer Weg war ihm jetzt genau vorgezeichnet; jetzt gab es für ihn nur noch Eines: entweder zu siegen oder mit Ehren unterzugehen.

Sofort gab er die Befehle zum Abmarsch und eine Stunde später brach er mit dem Reste des Heeres auf, dem Feind entgegen. Schweigend, in seine tiefsten Gedanken versenkt, ritt er an der Spitze seines eigenen, durch den Sturmangriff auf den Frauenberg bis auf 600 Mann zusammengeschmolzenen schwarzen Haufens des Weges dahin durch den lieblichen Maingrund, dann bei Heibingsfeld über die dichtbewaldeten Höhen des linken Flußufers bis in die Gegend von Siebelstadt, seiner Heimath. Hier, im Angesicht seiner väterlichen, vor Kurzem erst von den Bauern verbrannten Burg, zwischen den Dörfern Sulzdorf und Ingolstadt, ward er des heranziehenden Feindes ansichtig. Schleunigst ließ er daher die Höhe zwischen den beiden Dörfern besetzen und erwartete hier in fester Stellung den Angriff.

Ahnungslos beging der tapfere Ritter hierdurch einen Fehler, denn er wußte nicht, daß der Truchseß sich in schwieriger Lage befand. Das Fußvolk desselben hatte sich nämlich wegen Nichtzahlung seines Soldes zu sechten geweigert und ungeachtet aller Versprechungen war es angesichts der bevorstehenden Schlacht hiebei verblieben. Hätte Florian Geyer diesen Moment benützt und wäre, statt eine Vertheidigungsstellung zu beziehen, zum Angriff vorgegangen, so hätte das meuterische Fußvolk sich wahrscheinlich dem Bauernheere angeschlossen und die Schlacht wäre für letzteres wohl gewonnen gewesen. So aber ließ er dem Truchseß Zeit zu geeigneten Maßregeln und anerkanntermaßen war es dessen beste Feldherrn-Eigenschaft, daß er in schwierigen Lagen sich stets zu helfen wußte. Diese seine kühne Energie rettete ihn auch jetzt. Rasch entschloß er sich, mit dem Geschütz, der Reiterei und etwa 800 Hauptleuten, Fähndrichen, Weibeln und sogenannten Doppelsöldnern, die sich von den meuterischen

Knechten getrennt hatten, die Bauern anzugreifen. In wohlweiser Benützung des ihm bekannten Umstandes, daß die Bauern den Angriff der Reiterei nicht auszuhalten pflegten, befahl er den Hauptleuten seiner Rennfahnen\*), die beiden Flügel der feindlichen Stellung anzufallen, dann abzuschwenken, sie im Rücken zu nehmen und so vom Walde abzuschneiden. Diese Bewegung, die trefflich ausgeführt wurde, verfehlte auch keineswegs die von ihm erhoffte Wirkung. Kaum ließ sich die Reiterei in den Flanken und im Rücken der Bauern blicken, so verließen diese ihre feste, durch eine Wagenburg und eine stattliche Anzahl von Geschützen gedeckte Stellung und suchten eiligst den rückwärts gelegenen Wald zu erreichen. Dies aber war es, was der Truchseß gewollt hatte. Während er selbst in der Front mit dem erlesenen Fußvolk zum Angriff schritt, hieben die Reiter auf den Flügeln in die Bauern ein und richteten ein entsetzliches Blutbad unter ihnen an. An 4000 Bauern wurden erschlagen — nahezu ebenso viele wie bei Königshofen.

Nur eine kleine Schaar stand fest und unerschüttert, trotz aller Anstürme der Reiterei, mitten in der allgemeinen Flucht: Florians schwarzer Haufen. Um ihren tapferen Führer geschaart, wehrten die 600 Helben mit ihren Büchsen, Speizen und Hellebarden jeden Angriff ab und ungebrochenen Muthes zogen sie sich endlich, als der Pfalzgraf Ludwig selbst an der Spitze von 1200 Rittern und Reifigen gegen sie anritt, in guter Ordnung nach dem Dörfchen Ingolstadt zurück, wo sie sich in den Ruinen des kürzlich erst von den Bauern selbst niedergebrannten Schlosses, hinter den unbeschädigt verbliebenen Ringmauern festsetzten und die Thore und Eingänge verammelten. Frohlockend rückte nun der Pfalzgraf mit seinen Grafen, Rittern und reifigen Knechten heran und ordnete sie zu Fuß zum Sturmangriff: sie hofften einen leichten Sieg zu erringen. Aber sie stießen auf Männer, die begeistert von dem Beispiel ihres tapferen Führers entschlossen waren, ihr Leben auf's theuerste zu verkaufen. Ein entsetzliches Feuer empfing die Stürmenden, die reihenweise niedergeschmettert in dem vor den Mauern liegenden sumpfigen Graben erstickten. Der voreilige Siegesjubel verstummte und der Pfalzgraf mußte zum Rückzug blasen lassen: an hundert seiner Leute waren gefallen, darunter viele Ritter und edle Herren.

Vorsichtig gemacht durch den unerwartet tapferen Widerstand der verachteten Bauern ließ der Pfalzgraf nunmehr schweres Geschütz auffahren und die Mauern beschießen. Dann, nachdem an einigen Stellen Bresche gelegt war, ordneten sich die Herren zum nochmaligen Sturmangriff. Mit Ungeßüm drangen sie durch den Graben vor und gelangten auch wirklich an die Breischen; hier aber begegneten sie abermals einem so wirksamen Feuer der Bauern, welche sich auf Florians Befehl hinter die zweite — Wehr oder Leze genannte — Ringmauer zurückgezogen hatten, daß sie sich abermals mit einem dem erstgehabten kaum nachstehenden Verluste zurückziehen mußten.

Während ließ der Pfalzgraf nun die Mauern nochmals beschießen. Die Stückmeister, welche bald bemerkten, daß die Bauern aus Mangel an Pulver nicht mehr schossen, ließen ihre Geschütze bis dicht an den Grabencand vorbringen und legten nun mit wohlgezielten Schüssen durch die erweiterten Breischen auch die Leze nieder. Dann befahl der Pfalzgraf den dritten Sturmangriff und — dieser gelang. Da die Bauern ihre Munition verschossen hatten, so konnten

\*) So wurde damals vielfach die Reiterei genannt nach den Fahnen, welche ihr verließen waren.

sie sich der Anstürmenden nur mehr mit großen, aus den Mauern gebrochenen Steinen erwehren. Aber wenn sie auch schon noch Manchen damit niederschmetterten, so drängte die große Uebermacht doch den Rest der tapferen Vertbeidiger in die innersten Ruinen zurück. Tapfer kämpfend bis zum letzten Augenblick, fielen hier die meisten der schwarzen Schaar; nur ein kleiner Rest zog sich bei einbrechendem Abenddunkel mit dem verwundeten Florian in den tiefen Burgkeller zurück, hoffend, daß die Ritter, des langen Mordens müde, ihrer hier schonen würden. Aber kein Gefühl des Mitleids oder Erbarmens regte sich für sie in den Herzen der edlen Herren; sie warfen Strohballen, Pulversäcke und Feuerbrände in den unzugänglich gemachten Raum, um die letzten der Tapferen zu zerschmettern oder gleich Fächsen im Bau zu ersticken.

In dieser höchsten Noth vernahm der schwarze Florian, der mit zerschossenem und gelähmtem Arm in einer Ecke des Kellerraumes an der Erde lag, plötzlich die flüsternde Stimme seines treuen Waffenknechts, der seit Beginn des Kampfes nicht von seiner Seite gewichen war und jetzt im Tone freudigen Hoffens leise zu ihm sprach: „Herr Ritter — Bruder Florian, verzaget nicht, Ihr werdet gerettet werden — Gott hat mir einen Ausweg gezeigt. Beim Ausblicken eines Pulversackes erblickte ich in der Ecke hier, dicht neben Euch eine niedrige Thüre in der Mauer; sie mündet — wie ich mich überzeuge — in einen Gang, der ins Freie führt: auf Herr, folget mir!“

„Wehhalb?“ entgegnete Florian düster. „Ich fliehe nicht — hier will ich den Tod erwarten!“

„O Herr, sprecht nicht also!“ sprach der vermeintliche Knabe flehend. „Wenn Ihr es auch nicht Eurer wegen thun wollt, so thut es zur Rettung dieser — Eurer letzten Gefährten im Unglück!“

Ein Seufzer entstieg der Brust des Ritters. „Die Armen!“ sprach er leise. — „Doch wozu sollten sie fliehen? Um ihre Köpfe für das Beil des Henkers zu bewahren? Es ist besser, sie sterben hier einen ehrlichen Soldatentod!“

Aber der Knabe ließ nicht nach mit Bitten. „Sie haben Weib und Kind zu Hause — rettet sie für diese!“

„Wohlan, so führe sie den Rettungsweg — ich bleibe!“

„Herr, Keiner wird ihn betreten, wenn Ihr zurückbleibt!“ entgegnete der Knabe. „Habt Erbarmen mit ihnen und — mit mir!“

Unwillkürlich fühlte der Ritter sein Herz von Mitleid bewegt. „Guter Knabe,“ sprach er, „fliehe du — Niemand wird dir etwas anhaben; mich aber überlasse meinem Schicksale!“

„Nein, Herr — mein Leben ist Euch und Eurem Dienste geweiht: ich lebe, wenn Ihr lebet — und sterbe, wenn Ihr sterbet!“

Florian stutzte. Die Stimme, die dies sprach, klang so eigenthümlich weich, so innig, gleich der eines liebenden Weibes und — seltsam, jetzt war es ihm, als habe er sie früher schon einmal vernommen. „Wer bist du?“ fragte er staunend.

„Trudchen erbebt.“ „Herr — Herr,“ stammelte sie, „Euer — Waffenknecht!“

„Das bist du nicht!“ entgegnete er leise. „Du bist — ein Weib: sprich, ist's nicht so?“

Die Hand, die er ergriffen hatte, zitterte in der seinigen — Antwort erhielt er nicht.

„Sprich“ — drängte er — „wer bist du?“

„Trudchen konnte nicht widerstreben: wenn er be-“

hausfreund,

faßl, mußte sie gehorchen — sie konnte nicht anders. „Herr“ — flüsterte sie — „ein Mädchen, dem Ihr mehr als das Leben — dem Ihr die Ehre gerettet!“

Gleich Schuppen fiel es jetzt dem Ritter von den Augen. „Trudchen!“ rief er — „du?! O mein Gott, du — du bist's? Und so lange weiltest du in meinem Trost und ich — ich habe dich nicht erkannt!“

„Ich danke dem Himmel, daß es nicht geschah“ — flüsterte sie — „denn hättet Ihr mich erkannt — ich wäre vor Scham gestorben!“

Sanft zog er sie mit der Linken an die Brust. „So liebst du mich, du Süße?“ fragte er leise. „O sprich, du theures — geliebtes Kind, sprich: liebst du mich?“

Es war stockdunkel in dem Keller, Florian konnte darum nicht sehen, wie sie über und über erglänzte — Niemand konnte sehen, wie sie in seinem Arm, an seiner Brust erzitterte, sonst hätte sie nie und nimmer verbrocht, ihm auf diese Frage die Antwort zu geben, die er verlangte und — die sie geben mußte. „Ja, Herr,“ hauchte sie, „unendlich — über Alles liebe ich Euch!“

In einem seligen Kusse fanden sich die Lippen Beider. Dann sprang Florian auf: sein Entschluß war gefaßt. „Her zu mir, Brüder“ — rief er mit schallender, den draußen noch immer tobenden Lärm überlöhnender Stimme — „ein Rettungsweg ist gefunden für Alle, die noch gesunde Beine haben!“

Laute Jubelrufe ertönten hier und dort in dem dunkeln Raume. „Ein Rettungsweg — wo — wo?“ riefen die Unglücklichen, indem sie sich nach der Ecke drängten, aus welcher sie Florians Stimme vernommen hatten.

„Ein Gang, der aus dem Schlosse ins Freie führt,“ erklärte Florian. „Faßt euch bei den Händen und folget mir nach!“

Schleunigst, ohne daß ein Wort dabei gesprochen wurde, befolgten die Leute — es waren noch siebenzehn Mann — die Anordnung ihres Befehlshabers. Dann stiegen alle, einer nach dem andern, dem von Trudchen geführten Ritter nach, in den dunkeln Gang. Er fühlte sanft abwärts und war von dicker, dumpfiger Luft erfüllt; vorsichtig tasteten die Flüchtlinge sich weiter und weiter auf dem langen Wege. Endlich schlug ihnen frische Luft entgegen und ein heller Flammenschein wurde sichtbar.

Die Flüchtlinge stutzten. — Was bedeutete der Flammenschein? Rührte er vielleicht von einem Lagerfeuer des Fürstenheeres her?

Leise schlich Trudchen die nur noch kurze Strecke bis zum Ende des Ganges vor, um die Ursache der beunruhigenden Helle zu erspähen. Bald kam sie zurück: ein Dorf brannte in der Ferne, vor dem Gange selbst, der in dichtes Buschwerk mündete, herrschte tiefe, friedliche Stille.

Aufatmend entstiegen alle der im Gestein verborgenen Mündung des unterirdischen Fluchtweges: sie befanden sich im Freien — waren gerettet!

Florian blickte hinüber nach dem brennenden Dorfe: das war Siebelstadt. Weiter oberhalb, in südwestlicher Richtung, brannten — offenbar von den Feinden angezündet — noch mehrere Dörfer, während ostwärts Alles in Dunkel gehüllt lag. Dahin also, wo allem Anschein nach keine Feinde standen, mußten die Flüchtlinge ihren Weg nehmen. Rasch verständigte sich Florian mit seinen Unglücksgegnen, indem er ihnen als Ziel ihrer gemeinsamen Flucht das Sumpfgisige Gebiet bezeichnete, denn die Schenken von Sumpfgis

hatten die zwölf Artikel angenommen und der Gaildorfer Hause war noch in keinem Kampfe gewesen, stand vielmehr — wie Florian annahm — ungeschwächt und unerfütterter auf Seite der Bauern: mit ihm also mußten sie sich vereinigen.

Freudigen Muthes stimmten die Siebenzehn bei. „Führe uns, Bruder Florian,“ riefen sie. „Wir folgen dir, wohin es auch sei: dein Loos sei unser Loos!“

„Und du, Geliebte?“ wandte sich Florian heimlich zu Trudchen. „Willst auch du mit mir ziehen in neue Kämpfe, Noth und — Glend?“

„O Herr,“ entgegnete das Mädchen mit den Worten der frommen Ruth, „wo du hingehst, da gehe ich hin, und wo du bleibst, da bleibe ich!“

Ungelesen küßte er sie, und ihren frommen Spruch ergänzend erwiederte er ernst und traurig: „Wo du stirbst, will auch ich sterben. Fürwahr der Tod nur soll trennen zwischen mir und dir!“

Nochmals küßte er sie, dann setzten alle ihre eilige Flucht fort.

Nach unendlich mühevoller und gefährlicher Wanderung, tagsüber sich in den dichten Wäldern verbergend und nur von Waldbeeren sich nährend, kamen die Flüchtlinge am dritten Tage nach der unglücklichen Schlacht bei Sulzdorf vor der Limpurg bei Hall an. Allein durch die Siege des Truchseß hatte sich auch in diesen Gegenden Alles geändert. Der Gaildorfer Haufen war auseinandergegangen und die Limpurger hatten sich ihrem Herrn wieder unterworfen. Dieser selbst aber war aus einem Freund ein Feind der aufständischen Bauern geworden und trieb deshalb die Hilfssuchenden mit Waffengewalt von seinem Schlosse. Alles verloren gehend, zog sich Florian Geher in der Nacht vom 8. zum 9. Juni auf einen Waldbügel zwischen der Limpurg und der Stadt Hall, den sogenannten Speltich, zurück. Hier überfielen ihn des andern Morgens seine Feinde\*) und nach letzter heldenmüthiger Gegenwehr wurde der tapfere Ritter mit allen den Seinigen erschlagen.

Auch Trudchens Leiche wurde neben der des geliebten Ritters mit Wunden bedeckt aufgefunden. So hatte sich ihr Wort: „wo du bleibst, da bleibe ich,“ erfüllt. Aber auch Florians Spruch war Wahrheit geworden: „wo du stirbst, will auch ich sterben!“ — Beide ruhen in einem Grabe, das man ihnen in Hall grub.

So endete „die schwarze Schaar“ und ihr Führer, „der schwarze Florian,“ der wahrlich eines besseren Looses würdig gewesen wäre. Mit seinem Tode war zugleich der große Bauernkrieg in Franken und den angrenzenden Landen beendet.

\*) Es war Florians eigener Schwager, Wilhelm von Grumbach, der den verwundeten, durch den Blutverlust erschöpften Ritter überfiel und mit eigener Hand erschlug.

### Des kommt m'r nimmer vor!

Humoreske in Pälzer Mundart von M. Barad.

So viel wees ich: wann widder emol irgendwo e Viechauschbellung mit Prämjeverdhellung an die gröschten Viecher abg'halte werd, so lok' ich mich vun meiner Fraa nit d'zu hinführe. Nees ich sag zu'r: „eemol haw' ich d'r de Wille gebhatt und bin hinfänge mit d'r, awer 's g'schieht nit widder — meiner Lebtag nit widder, dann wann ich's dhät, wär ich's gröschte Viech uf der Auschbellung un miht' prämiirt werre — nees, des kommt m'r nimmer vor!“ — So werr' ich zu'r sage un — Jedermann werd m'r recht-

gewe misse, wann ich so sag', dann so wie ich mich bei bene Schwowe ihrer in Schtuggart geärgert hab', des is gar nit zu sage. Ich will's emol verzähle, wie m'r 's gange is.

Also vorigs Johr, wie in Schtuggert die groß elektrisch Auschbellung gewest is, do hot mar aach — ich wees nit warum — uf'm sogenannte Cannschadter-Wase e Auschbellung vun Viecher mit verbunne, Rindviecher, Schoof, Sau, aach Gäl, Esel un anners Hausgebhler — vun allem 's gröschte un schönste, was uf'autreime war. Noß, jeht muß ich sage: ich bin e Bäd un hab' mit keem Viech nix zu dhun, awer trohdem hot m'r halt mein Fraa keen Stuh' gelockt un alsefort und alsefort zu m'r g'lagt: „Gud, Männche“ — hot se g'lagt — „mir sollte halt doch minanner uf die Schtuggarter Viechauschbellung gehn, des is so e Gelegeheit, wo mar alte Bekannde sehe fann — gell, du dhuschst m'r den G'falle un gehst hin mit m'r?“ — Noß, jeht muß ich aach noch weiter sage: mein Fraa is im Schwoweland d'rheem un selwigsmol erscht seit eme halwe Johr mein Fraa gewest, ich haw'r also noch geern 'n G'falle gebhatt. Derntweg' sag' ich halt zuguterletzt zu'r: „In Gottsname, Rätche, so wolle mer halt hingeh'n minanner — pad' ein, am nächschde Sunndag fahre mer niwer!“

So haw' ich g'lagt un — do hätt 'r emol die Freed un des Bläfir vun meiner Fraa sehe solle: 'n Kluch hot se m'r gewe un iverhaupt grad gebhatt wie verrikt. D'rhernoochder awer hot se g'lagt: „Pankraz“ — hot se g'lagt — „weescht Du was? Jeht schreim' ich an mein Better Kunrad, daß er for uns e schön Schdub im Bäre b'schbellt un for de Sunndag Urlaab nemmt!“

„Urlaab?“ sag' ich. Is er dann bei de Soldate?“ „Ja, freilich“, sächt se, „hoscht du dann des nit gewisht? Er is jo schon seit zwee Johr Unneroffizier bei de Hulaner!“

„So?“ sag' ich. „Awer vun wege warum soll er dann Urlaab nemme?“

„Ja, daß er de Dag iver bei uns bleiwe un uns rumföhre fann“, sächt se. „Weescht, mir sin doch fascht ganz fremd in Schtuggart —“

„Ja, ich wol“ — sag' ich — „awer du hoscht doch bort fascht zwee Johr lang gebient: du sollst dich doch zurecht sinne könne!“

„Ja freilich“, sächt se, „des kann ich aach. Awer weescht, selwigsmol haw' ich nor als hie un da Sunndags mein Ausgang g'hatt un do — bin ich nabierlich als nit grad uf den Cannschadter Wase 'nausgeloffe. Derntweg is 's halt doch besser, wann der Kunrad d'rbei is!“

„Noß“, sag' ich do, „wann du meenscht, so schreib' du halt dem Kunrad un b'schbell 'n an de Bahnhof. Ich denk', mir werre uns schon sinne dort im Gedrang.“

„O“ — sächt mein Fraa — „hab' du nor kees Augscht, der is nit umsunst Hulaner: der is findig!“

So sächt se un sezt sich halt nochenanner hin un schreib dem Better Kunrad. Un des is aach ganz gut gewest, dann wie mir am Sunndagmorge in Schtuggart ankumme, do is der Better richdig an der Bahn, gebt meiner Fraa 'n Kluch un mir e Hand un fahrt uns d'rhernoochder halt glei hin in de Gasscht Hof zum goldene Bäre, wo er e Schdaatschdub mit zwee Better for uns b'schbellt g'hatt hot. Noß, mir wäiche uns e Bissel — dann e Piz is gewest an dem Dag, daß mar — mit Reschbekt zu sage — Kienruß g'schwipt hot, un d'rhernoochder gehn mer halt glei nunner in

de Speisfaal, wo der Better mittlerweile e delifats  
Frühstüchli für uns drei hot uffrage losse — naber-  
lich uf meist Rechnung — d'rersch' blooabg'sottene  
Forelle, dann Hummer mit Majonäs-Soos un endlich  
noch gebrotene Hähne mit Koppalat. Herrgott, haw'  
ich d'r do eisgebrennt, dann 's is alles delifat gewest  
un ich hab 'n Hunger g'hatt, wie 'n Wolf. Un 'n  
Weiß hawe mer d'zu gebrunte — der schreibt sich  
„von“! Der Kellner hot uns zwar d'rersch' 'n Schwowe-  
weiß anrefumandire wolle ich awer hab' g'sagt: „Neen“  
— haw' ich g'sagt — „mir sin Pälzer, mir wolle een  
aus unferer lieue Palz!“ — „No“, säch do der  
Kellner, „mir hawe aach Pälzerweiß, 'n Forscher  
Examiner, den kann ich Ihne aach empfehle!“ —  
„Was?!“ freisch' ich, „Forscher Examiner?“ Als  
her domit!

No, mein Kellner aecht un  
bringt e Budell. Poß Millione  
is die gut gewest! Um's Hand-  
umdrehe is se ausgeblöse gewest!  
— „Höre Se“ — haw' ich do  
zum Kellner g'sagt — „jeß bringe  
Se nor glei zwee Budelle, dann  
heut' hab' ich die Kewer uf der  
Summerzeit' un — ich meen' als  
— meist Fraa un der Better ach!“

Mein Kellner lacht un holt  
se. Ich schen' eif un — eh'  
daß e Bertelsch'indche rum is,  
find die zwee Budelle aach leer,  
dann der Hulaner hot berschte  
könn — ich sag' euch, do bin  
ich e Kind d'rgege. Raum hot  
'm meist Fraa als eing'schentt,  
is aach sein Glas schun widder  
leer. Un 'gesse hot er — nit  
for zwee, awer for drei! „Du  
holst, scheint's nit alle Dag  
Forelle un gebrotene Hähne in  
deiner Menasch“ — haw' ich zu  
'm g'sagt, dann naberlich als  
Better vun meiner Fraa haw'  
ich glei Schmolles mit 'm gemacht  
— „gell“, Kunrad, un Hummer  
mit Majonäs-Soos gib'ts bei  
eich nor am König sein Geburts-  
daag!“ — Do hot der nor ge-  
lacht un mit 'm Kopp genickt — rebde hot er nit ge-  
könn, dann er hot 's Maul so voll g'hatt, daß er nit  
emol hätt! „Paß“ sage könn. Schdatt aller Antwort  
awer hot er nochemol e Bruschtschidikel mitsamnt 'm  
Schlegel un Flichel draß rausgenomme un ang'fange  
zu kauen, als hätt' er verzeh'n Dag lang Fasche g'hatt.  
No, ich hab's 'm gunnt, aach daß 'm meist Fraa  
alselfort un alselfort widder eing'schentt hot, dann 's  
freet mich allemol, wann Gem der Pälzerweiß schmedt:  
er is un bleibt halt aach der besch' vun alle!

Endlich un endlich is der Better satt gewest un  
sacht: „Sodele, jeß hebt Leib un Seel widder for e  
Weilche zamm, jeß — wann 's euch recht is — will  
ich eich uf de Cannschadter-Wase zu de Viecher sigre!“

No, meiner Fraa is 's recht gewest un mir aach.  
Also schdehne mer uf und gehne minanner in die  
Nedersträß zu der elektrische Schdrakebahn, wo uf 'm  
eene Geleis die Wage naus — un uf 'm anneren die vun  
drauwe reitg'fahre sin. Do is d'r awer Alles ganz  
schwarz voll Geut' g'schdanne un wiewohl alle zwee  
Minubde 'n Wage abgange is, hot mar grad gemeent,

die Mensche wachse aus 'm Bobbe 'raus wie die Käwe  
un is d'r e Gedräng un e Gedrick gewest, daß m'r  
sacht der Obem ausgeblöse is un ich nor noch hab'  
jabbe könn. Der Better awer nemmt meist Fraa an  
de Arm, drickt sich dorch mit 'r an de Wage un  
kummt aach glidlich neist mit 'r — ich hinnenoch, so  
gut 's geh'n will mit meim Bauch, kumm endlich un  
endlich aach hin an den vollg'schtoppte Kasche un heb'  
grad de Fuß for um aufzusteige — do freisch' der  
Schaffner „beseht!“, 's schellt un der Wage fahrt ab  
— fort, nix wie fort mit meiner Fraa un 'm Better  
— naus nach Cannschadter zu de Viecher. Ich awer  
bin dog'schdanne un hab 'm noochguckt un hab' g'schännt  
un g'flucht wie 'n Derf, daß die Geut' um mich 'rum  
endlich zu m'r g'sagt hawe: „Seine Se doch nor schbill,  
in zwee Minubde geht jo schun widder 'n annerer



Raum hot'm mein Fraa als eing'schentt, is aach sein Glas schun widder leer.

Wage, mit dem werre Se jo aach noch rechtzeitig bei  
dene Viecher eistrefse!“

No, des hot m'r dann aach eisgeleucht' un ich  
hab' meist Maul g'halte, dann ich hab' gedenkt: „Mein  
Kätche werd 's jo glei merke, daß ich nit im Wage  
bin un werd dessentwege in Cannschadter schun mit 'm  
Better waarte, bis daß ich kumm“. So denk' ich un  
wie der nächste Wage vorfahrt, bring' ich's dann  
aach glidlich mit Ach un Krach hin, daß ich vorne  
neuen 'm Schaffner noch 'n Schdehplatz kriech. Gleit  
druf schellt 's widder un der Wage fahrt aach ab.

„No, Gottlob“ — haw' ich do gedenkt, wie der  
elektrisch' Wage g'schwind wie der Wind, sachtgar so  
g'schwind wie die Eisenbahn, die Schdroß nanner  
schnorrt — „in e paar Minubde sim'mer jo in Cann-  
schadter un dann werre jo meist Fraa un der Better  
mich gleich sehe do vorne schdeh'n oder im schlimmste  
Fall treffe mir uns bei de Viecher.“ So denk' ich, do  
uf eestmol — mir möge so usg'fahr halbwegs gewest  
sein — kummt uns vun Cannschadter her aach so 'n  
elektrischer Wage entgege, der is grad so vollg'schtoppt

gewest wie unferer un vorne, grad newen 'm Schaffner, seh' ich schon vun Weitem e Frauenzimmer un binnebran 'n Gulaner schdehn. „Jesses“ — dent' ich do — „mar meent jo grad, des wär' mein Fraa un der Vetter“ — do schnorrt der Wage an unserm vordere un — „Kätzche!“ kreisch' ich, dann dentt eich, sie is 's richtig gewest un der Kunrad aach!

„Poß Millione-Kanone-Dunnerwetter!“ — dent' ich do — „jeh fahre di widder zuriich nach Sctuggart for um mich abzuhole zu bene Viecher un ich — ich fahr' do naus un meen', ich treff' se dort! Do kann ich niz annerschts mache, als ich fahr halt aach widder zuriich, dann ganz alleest geh' ich nit do naus in die Viech-Ausschbellung neen, do mißt' ich selwer e Viech sein!“

So dent' ich un gliedlicherweis kumme mer glei d'her-noochder an e Haltschbell. Ich also niz wie runner vun meim Schwitzkassche, dann grad is aach widder 'n Wage vun Cannschdadt her assig'fahre un halt. Zwar is er aach ganz g'schtopp-voll gewest, awer ich hab' mich halt trotz allem Schanne widder dorch — un nufgedrickt un kumm' widder vornehin zu schdehn grad neue de Schaffner. Gleit druf schellt's un der Wage schnorrt ab. Nooch e paar Minudde sim 'mer in Sctuggart gewest, grad wie widder 'n Wage nach Cannschdadt abfahrt un wie ich recht binguck, wer schdeht vorne druf: mein Fraa un der Vetter Kunrad!

Herrgott vun Bindheim, wie haw' ich awer do g'flucht. „Wann nor e Gewidder die ganz Viecherei do draus siwedausend siwehunnert un siwehnefiewezig Klaster dief in Grund-Grds-bodde neen verschlage dächt, daß Alles hiñ wär' un tabut“ — haw' ich kriische: „jeh fahre die widder naus un ich — schdeh' do un kann 'ene noochgucke! Do solle doch glei alle Krotte hoorig werre!“

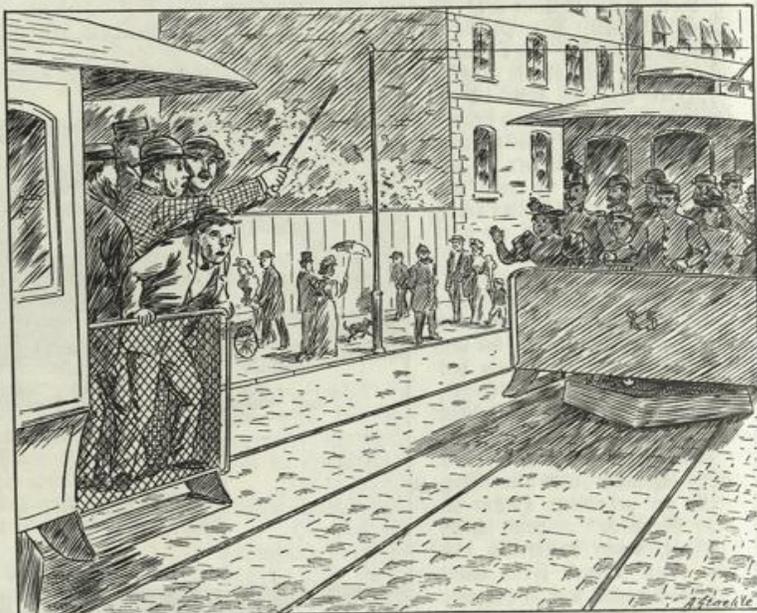
So haw' ich kriische in meim Zorn, daß mich Alles ringsum angeduckt un gelacht hot. Ich awer hab' keen Robbitz d'ruff genomme un dent': „des is m'r jeh was schöns“ — dent' ich — „was sang' ich jekund an? — Ich meen' als, ich fahr' nit nochemol do naus, neen, ich waart', bis die widder reistkumme!“

So dent' ich und schbell' mich halt e Bissel newe-naus aus 'm ärgschde Gedrang' unner e Raschdanjebaam in de Schadde, dann ich hab' d'r g'schwikt, daß keen trofener Fabe mehr aa m'r gewest is. Noñ, unner dem Baam is 's aach ganz angenehm kuhl gewest insoweit un ich hab' vun meim Pläkel aus aach ganz gut sehe könne, wann 'n Wage ankummt un die Leut' ausschdeige. Aber zwee — drei — — jeh'n Wage fahre an un mein Fraa un der Vetter sin in keem. „E Dunnerwetter“ — dent' ich do — „jeh schdehne die for ganz gewiß in Cannschdadt an der Abfahrtschbell un waarte uf mich, grad so wie ich hier uf sie waarte dhü. Do werd's am End' doch am g'scheidtschte sein, wann ich nochemol nausfahr', dann sunscht kumme mir jo in alle Ewigkeit nit mehr jamme!“

So dent' ich, un wie der nächschte Wage ankummt, un mein Fraa is widder nit drin, drit' ich mich halt widder vorne druf un fahr' d'r halt widder naus. Do, wie mer halbwegs sin, kummt uns widder 'n Wage entgege un der erschte Mensch, den ich vorne-druf schdehn seh', is — der Vetter un newen 'm mein Fraa.

Do haw' ich mich awer doch fascht nit mehr gekennt vor Zorn. Ich hab' nunnerhupfe wolle im währende Fahre, awer der Schaffner hot mich g'home un kriische: „Was fällt Ihne dann ein? Wolle Se verleiht unner de Wage kumme un iwerfahre werre?!“

„Jesses, neen“ — sag' ich do ganz verschrocke — „ich will jo naus uf de Wase, zu de Viecher!“ „Noñ, so waarte Se doch, bis mer nauskumme“,



Ich sah schon von Weitem e Frauenzimmer un binnebran 'n Gulaner schdehn.

„Icht do so e kleens, mogers Kerlche, wo neue m'r schdeht. Sie könne jo d'her-noochder drausbleiwe —“

Do bin ich awer falsch worre. „Höre Sie“ — haw' ich zu 'm g'sagt — „ob ich drausbleiwe will obder nit, sin meine Sache un geht Sie gar niz an. Ich kann des halte, wie ich will, un — wann Sie meene, Sie könnte ihre Schuhze mit mir mache, do solle Sie emol 'n Pfälzer Vack schbüre, Sie Danzknopp, Sie schwindlichtiger: ich schlag' Ihne uf Ihren dicke Schwowekopp, daß Sie —“

Awer weiter bin ich nit kumme, dann Alles hot ang'fange zu kriische: „Was sacht der Mehlwurm vume Schwowekopp?“ Un der kleen moger Kerl hot ganz bähig g'sagt: „Was wolle Se dann? Ich hab' sage wolle, Sie könnte drausbleiwe bis heut' Dwend an Achte, for um die Viecher anzugucke: was brauche Se dann dessentwege so ufbegehre, Sie Growian, Sie!“

Do — zufällig grad wie mer widder an ere Haltschbelle ankumme — kriische aach die Annere all': „Sie Growian, Sie!“ un Gener, 'n Kerl wie 'n Bär — 's is glaaw' ich 'n Wegzder gewest — der haut m'r eeni uf's Maul, daß ich meen', alle Zähn mißte m'r

in de Hals fahre, un eh' daß ich sage kann, ich hätt' gemeent, der kleen Diefopp wollt' mich uhze, pade mich Zweek am Krage un uf eekmol lieg' ich draus im Dreck mitte uf der Schrab. Im nämliche Augenblick schellt's widder un der Wage fahrt weiter. Do schbring' ich voller Zorn uf, neh'm 'n Schdeef, wo uf 'm Bobde liegt, un schmeiß' aus Leibeskraft dem Waage nooch. Awer die zwee Kerl, wo mich nausg'schmisse g'hatt hawe, die haw' ich leeder Gottes nit getroffe, aach den Meggder nit, wo mich uf's Maul g'haue hot, herengege in so e grofki Wagesenichterscheib' is der Schdeef neifig'fahre, daß die Glascherwe in der ganze Hochber'schaft rumg'foge sin. Awer mar sacht nit umesuncht, wann der Schdeef aus der Hand is, so is er keim Deiwel, dann kaum hot die Scheib' geklirrt, so —

hot mich aach schun 'n Schuzmann an der Krawatt' un freischt: "Sie sin arredirt, gehne Se mit uf de Polizeischdazion!"

Dunnetwetter, bin ich do verschrode! Ich glaab', wann mich Gener g'schdoche hätt', ich hätt' keen Troppe Blut gewe. "Obre Se" — haw' ich zu dem Schuzmann g'sagt — "dhune Se m'r des nit an, ich hab jo nig d'rfor gekonnt un die Scheib' gar nit neifischmeiße wolle!"

Des werd sich schon Alles rauschbelle in der Annersuchung, sacht do der Schuzmann ganz kalt un Alles, was um uns rumschdeht, freischt: der is 's geweest, wir hawe 's g'sehe — nemme Se 'n nor mit. Schuzmann, der hot des Attendat veribt!"

"Ja" — freischt' ich do ganz zibberig vor Zorn — "ich hab's gebha! Awer warum? Weil mar mich in dem Wage erscht verhaue un d'rhernoochder gar noch 'nausg'schmisse hot: Mil-lione-Bumbe- un Granate-Dunnetwetter, des braucht sich doch e Mann wie ich nit ruhig g'falle z'losse!"

Awer der Schuzmann sacht widder: "Aach des werd sich 'rauschbelle: kreische Se jek nit eso un gehne Se gutwillig mit, sunscht muß ich Ihne Handschelle anlege!"

"Was?!" sag' ich. "Handschelle?! Sie wolle mir, em ehrbare Mannemer Birger un Bäckermeschter, Handschelle anlege? Haw' ich dann g'schdohle odber 'n Mord begange odber — haw' ich nor aus Versehe e Scheib' eing'schmisse? Wird dann des bei eich Schwowe iver een Leeschte g'schlage?!"

Do hot der Schuzmann kaltblitig wie 'n Frosch in de Sad gelangt, hot die eiserne Handschelle rausg'holt un g'sagt: "Gude Se, do sin se: wann Se jek Ihne Ihr Maul nit halte, leg' ich se Ihne an un — ich mach' Sie druf ufmerksam, daß Sie d'rhernoochder aach noch wege Wibdersechlichkeit gege die Schdaats-gewalt beschtroft werre könne!"

"So?!" — sag' ich — "aach noch?! Noß, ich kann 's jo aach halte, meist Maul, awer uf der Polizei werr' ich's schun widder ufmaache un emol keen Blatt d'rfor nemme — do könne Se Gift d'ruf nemme: tumme Se jek nor, ich geh' mit Ihne!"

Noß, mir gehne minanner un e Maß' Beut' laaft newe her, daß ich mich g'schämt hab' wie 'n Bettelbu; glidlicherweis is 's awer nit weit geweest zur Polizeistazion, sunscht, glaaw' ich, wär' ich grad in de Bobde neifig'sunke. Wie mer ankumme, macht der Schuzmann sein Meldung, vun wege warum er mich arredirt hätt' un d'rhernoochder muß ich noochanner afgewe, wie ich heeß' un wo ich her bin un zuguterletzt werr' ich g'frot, warum ich die Scheib' eing'schmisse hätt'. Noß jek sag' ich d'r halt Alles, wie un vun wege was des kumme is: daß ich gemeent hab', 's wollt' mich Gener uhze un ich berntweg' dem Bumbebu, dem miserable, orndlich meist Meenung g'sagt hab'; d'rhernoochder, daß mich dessentwege der Meggder uf's Maul g'haue un zwee annere Kerl mich zum Wage 'naus un in de



Es pade mich zehn am Krage, un uf emol lieg' ich draus im Dreck mitten uf der Straß.

Dreck g'schmisse hawe, so daß ich halt in der Deschberazion mit eme Schdeef nooch bene drei Hundsknoche g'schmisse, awer nor die Scheib' getroffe hätt'. "Ich will jo geern for den Schade ufsumme" — haw' ich dann noch g'sagt — "awer jek möcht' ich doch bitte, daß mar mich widder forloßt, dann mein Fraa weeß jo sunscht gar nit, was mit mir is, un vergeht sacht vor Angsch!"

Awer der Polizeibeame — mar hot "Herr Inschbetter" zu 'm g'sagt — hot de Kopp g'schiddelt un g'sagt: "Fortlosse kann ich Ihne nit" — hot er g'sagt — "dann 's muß d'rerscht erhawe un feschtg'ichstellt werre, ob dorch den Schdeefwurf Niemand keen Körperverlekung oder sunscht keen Schade erlitte hot. Derntwege kann ich nig annerschts mache, als Ihne in Annersuchungsarrest dob'halte. Awer Ihne Ihrer Fraa will ich Nachricht zukumme losse, daß se sich nit um Ihne angschtigt — heut' Nacht."

"Heut' Nacht?!" kreisch' ich do. "Ich soll also die ganz Nacht eing'schberrt bleiwe?!"

"Ja, do kann ich Ihne nit helfe", sacht der Inschbetter und zuckt die Achsle. "Heut' is Sunndag,

do ruht die Zuchdzig vum wege der Sunndagsruh. Awer so e Nacht geht jo rum un — Ihre Ihr Fraa werd' sich jo aach zu tröschte wisse!"

Dob'rbei is 's dann — wie ich aach bidd' un beddel — geblive un ich hab' richdig die Nacht iwer, schdatt in meim gute Bett im Bäre, im Arrest uf der Britsch schlofe müsse. Nos, ich hab' friher, wie ich noch Soldat gewest bin, e manchmol in der Wachsduub uf der Britsch g'schlofe un hab' m'r derntwege do draus nit arg viel gemacht, awer — wege meiner Fraa is m'r 's leed gewest: „Jesses“ — haw' ich gedenkt — „des aarm Weiwel! Was werd se darn nor mache — so ganz alleen in dem Bäre? Die werd jo grad dhunt, wie wann se verzeisse wollt!“ — Schbäter awer haw' ich mich dobrimer doch e Bissel beruhigt, dann ich hab' gedenkt: „s is nor e Glied“ — haw' ich gedenkt — „daß se de Better Kunrad hot, der werd'r doch die Zeit e Bissel vertretwe un werd se tröschte.“

Nos, dobrinn haw' ich mich dann aach nit geert, dann — wie m'r mein Rätche schbäter verzählt hot — hot sich der Kunrad recht um se angenomme. Er is de ganze Dag bei 'r geblive, is Dwend's mit 'r ins Theater gange un hot d'rhernoochder noch mit 'r im Bäre zu Nacht geesse — uf der Schduub nadierlich dann se hot sich schenirt, ohne mich, ganz alleen mit eme Hulander-Unneroffizier in der öffentliche Wirthschduub' an der Dafel zu siße, dann 's is 'm jo nit an der Schdirn angschriwe gewest, daß er ihr Better gewest is. Zuguterletsch awer, wie der Kunrad fortgemischt hot in sein Kasern, hot sich die aarm jung Fraa in ihr Bett gelegt un hot die ganz Nacht d'r dorch wege mir un meim Schickal lamendirt un g'heult wie 'n Schloßhund — die gut Seel'.

Gliedlicherweis bin ich am annere Morge ball losgelockt worre. In der Unnersuchung hot sich nämlich rausg'schbellt, daß Alles sich so verhalte hot, wie ich's atgewe g'hatt hab', un weil außer dere verbrochene Scheib' sunscht Niemand keen Schade erlitte hot, so bin ich nor zum Schadeersatz un außerdem noch „wege muthwilliger Sachbeschädigung“ zu ere Selbstschdof vum im Ganze fufszwanzig Mark verurtheelt worre. 's hot mich zwar heillos gedärgert — awer was haw' ich mache wolle — ich hab's gezahlt un d'rhernoochder haw' ich endlich widder schbringe derse.

Nadierlich bin ich glei in de Bäre zu meiner Fraa gange. Die is m'r um de Hals g'falle un vor Freed ganz außer sich gewest, dann se hot schun gemeent ich dhät am End' e paar Woche lang ein-g'schberret werre. Nos, die Sorg' haw' ich 'r dann gliedlicherweis vum Herze nemme könne un sie hot sich aach nach un nooch beruhigt. Jez awer bin ich ufgetrette als e Mann un hab' zu 'r g'sagt: „Rätche“ — haw' ich zu 'r g'sagt — „jez werricht du einsehe, daß ich vum keem Viech nix mehr wisse will. Un wann Dasse do draus uf dem Wase wäre so groß wie Glesande, ich wär doch noch e größers Viech, wann ich 'nausgeh'n dhät d'rzu: neen, Rätche, mir gehne heem!“

So haw' ich g'sagt. Mein Fraa awer sächt: „Ja, Pantraz, do hoscht du ganz recht. Ich hab' aach genug kriecht d'r vum — kumm', mir fahre heem!“

Do hawe mir nor g'schwind noch was zu Middag geesse, dann haw' ich mein Rechnung gezahlt — Jesses, ich sag 's gar nit, was mich's loscht hot — un fin dann an die Bahn gange un heemg'fahre minanner.

Seitd'rher awer sag' ich: „Keen sechs Säul bringe mich nochemol uf e Viechhauschbelluna. Neen, eestmol haw' ich mich vum meiner Fraa hinführe losse, awer 's kummt m'r nimmer vor — neen, meiner Lebtag nimmer!“

## Die stille Lisbeth.

Von Augusta Bender.

So lange ich denken konnte, wurde sie im Dorfe allgemein „die stille Lisbeth“ genannt; und doch war auch sie, die bleiche Gestalt mit den früh ergrauten Haaren und den schwermüthigen Augen, einmal ein fröhliches, blühendes Mädchen gewesen. Recht vorstellen konnte ich mirs freilich nicht, doch da ich es so oft von der alten Katharinenbasse gehört hatte, mußte ich es schließlich als eine Thatsache hinnehmen.

Je kleiner ich noch war, desto älter kam mir die stille Lisbeth vor, wie das so zu gehen pflegt. In dem Maße aber, als ich heranwuchs, schien sie sich in meinen Augen mehr und mehr zu verjüngen. Und als ich noch älter war und einmal bei einem Besuche in der Dorfheimath der stillen Lisbeth auf der Straße begegnete, da wunderte ich mich, daß ihr Gesicht noch solch deutliche Spuren einer großen Schönheit an sich trug.

Da ich dann gleich darauf bei der alten Katharinenbasse einkehrte, deren hohes, geräumiges Haus demjenigen der Lisbeth schräge gegenüber lag, war ich noch mehr überrascht, auf meine Fragen von ihr zu erfahren, daß die Lisbeth „beim letzten Flachsrupfen“ erst vierzig Jahre alt war.

Von da an interessirte die stille Gestalt mich immer mächtiger, und wenn ich vom Obergeschosse der alten Katharinenbasse aufs Dach des nur einstöckigen Hauses hinüberblickte, gedachte ich oft und lange der Einsiedlerin in der Giebelstube, und was sie so zurückhaltend und menschenfremd gemacht haben mochte. Denn nie erschien sie bei einer Hochzeit oder Kindstaufe und noch weniger auf dem Tanzboden und kleidete sich nur noch sonntäglich an, wenn sie einmal zur Beichte oder zum Abendmahle ging.

Ich erfuhr auch jezt erst, daß die stille Lisbeth nicht eigentlich eine alte Jungfer und noch weniger eine Wittfrau war, sondern von ihrem Mann, der nicht aus unserer Gemeinde, sondern aus einem Nachbardorfe war, getrennt lebte. Es war dies auf dem Lande etwas völlig Unerhörtes; denn mit oder ohne Liebe, in Frieden oder Unfrieden — was sich einmal vor dem Altare die Treue gelobt hatte, mußte beisammen bleiben, bis der Tod sie von einander schied.

Wie kam die stille Lisbeth zu dieser Ausnahmstellung?

Es sei eine alte Geschichte, meinte die alte Katharinenbasse, und sie wolle mir dieselbe gelegentlich einmal an einem Sonntagnachmittage erzählen, wo sie mehr Zeit habe und ihre Gedanken eher zusammen bringen könne — oder auch im Winter, wenn sie am Spinnrade siße.

Da ich jedoch in den nächsten Tagen wieder abreisen mußte und auch zu Weihnachten nicht nach Hause kam, habe ich lange nichts mehr von der stillen Lisbeth erfahren. Sie war mir nahezu aus dem Sinn gekommen, als ich durch eine Nachschrift im Neujahrsbriefe einer Schulfameräbin in schmerzlicher Weise wieder an sie erinnert wurde. „Daß der Brückenbeckers Hann-Karl im Sommer aus Amerika kam, und die stille Lisbeth sich im Mühlenwehr ertränkt hat in der Nacht, als er mit Schmiedpeters Bäbele abreiste, wird man Dir seiner Zeit zu Wissen gethan haben.“

Dies waren die wenigen erschütternden Worte, die sofort als der Abschluß eines langen Trauerpieles vor meiner Seele standen. Und jetzt hatte ich keine Ruhe mehr, bis ich die ganze tiefergreifende Herzengeschichte der verzweifelten Selbstmörderin kannte.

Es war zu Anfang März und somit glücklicher Weise noch Spinnenszeit, als ich meinem geliebten Heimathsdorfe wieder einen Besuch abstattete. Die alte Katharinenbase vermochte diesmal meinen ungestümen Fragen nicht lange Widerstand zu leisten. Ich hatte sie sammt ihres Spinnrades in eine Ecke gedrängt, wo sie mir nicht leichtlich mehr entschlüpfen konnte; und so mußte sie mir alle Erlebnisse der stillen Lisbeth der Reihe nach erzählen:

Als man die Lisbeth Gadener noch die „schöne“ Lisbeth nannte, hub die Greisin nach einem leichten Räuspern ihre Erzählung an, da hättest du sehen sollen, wie vergnügt und lustig sie war — die erste auf dem Acker und die erste auf dem Tanzboden — alles mit Schick und Behendigkeit, daß es eine Freude war, ihr zuzusehen. Und eine Stimme hatte sie — so glockenhell und dabei so fest und sicher, daß sie bei allen Wittgängen und Wallfahrten die Vorsängerin war. Die fremden Leute blieben oft am Wege stehen und sagten, daß die Jungfrau Maria selber nicht schöner gesungen und ausgelesen haben könnte. — Die Lisbeth hatte ganz so goldig glänzende Haare, wie das Muttergottesbild in der Kirche; und obgleich sie selten einen Hut oder eine „Hülle“ trug, blieb ihre Haut doch immer so weiß und zart wie die eines Nönnleins. Dabei war sie zutraulich und leutselig gegen Jung und Alt, ohne daß sie irgend einem der ihr nachstreichenden Burschen einen besonderen

Vorzug gegeben hätte. Doch hat dies alles ein jähes Ende genommen, als sie Bekanntschaft mit des Brückenbeckers Hann-Karl machte.

Die Katharinenbase ließ einen Augenblick die weissen Hände mit dem fein gesponnenen Faden auf ihre Knie sinken, strich sich dann ein herabfallendes graues Haarbüschel unter die engabgenähte, schwarze Taffethaube, und ihre schnell und klug blickenden Augen nahmen allmählig einen träumerisch umflorten Ausdruck an.

Vom Fenster, das nach Westen in den Hof hinaus ging, fiel ein verirrer Sonnenstrahl auf



Ich hatte die Katharinenbase sammt ihrem Spinnrad in eine Ecke gedrängt und sie mußte mir die Erlebnisse der stillen Lisbeth erzählen.

den Flachsrocken der spinnenden Greisin, daß es leuchtete und schimmerte wie weiland die Goldhaare der schönen Lisbeth, die nun am großen Wendepunkte ihres Lebens angekommen war.

Langsam und leise setzte die Katharinenbase dann wieder das Rad in Bewegung; es war, als ob ihr innerer Blick in weite Fernen schweifte. —

Der Hann-Karl war ein gar stattlicher Bursche, fuhr sie in ihrer Erzählung fort, und mir ist's, als ob ich ihn noch vor mir sähe mit seinen braungelockten Haaren und zwickernden Augen, mit denen er den Mädchen die Köpfe verdrehte. Dabei war er witzig und durchtrieben und zu allen losen Streichen aufgelegt — kein Wunder, daß er endlich auch der schönen Lisbeth Herz und Sinn bethörte.

Das würde nun gerade nichts Schlimmes gewesen sein, wenn nur die beiden eines Standes gewesen wären. Allein des Hann-Karl's Loszettel (Güterantheil) war kaum ein Sechstel so groß

als derjenige der schönen Lisbeth. — Doch wie das so die Art der jungen Leute ist, je mehr die Alten schalten und abwehrten, umsomehr hatte die Lisbeth am Hann-Karl den Narren gefressen; und als sie nicht mehr öffentlich und am hellen Tage mit ihm zusammenkommen durfte, hat sie es des Nachts hinter Hecken und Scheuern gethan. Und wenn es mit einem vertrauten Paare einmal so weit gekommen ist, da kann man auf ihre Bravheit kein allzu festes Haus mehr bauen — was die Liebe nicht thut, das thut der Eigensinn; und wenn man auch die Lisbeth hinter Schloß und Riegel gesperrt hätte, sie würde doch den Weg zu ihrem Schatz gefunden haben.

Was der Mensch aber am heiftesten wünscht, das glaubt er auch, und so versah sich die Lisbeth keines Argen, als ihre Leute auf einmal die lieblichsten Mienen aufsetzten, und sich mit dem Heirathsplane des jungen Paares einverstanden erklärten. Nur müsse der Hann-Karl nach Amerika auswandern und sobald er sich dort einen auskömmlichen Verdienst erworben habe, dürfe die Lisbeth nachkommen und sich drüben mit ihm trauen lassen. Das alles mache sich im fremden Lande viel besser als in der Heimath, wo jedes sich das Recht anmaße, in die Angelegenheiten eines andern hinein zu reden.

Die jungen Leute, die auf die Standhaftigkeit ihrer Liebe vertrauten, waren des Vorschlages wohl zufrieden. — Der Hann-Karl war schon nach vierzehn Tagen auf dem Wege nach Amerika. Er hatte keine Eltern mehr, und sein älterer Bruder, der Jörg-Abel, stand im Begriff, ein junges Weib in's Haus zu führen; und so stieß der Hann-Karl auf keine Schwierigkeiten. Er hatte mit der Lisbeth verabredet, daß sie alle Monate einander schreiben würden, und daß sie in der Zwischenzeit in aller Stille ihre Luststeuer richten sollte. Es war nämlich damals noch gebräuchlich, ganze Truhen voll Betten und Weißzeug übers Weltmeer zu schleppen, was sich seither sehr geändert hat. —

Die Katharinenbase hielt inne, schraubte sich die gelockerte Saite hinauf, schützte sich die Abfälle von der dunkelblauen Leinenschürze und nahm dann mit einem leichten Seufzer den Faden ihres Gespinnstes und ihrer Erzählung wieder auf.

Wochen und Monde sind dahin gegangen, ohne daß das harrende Mädchen das geringste Lebenszeichen von ihrem Liebsten erhalten hätte. Sie wußte lange nicht, ob er in Baltimore, wohin er sich eingeschifft hatte, wohlbehalten angekommen, oder auf dem wilden Meere verunglückt war.

Sie wurde darüber völlig hinterfönnig, so daß

sie täglich auf die Post gelaufen kam, oder dem Briefträger auf der Straße den Weg verstellte. Und mancher, der sich des Abends verspätet hatte, sah sie noch zur Mitternachtsstunde auf den Stufen des Marienbildes vor ihrem Hause auf den Knien liegen.

Sie weinte und betete, ging Wallfahrten und gelobte Wachskerzen in die Kirche — es war ein Wunder, wie Mutter und Bruder dies alles mit ansehen konnten, ohne ihren harten Sinn zu ändern.

Die Lisbeth hörte endlich auf, dem lieben Gott das Haus einzulaufen und wurde verstockt und widerspenstig. Sie ging nicht mehr auf die Post und hatte keinen Gruß mehr für den Postboten; doch wenn die Stunde des Briefaustragens kam, sah man sie noch oft hinter den halbverschlossenen Fensterladen der Siebelstube die Gasse hinablügen.

Schon waren mehrere Wochen über's Jahr vergangen, daß der Hann-Karl nach Amerika ausgewandert war, als man anfang, ganz unverhohlen auszusprechen, was man sich bis dahin nur im Geheimen zugemunkelt hatte, daß der Hann-Karl nämlich der Lisbeth untreu geworden sei und ein Mädchen aus Michelstadt im Odenwald geheirathet habe, mit welchem er die Ueberfahrt gemacht hatte.

Die verständigsten Leute des Dorfes warnten davon ab, der schwer heimgesuchten Lisbeth von diesen Gerüchten etwas zu Ohren kommen zu lassen. Bald aber erzählten sich's die Kinder auf der Gasse und die Späzen auf dem Dache; und als es die Lisbeth immer noch nicht merken wollte, sagten die boshaften Menschen es ihr offen ins Gesicht hinein. Und nachdem sie ihr das Messer einmal ins Herz gestochen hatten, fanden sie auch ein grausames Vergnügen daran, es wiederholtermaßen darin umzukehren.

Die Lisbeth aber that immer noch, als ob sie alles nur für ein böswilliges Gerede hielt. Man kann sich leichtlich vorstellen, daß es ihr weit lieber gewesen wäre, den Hann-Karl in der Grube, als an der Seite einer andern zu wissen. Als sie aber nicht länger mehr an der Wahrheit zweifeln konnte, da sie es mit ihren eigenen Augen aus einem Briefe des Hann-Karl an seinen Bruder, den Jörg-Abel (Georg-Adam) gelesen hatte, da — nun man weiß ja, wie es ein stolzes, trotziges Mädchen macht, das von seinem Liebsten im Stich gelassen wird. Sie sang und sprang, wenn es die Leute sahen, und im stillen weinte sie sich die Augen aus dem Kopf und die Seele aus der Brust heraus.

Auf der nächsten Kirchweihe tanzte die Lisbeth mit niemand anders, als dem Winter-Joseph aus

Unterheimerthal, ließ sich zu Martini ein rothseidenes Halstuch von ihm kaufen und wurde nach der Fasten sein angetrautes Eheweib. — Gott allein wird wissen, wie ihr dabei ums Herz gewesen ist, und was ihre Eltern und Geschwister sich für Mühe gegeben haben, bis sie ihr das Jawort abgepreßt hatten.

Freilich sind Zorn und Rachedurst gar mächtige Bundesgenossen gegen so eine Liebe, die nicht rosten und nicht sterben will; — und wer weiß, wenn alles beim alten geblieben wäre, ob es nicht eine leidlich gute Ehe gegeben hätte. Man hat ja oft genug erfahren, daß Leute, die sich vor der Hochzeit nicht austehen konnten, sich nach derselben lieb gewonnen haben; und die sich leibiger Weise vor Liebe schier aufessen wollten, führen im Ehestande oft ein wahres Hunde- und Katzenleben. Man lernt sich halt nicht früher kennen, als bis man ein Scheffel Salz mit einander gegessen hat; und dieses Sprichwort habe ich mehr als einmal im Leben als Wahrwort erprobt. —

Auf dem kaltenreichen Gesichte der Greisin spielte ein wehmüthiges Lächeln, das anzudeuten schien, daß keine Erfahrungen so weise als die eigenen machen; denn auch sie, wie man erzählte, hatte den Hannes-Better nicht aus eigener freier Wahl, sondern auf Zureden ihrer Eltern genommen.

Der Winter-Joseph war guter Leute Kind,“ fuhr Base Kathrine in ihrem Berichte fort. „Er war nicht uneben geschaffen und hatte seinen natürlichen Menschenverstand; und wenn nur vorher alles mit rechten Dingen hergegangen wäre, hätte die Sache noch einen guten Ausgang nehmen können. Wer aber Wind gesät hat, darf nicht erwarten, daß er liebliche Mailäfte ernte.

Wenige Wochen nach der Hochzeit kam ein neues Gerücht im Dorfe auf. Es hieß auf einmal, daß der Hann-Karl nur der Lisbeth zum Possen geheirathet habe, weil er auf keinen einzigen seiner Briefe eine Antwort von ihr erhielt. Außerdem

habe man ihm in einem Schreiben von unbekannter Hand zu Wissen gethan, daß die Lisbeth Gabener sich nichts mehr aus ihm mache und sich demnächst mit dem Joseph Winter aus Unterheimerthal verloben werde.

Die Freunde und Kameraden des Hann-Karl sprachen es nun ohne Scheu und Zögern aus, daß seine Briefe an die Lisbeth unterschlagen worden wären, und daß der Posthalter oder Briefträger dafür eine Bestechung angenommen hätten. — Kannst Dir denken, wie der armen Lisbeth bei diesen Enthüllungen

zu Muthe gewesen sein muß. Es war mitten im Winter, und der Boden war mit fußtiefem Schnee bedeckt, die Lisbeth aber ist zu Fuß von Unterheimerthal herauf gekommen und hat nicht geruht und gerastet, bis sie jede Zeile des Hann-Karl zu Gesicht bekommen hat. Und jetzt erst zeigte es sich, wozu eine so erstickte und zerdrückte Liebe nicht im Stande ist. Die Lisbeth würde den Posthalter vor aller Leute Ohren einen Dieb und Meineidigen gescholten haben, wenn ihre Freunde sie nicht mit Gewalt aus dem Dorfe geschafft hätten. — Wir Weibsleute sind in solchen Dingen gar unbedacht, und wenn wir etwas auf dem Herzen haben, so will es auch über die Zunge

springen, und wenn es uns ins Zuchthaus oder gar um Leib und Leben bringen sollte!

Die Greisin hielt einen Augenblick inne und machte sich am Nocken und Rad zu schaffen, um ihre Rührung zu verbergen. Ich aber war ungeduldig, das Ende zu erfahren und schaltete die Frage ein, ob der Lisbeth ihr Mann um das Complott gewußt habe.

Das ist nie so recht bekannt geworden, ver setzte die Erzählerin. „Der Winterjoseph hat eine hochangesehene Verwandtschaft in Unterheimerthal, und wenn es auch stürmisch hergegangen sein mag, so hat man dazu still geschwiegen und es nicht in der Leute Mäuler kommen lassen. Wie jedoch später durch die Dienstmagd verlaut-



Als er die Finger zum Schwur erheben wollte, da zuckten sie.

bart wurde, hat die Lisbeth bei ihrer Rückkehr nach Unterheimersthal das Cruzifix von der Wand herab genommen, es auf einen Tisch in der Ecke gestellt und drei geweihte Kerzen dazu, daß es wie ein Altar aussah. — Und als bald darauf der Winter-Joseph aus der Messe zurück kam, hat sie die Lichter angezündet, sich auf die Knie geworfen und ihn hoch und theuer bei seiner Seele Seligkeit beschworen, ihr die Wahrheit zu sagen, ob er ein Mitwissen von der an ihr begangenen Veruntreuung hatte. — Darauf sei der Winter-Joseph kreideweiß geworden und habe gezittert wie Birkenlaub im Abendwinde. Und als sie ihn dann vor das Marterholz zog und ihm mit übermenschlicher Gewalt die Hand darauf drückte, da war es, als ob er in einen Haufen glühender Kohlen gegriffen hätte. Als er aber die Finger zum Schwure erheben wollte, da zuckten sie, wie Galgenmännlein, und er konnte keinen Laut hervorbringen und mußte von ihrem durchbohrenden Blicke die Augen niederschlagen.

Da sah sie deutlich genug, wie es mit ihm stand; allein sie schalt nicht und klagte nicht und that keine weiteren Fragen mehr: Sie ging still auf ihre Kammer, packte einiges Weißzeug in ein Bündel zusammen und verließ wie sie ging und stand das Haus ihres Mannes auf Nimmerwiederkehren.

Kannst Dir denken, was das für die Gabeners Leute ein Schrecken war, als die Lisbeth spät Abends ins Elternhaus zurückkehrte und rundweg erklärte, daß keine zwanzig Gänge sie mehr nach Unterheimerthal zurückbringen könnten. Ihre alte Mutter, die ohnehin kränzlich war und fast immer das Bett hüten mußte, ist bald darauf vom Schlag gerührt worden; und ihr Bruder hatte von da an eine solche Scheu vor der Lisbeth, daß er sie ohne Widerrede thun und treiben ließ, worauf ihr Sinn gerichtet war.

Sie ging ein ganzes Jahr lang in keine Kirche mehr und nicht zum Abendmahl und hörte es kaum, wenn man ihr drohte, daß der Pfarrer sie excommuniciren werde. Sie schien für alles Weltliche und Geistliche völlig abgestorben, und fragte nach nichts und niemand mehr, als nach dem Jörg-Abel, der ihr immer mittheilen mußte, wann er Briefe aus Amerika von seinem Bruder bekam. Wo sie in Flur und Wiese seiner habhaft werden konnte, da stellte sie ihn zur Rede und gab ihm Aufträge an den Hann-Karl, die wohl niemals ausgerichtet wurden. Auch hat der Jörg-Abel ihr stets seines Bruders Adresse vor-enthalten, und wenn sie danach verlangte, so hat er immer eine neue Ausrede zur Hand gehabt.

— Es war klar, daß der Hann-Karl nichts mehr mit der Lisbeth zu schaffen haben wollte; denn es ist nicht die Art der Mannsleute, sich lange um ein geschlagenes Kälbchen zu härmern.

Die Lisbeth aber hat nie vergessen und vergeben können. Sie hauste allein in der oberen Stube und hatte mit ihrem Bruder und dessen Frau nicht mehr Verkehr, als bei ihren gemeinsamen Feldgeschäften unvermeidlich war. — Was sie ihrem Mann an Geld und Aussteuer zugebracht hatte, war ihr bei Heller und Pfennig und bis auf den letzten Kochhasen wieder herausbezahlt worden. In diesem Punkte haben sich die Unterheimerthaler Leute durchaus nichts nachsagen lassen. —

So ist die Zeit dahin gegangen. Aus Bäumchen sind Bäume und aus Kindern Leute geworden; und auch die Lisbeth hat ihre Nachfragen nach dem Hann-Karl endlich eingestellt. Sie war vor den Jahren alt und grau geworden, und niemand hätte sich träumen lassen, wie heiß die alte Liebe noch unter der Asche glühte, und daß es nur eines Luftzuges bedurfte, um sie wieder zu lichterlohen Flammen anzufachen. —

Die Greisin that einen tiefen Athemzug und fuhr sich mit der Hand über die feuchtschimmernden Augen. Man merkte an der immer dumpfer klingenden Stimme, wie sauer es sie ankam, ihre Erzählung zu Ende zu führen.

„Der Lusthauch ist nicht ausgeblieben. Letzten Sommer, zur Zeit der Haberernte, kam der Hann-Karl aus Amerika. Seine Frau war ein halbes Jahr zuvor an der Auszehrung gestorben, und das war das letzte, was der Jörg-Abel von ihm gehört hatte. Jetzt war er auf einmal selber da wie von den Wolken herabgefallen; und nun hättest Du sehen sollen, welche Verwandlung bei dieser Nachricht mit der Lisbeth vorgegangen ist. Sie lief wie sie ging und stand vom Melken hinweg und das Dorf hinunter; und ihr Bruder konnte sie nur mit großer Mühe einholen und wieder ins Haus zurückbringen. Die ganze Nachbarschaft war zusammen gesprungen, um sich das Gezerre mit anzusehen. — Die Lisbeth ließ sich endlich begütigen. „Ich will lieber erst ein ordentliches Kleid anziehen,“ sagte sie; „denn lange kanns ja doch nicht dauern, bis der Hann-Karl mich heimsuchen wird.“

Und sie that sich das wollene Zahnwehtuch vom Munde, das sie in den letzten Jahren selbst im Sommer umhatte. Sie putzte sich, focht ihr noch immer langes Haar in ganz breite Böpfe zusammen und kämmte es sich vornen nach der neumodischen Art über die Ohren hinunter. — Und so flink und leicht bewegte sie sich, daß man

glauben konnte, die Zeit wäre still gestanden, oder an der Lisbeth spurlos vorüber gegangen.

Der Hann-Karl aber war längst der Alte nicht mehr und wollte nichts mehr von vergangenen Zeiten hören. Er lebte in Saus und Braus, wie ein Baron, schnitt immer mit dem großen Messer auf wie fast alle, die so herüber kommen. Auch führte er englische Redensarten im Munde, die kein Mensch verstehen konnte; doch werden sie, nach seinen deutschen Ausdrücken zu urtheilen, nicht besonders fein gewesen sein. — Und so ganz ohne Scham und Scheu war er, daß er sich bei jedem, der sich mit ihm einließ, zu Gaste lud, mit den Burschen saufen und raufen ging und den jüngsten Mädchen mit unzüchtigen Spässen nachstellte.

Es ist ein Greuel, wie Eines auf fremdem Erdboden doch ausarten kann!

Sein eigener Bruder zuckte die Achseln über ihn und machte Anspielungen, daß man nie recht wissen könne, wo die Amerikaner ihr vieles Geld herkriegten. Als aber der Hann-Karl dem Jörg-Adel einen Zehnguldenchein zum Anstecken seiner Pfeife hinreichte und seiner Schwägerin ein schwarzes Tibetkleid und eine großartige Guthaube kaufte, da ist auf einmal lauter Liebes und Gutes gewesen. — Und wo immer ein Markt oder eine Kirchweih in der Umgegend war, da hat man die beiden Brüder vorne dran gesehen.

Da aber, wo der Hann-Karl am heißesten erwartet wurde, ging er stets ohne jeden Blick und Gruß vorüber: am Hause der stillen Lisbeth. — In den ersten Tagen nach Ankunft ihres alten Liebsten ist die thörichte Person noch ganz getrost und gesprächig gewesen; „er wird gewiß am Sonntage kommen,“ meinte sie, und lachte vor Vergnügen, wenn man ihr sagte, daß sie um zehn Jahre jünger aussehe. — Gleich am andern Tage nach Ankunft des Hann-Karl war sie nach Klein-Sicholzheim zum Mousche Löb gegangen, um sich zum ersten Male wieder ein neues, hellfarbiges Kleid anzuschaffen. Die Adeline, die noch immer die meiste und beste Kundenschaft hat, mußte ihr versprechen, es bis zum Sonntag Morgen fertig zu machen, und dafür sollte sie einen ganzen Thaler Trinkgeld bekommen.

Kein Wunder, daß sie das Kleid schon am Samstag Abend fertig hatte und vor aller Augen das Dorf herauf brachte, wobei sie die vielen Rippen und Spitzen ordentlich zur Schau heraus legte.

Folgenden Tages waren die Leute noch nicht

vom Morgengottesdienst nach Hause gekommen, als die Lisbeth in dem neuen Kleide und hochaufgesteckten Zöpfen schon lange unter dem Fenster saß und der Dinge harrete, die da kommen sollten. — Sie sah in der That noch ganz schön und stattlich aus und lehrte sich weder an die finsternen Blicke von Bruder und Schwägerin, noch an das Gespötte der Nachbarskinder.

Wer sich aber den ganzen Sonntag über nicht blicken ließ, war der Hann-Karl; und jetzt erst fiel es der Lisbeth ein, daß man ihm bei Lebzeiten ihrer Mutter ja das Haus verboten



Und als die Lisbeth eines Abends zwischen Tag und Dunkel den Hann-Karl und das Hädele mit eingekerkerten Armen vorübergehen sah.

hatte, und man also nicht erwarten könne, daß er ihr ungeladen einen Besuch abstattete. —

Und ehe noch die Abendsuppe auf den Tisch gestellt wurde, hatte sie mehr als ein halbes Duzend Gründe bei der Hand, daß es eigentlich an ihr wäre, dem Hann-Karl den ersten Sonnen anzuthun. — Und nachdem es einmal so weit mit ihr gekommen war, half auch kein Halten und Zureden ihrer Verwandten mehr.

„Ihr habt mich gewiß bei meinem Hann-Karl verschwätzt,“ sagte sie; „doch soll es Euch diesmal nicht gelingen, mich von ihm loszureißen.“

„Wie magst du nur so ungeschickt in den

Tag reden," gab darauf der Gadener zurück. „So lange dein Mann noch am Leben ist, kannst Du ja nie und nimmer einen andern heirathen, auch wenn derselbe wirklich noch ein Auge auf Dich haben sollte.“

„Das wollen wir doch sehen!" sagte die Lisbeth; „wenn ich evangelisch werde, kann ich auch als geschiedene Frau eine zweite Ehe eingehen.“

Der Gadener, der sich dessen nicht versehen hatte, wurde erst bleich vor Schrecken, dann roth vor Zorn, und in diesem Zustande sagte er heraus, was er sonst sicherlich verschwiegen haben würde. Als die Männer und Burschen nämlich den Hann-Karl mit seiner alten Liebshaft neckten, gab er ihnen zur Antwort, daß er es mit den Türken halte und ihm zwei von zwanzig weit lieber wären, als eine von vierzig.

Die Lisbeth aber war durchaus nicht einzuschüchtern. Das sei alles nur Spas und Gerede, und sie glaube nichts Uebles mehr von ihrem Hann-Karl, als bis sie es mit Augen sehe. —

Es ist arg, was die Liebe einen Menschen doch verblenden und betören kann!

Allein man soll den Freund nicht zu werth, und den Feind nicht zu gering schätzen, und bei Zeiten den Wagen gedreht, ist besser als krumm gefahren. Man sagt, daß unsere Zwetschen in Amerika zu Pflaumen ausarten; und wenn dies an einem Baum geschieht, wie kann man erwarten, daß ein Mensch nach zwanzig langen Jahren mit der alten Liebe und Treue im Herzen wiederkehrt; doch braucht er sich deshalb nicht wie ein ungezogener Bube zu benehmen.

Als der Hann-Karl, der gerade beim Nachtessen saß, die Lisbeth nämlich das Dorf herunter gegen sein Haus zukommen sah, retirirte er sich durch die Hintertüre in die Gärten hinaus und von da in den Schwanen, um die Geschichte jedem, der sie hören wollte, zum besten zu geben. — Und ich muß es den Männern und Burschen zur Ehre nachsagen, daß mancher, der bis dahin noch etwas auf den Hann-Karl gehalten hatte, ihn von da an über die Achsel ansah und nichts mehr mit ihm zu schaffen haben wollte.

Der Hann-Karl aber setzte sein altes wüstes Treiben nur um so ungestörter fort und blieb endlich an Schmiedpeters Båbele hängen, das in Karlsruhe gedient hatte und gerade auf Besuch daheim war. — Ein vermöglicheres und angeseheneres Mädchen würde ihn mit all seinen großen Sprüchen schwerlich geheirathet haben; denn Gott der Herr hat Gleich zu Gleich, und nicht die Zungen für die Alten geschaffen. —

Das Båbele freilich hat's nicht so genau nehmen dürfen; denn man sagte ihm schon da-

mals nicht viel Gutes nach. — Sie war bald genug mit dem alten Amerikaner des Handels einig; und wie es mit ihr stand, würde sie wohl dem Teufel selber das Jawort gegeben haben, um nur so bald als möglich unter die Haube zu kommen.

Es geschehen jetzt Dinge in der Welt, über die sich zu meinen Zeiten die Balken gebogen hätten!"

Und die Greisin holte einen tiefen Seufzer und sah mit schamhaft gesenkten Augen auf ihr Spinnrad nieder, dessen melodisches Summen immer leiser und leiser geworden und schließlich ganz verstummt war.

Der einsame Sonnenstrahl war mittlerweile vom goldenen Flachrocken die Wand entlang über ein vergilbtes Bild von Wilhelm Tell's Apfelschuß geglitten und endlich spurlos in der Luft verzittert. In der Ecke, wo der hohe, alterthümliche Uhrkasten stand, fing es allgemach zu dunkeln an. Die sonst so emsige Greisin aber schien über Raum und Zeit entrückt zu sein, so tief und schmerzlich beschäftigte sie das Schicksal ihres unglückseligen verzweifelten Nachbarkindes.

„Und als es so weit gekommen war," fuhr sie dann mit gedämpfter Stimme und leise bebenden Lippen fort, „und die Lisbeth eines Abends zwischen Tag und Dunkel den Hann-Karl und das Båbele mit eingekerkerten Armen am Haus vorbeigehen sah, da riß sie sich das neue Kleid vom Leibe und den hohen, durchbrochenen Kamm vom Kopfe. Sie strich sich das Haar wieder glattanliegend hinter die Ohren zurück, band sich das graue Tuch um's Kinn, das die bösen Buben der stillen Lisbeth „Maulkorb" getauft hatten; und wurde wieder starr und stumm wie das steinerne Marienbild an ihrer Hausecke.

Niemand hörte die Lisbeth von da an mehr einen guten Morgen oder guten Abend sagen, oder ein „Geh Dir Gott", wenn eines genießt hatte. Und in der Nacht nach dem Hochzeitstage, als der Hann-Karl mit dem Båbele nach Bremen abreiste, ertränkte sich die Lisbeth im Mühlenwehr —

Gott wird ihr in Anbetracht ihres verdunkelten Sinnes und treuen Gemüthes die Sünde nicht ins Buch geschrieben haben und barmherziger mit ihr verfahren sein, als die Menschen, die ihr das Begräbniß in geweihter Erde weigerten. Sie wurde ohne Sang und Klang hinter der Kirchhofmauer unter einen Lärchenbaum verscharrt, doch haben die Mädchen ihr einen Kranz auf's Grab gelegt und einen Rosenstock darauf gepflanzt, der wunderbarer Weise noch im spätem Herbst drei blaßrothe Röslein trug.

Die vormaligen Kameraden des Hann-Karl aber haben der Lisbeth ein grün angestrichenes Zäunlein ums Grab gemacht, und nach der Ostern will der Winter-Joseph ihr einen Stein setzen lassen, der oben zu einem Kreuz auslaufen soll, zu dessen Füßen zwei Engelknien. — Und es soll sich nur Keiner unterstehen, diese frommen Gedenkzeichen anzutasten, wenn die Burschen ihm nicht die Zaunstöcke von Lisbeths ungeweihtem Grabe auf dem Rücken zerschlagen sollen. —

Das Schiff aber, auf dem der Hann-Karl die Ueberfahrt machte, ist zwar nicht untergegangen, doch hat er nichtsdestoweniger seinen Lohn bekommen. — Wenn es wahr ist, was der Klingen-Josephs Christoph aus Baltimore geschrieben hat, so ist der Hann-Karl von seinem Vābele bereits um Weihnachten mit wollentwickelten Zwillingen beschenkt worden, was ihm dermaßen in die Glieder gefahren ist, daß er vom dritten Stockwerke auf die Gasse springen wollte, und nur mit Mühe daran verhindert werden konnte. —

Die Greisin erhob sich und trug ihr Spinnrad in die anstokende Kammer. „Es ist Samstag Abend,“ sagte sie zurückkommend, und da haben wir es immer so eingerichtet, daß nach dem Nachtleuten keine Spule mehr angerührt werden darf, damit die Mächte der Finsterniß keine Gewalt über uns erhalten.

Lasset uns wachen und beten, damit wir nicht in Ansechtung fallen; und wenn Du Dich heute Nacht zu Bette legst, vergiß nicht, für die Seelenruhe der stillen Lisbeth ein Vaterunser zu beten.

### Wally.

Historische Erzählung von M. Barak.

Wenn man von dem schweizerischen Dorfe Meiringen aus, längs der wild rauschenden Aare das schöne „untere Haslithal“ aufwärts wandert, so gelangt man hinter den „Kirchet“, einem mit erratischen Granitblöcken überschütteten Berggraben, über welchen die Straße in vielfachen Windungen hinwegzieht, in's „obere Haslithal“, eines der herrlichsten, an wildromantischen Schönheiten reichsten Thäler der Schweiz. Das bisher breite und liebliche Thal wird enger und enger, und bald nachdem man das freundliche Dorf „Im-Hof“ passiert hat, verändert sich wie mit einem Zauberfchlage der ganze Charakter der Umgebung. Der bis hierher fruchtbare, maffe Thalboden wird rauh und steinig, schroff zu schwindelnder Höhe steigen die fahlen schwarzen Felswände empor und wilde Gebirgsbäche stürzen schäumend über dieselben herab und bahnen sich ihren Weg durch das zerklüftete Gestein zu dem brausenden Aare. Die Straße aber, bis zu dieser Stelle eine gute, fahrbare Landstraße, wird zum einfachen Saumpfade und windet sich mühsam und steil aufwärts über den kleinen Flecken „Im-Boden“ bis zu dem ärmlichen, aber — wie unser Vābeler sagt — „steinreichen“ Dorfe Guttannen, welches in einer kesselartigen Erweiterung des schmalen Thalgrundes liegt.

Von hier führt dann der Pfad, fortwährend steigend, an dem berühmten Handeckfall vorüber und gelangt nunmehr in Regionen, die jeglicher Vegetation entbehrend, den Anblick einer bölligen Wildniß gewähren. Nirgends, so weit das Auge zu blicken vermag, wächst ein Baum oder ein Strauch; nur Steingerölle und alte Gletscherschliffe sind vernehmbar. Nirgends auch sieht man menschliche Wohnungen; nur im sogenannten „Käterichsboden“, einer neuen Thalerweiterung, die ihrer Ausdehnung und Form wegen wohl nicht mit Unrecht für ein altes, jetzt trocken liegendes Seebett gehalten wird, stehen zwei Bretterhütten, die Wohnung einer Hirtenfamilie und der Stall ihres Viehs, denn hier, in dem der Sonne wieder mehr zugänglichen Thalgrunde, befindet sich wieder ein einigermaßen fruchtbarer Boden, der gutes Gras hervorbringt. Von hier steigt der Pfad wiederum den wilden, einsamen Engpaß hinan und erreicht endlich abermals ein Thalbecken, den sogenannten Grimfelgrund, auf welchem, neben einem kleinen schwarzen See, das berühmte Grimfelhospiz, ehemals ein Kloster, jetzt ein Gasthaus, sich befindet. Ungefähr 300 Meter über diesem Grunde befindet sich der Grimfelpaß, zu welchem der Felsenspaß, im Zickzack gewunden, aufsteigt und über die „Matenwand“ hinab in's Rhonethal fährt.

Dies romantische Thal, insbesondere die Strecke von Guttannen bis zum Grimfelpaß, ist der Schauplaß unserer nachfolgenden Erzählung.

Es war Anfangs August des Jahres 1799, während des blutigen, zwischen Oesterreich-Rußland und Frankreich ausgebrochenen Krieges, welcher wegen des räuberischen Einfalls der Franzosen in die Schweiz entbrannt, dies schöne Land zum Hauptschauplaß der Kämpfe machte. Von dem französischen Heere unter dem Oberbefehl Massena's standen 14,000 Mann zwischen Basel und der Aare, 27,000 auf dem Uetliberg und der Albisgruppe, 20,000 unter General Lecourbe zwischen dem Zuger- und Brienzersee und endlich 12,000 in Wallis. Die ungefähr gleichstarken Oesterreicher aber, unter dem Oberbefehl des Erzherzogs Karl, hatten 6000 Mann am rechten Rheinufer, 48,000 an der Rimat, 12,000 zwischen dem Züricher- und Vierwaldstätter See, 5000 im Thale der Reuß und 6000 im oberen Wallis stehen. Das russische Heer war damals noch nicht am Kriegsschauplaß eingetroffen. Seine Annäherung aber rief in Massena den Plan hervor, sich so schnell wie nur möglich der Gotthardstraße zu bemächtigen und das anrückende 30,000 Mann starke Heer zu zwingen, seine Operationen in die östliche Schweiz zu verlegen, und hierdurch an einer Vereinigung mit den Oesterreichern zu verhindern. Die Oberleitung für dieses Unternehmen übertrug er dem kühnen, im Gebirgskriege am meisten erfahrenen General Lecourbe, der seinerseits den Plan faßte, vom Oberwallis aus durch's Rhonethal und gleichzeitig vom Brienzersee her durch's Haslithal gegen die von den Oesterreichern besetzten Stellungen vorzurücken, den Grimfel- und Furtapass zu nehmen und von hier und vom untern Reußthal aus die Gotthardstraße zu gewinnen.

Den Angriff des Grimfelpasses vom Haslithal her hatte der Brigadegeneral Gudin auszuführen. Die unter seinem Kommando stehenden Truppen hielten schon seit mehreren Wochen Meiringen und die im unteren Haslithal liegenden Ortschaften besetzt und hatten eine Kompagnie nach Guttannen detachirt, um gegen einen möglichen Angriff ihrer Flanke vom

Grimselfaß her völlig gesichert zu sein. Der Kommandant dieser Abtheilung, der Kapitän Kouffillon, war ein noch junger Offizier vom unbezähmbarsten Ehrgeiz, der, wenn es die Befriedigung desselben galt, zu jedem Opfer entschlossen war, besonders wenn es — von Andern gebracht werden mußte. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß er nicht persönlich tapfer gewesen wäre: nein, er kannte nur keinerlei vernünftige Schonung der ihm unterstellten Mannschaften und hegte diese rücksichtslos in den Tod, ohne zu berechnen, ob der zu erreichende Erfolg mit den zu bringenden Opfern an Menschenleben nur einigermaßen im Einklang stünde oder ob der gleiche Erfolg nicht auf andere Weise mit geringeren Opfern zu erlangen sei. Wegen dieser seiner „Energie“ war Kapitän Kouffillon rühmlichst bekannt bei seinen Vorgesetzten, bei seinen Untergebenen aber in nicht geringerem Grade gefürchtet und gehaßt: sie pflegten ihn nur den „Narren Kouffillon“ zu nennen. Dies war der Mann, der die in Guttannen stehenden Franzosen befehligte, und mit voller Berechnung und Würdigung seiner militärischen Vorzüge war er an diesen Posten gestellt worden, denn ihm war die Ehre des ersten Angriffs auf den Grimselfaß zugebracht.

Mit den gemischten Gefühlen von Furcht und Haß hatten die biedereren Bewohner des Alpen-dorfes die unwillkommenen Gäste kommen sehen, denn in nur allzufrischer Erinnerung stand Allen die Kunde der von den Franzosen allerorts und besonders in dem benachbarten Unterwalden, zu Stanz, vor noch nicht Jahresfrist verübten Greuelthaten. Geraubt, geplündert, gefengt und verwüstet hatten sie daselbst und weder Stand, Alter noch Geschlecht in ihrer kannibalischen Mordlust gespart, als sie an jenem denkwürdigen 9. September nach schwerem Kampfe sich des unglücklichen Städtchens bemächtigt hatten. Deshalb, um die Wiederholung solcher Greuelthaten zu vermeiden, hatte der Gemeindevorsteher und Bärenwirth Christoph Fahner seinen Mitbürgern gerathen, den anrückenden Feinden keinerlei nutzlosen Widerstand entgegenzustellen, vielmehr ihnen, so viel thunlich, willfährig und ihren Befehlen gehorsam zu sein. Er selbst hatte dann dem an der Spitze der Soldaten einziehenden Kapitän als Zeichen der Unterwerfung Salz und Brod überreicht und um Schonung des armeneligen Dorfes und seiner Bewohner gebeten. Und Kouffillon hatte mit einem kurzen „Bon!“ die Bitte gewährt und hierauf im „Bären“ mit seinen beiden Lieutenants Quartier genommen, die Soldaten aber fanden Unterkunft in den übrigen Wohnhäusern des Dorfes, indem sie alle vorhandenen Räumlichkeiten belegten und den Einwohnern selbst überließen, in Ställen und Scheunen sich häuslich einzurichten. Doch den weisen Mahnungen Fahners folgend, ließen sie, ihren Zorn bemeisternd, alles über sich ergehen und ließen es sogar ruhig geschehen, daß ihre Kirche ausgeräumt und als Lokal für die Stationswache eingerichtet wurde. In Folge dieser klugen Nachgiebigkeit gestaltete sich das Verhältniß zwischen den Bewohnern und den Franzosen zu einem ziemlich erträglichen, doch vermochten die letzteren keineswegs, den im Herzen des Volkes lebenden Haß gegen „die Bringer der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ zu besiegen, denn mit Flüchen und Gebeten wünschten die Dorfbewohner den Tag heran, der sie wieder von ihnen befreien würde.

In keinem Hause war dieser Wunsch reger, als im „Bären“, denn nirgends war mehr Grund für

\*) „Gut!“

denselben vorhanden, als gerade hier. Die Bewohner des Gasthauses hatten nämlich ganz besonders unter der Last der Einquartierung und der Verpflegung der Offiziere zu sorgen. Ohne Rücksicht auf die Armut und die isolirte Lage des Dorfes zu nehmen, erhoben die an Luxus und Komfort gewöhnten Herren Ansprüche an den Wirth und seine Familie, welche die Leistungsfähigkeit der einfachen Leute weit überschritten. Täglich verlangten sie Braten und Geflügel für ihre Tafel, feine Weine, Thee, Kaffee und Chokolade, lauter Dinge, die man bisher im „Bären“ kaum dem Namen nach gekannt hatte. Um den an ihn gestellten Ansprüchen nur einigermaßen genügen zu können, mußte Fahner nicht nur von Meiringen und Brienz her die verlangten Weine und anderen Getränke herbeischaffen lassen, sondern die „Bärenwirthin“ mußte auch ihre Freude und ihren Stolz, ihren Hühnerhof, zum Opfer bringen und von Früh bis Spät am Herde stehen, um für ihre unwillkommenen Gäste zu kochen, zu siedeln und zu braten. Hiefür aber fand sie ebensowenig wie Fahner selbst für seine gebrachten großen pekuniären Opfer irgendwelche Anerkennung oder gar Dank von Seite der anspruchsvollen Herren. Die brave Frau ward vielmehr gleich den übrigen Hausbewohnern mit einer Barschheit und Rücksichtslosigkeit ohne Gleichen behandelt und überhaupt im Hause nur geduldet, wenn ihre Dienste in Anspruch genommen werden sollten.

Nur ein einziges Glied von Fahners Familie hatte sich einer rücksichtsvolleren Behandlung zu erfreuen: die neunzehnjährige Schwestertochter Fahners, welche er an Kindesstatt angenommen, nachdem ihre Eltern, welche in der Nähe von Lausanne wohnten, bei einem Sturme auf dem Genfersee verunglückt waren. Walburg oder Wally, wie sie gemeinlich genannt wurde, war ein bildhübsches Mädchen, groß und schlant, lichtblond und blauäugig, eine ächte Tochter des Haslithales, dem sie trotz ihrer südländischen Geburt entstammt war, dabei ungemein kräftig und gewandt, wie alle Bewohner dieses Thales, die der Sage nach schwedischer Abstammung sind. Wally allein, die vermöge ihres längeren Aufenthaltes in der französisch sprechenden Schweiz dieser Sprache vollständig mächtig war, hatte so weit Gnade gefunden vor den Augen der Offiziere, daß sie nicht nur nicht barsch von ihnen behandelt wurde, sondern daß Kapitän Kouffillon im Verkehr mit den übrigen Haus- und Dorfbewohnern sich ihrer als Dolmetscherin bediente und außerdem sogar wiederholt versuchte, sie zum Gegenstand seiner leichtfertigen Galanterieen zu machen. Aber zu seinem Aerger wurden diese von der sittsamen Schweizerin stets mit unversehelter Entrüstung zurückgewiesen und weder Bitten noch Drohungen des frivolen Franzosen vermochten das Mädchen günstiger für ihn zu stimmen.

Deffenungeachtet aber und trotz ihres zurückhaltenden Benehmens gegen den Kapitän konnte Wally nicht verhindern, daß dessen Bemühungen um ihre Gunst bemerkt und besonders von einem Mitbewohner des Hauses mit wüthender Eifersucht beobachtet wurden. Es war dies ihr Vetter Peter, Christoph Fahners einziger Sohn, der seit dem Tage, an welchem Wally in seiner Eltern Haus gekommen war, eine wilde Leidenschaft für seine schöne Waise im Herzen hegte, die sich um so mehr steigerte, je deutlicher er erkannte, daß Wally nichts weniger als gewillt schien, seine

\*) Das Haslithal war damals noch nicht alljährlich von Tausenden von Fremden durchzogen, sondern wurde nur selten von Touristen besucht. Das Gasthaus war aus diesem Grunde nur ein höchst einfaches.

Neigung zu erwidern. Sie hatte ihm sogar rund heraus erklärt, daß sie nie die Seinige würde, denn sie wußte, daß Peter ihretwegen ein armes aber braves Mädchen aus dem Dorfe, des Holzschnitzers Ulrich Bauener Tochter, verlassen habe, obgleich er ihr die Ehe versprochen hatte. Dies war eine Handlung, welche Peter in den Augen der ehrlichen Schweizerin geradezu verächtlich machte und demgemäß suchte sie nach Kräften ihren Vetter zu bestimmen, zu Kesi, mit welcher sie einen innigen Freundschaftsbund geschlossen hatte, zurückzuführen und seine Pflichten gegen sie zu erfüllen. Aber das wackere Mädchen erreichte mit diesen Mahnungen den beabsichtigten Zweck nicht; im Gegentheil wurden diese nur die Ursache, daß der wilde, leidenschaftliche Bursche einen tiefen Haß auf die arme unschuldige Kesi warf und sich mehr denn je in den Kopf setzte, Wally's Hand, selbst ohne ihr Herz zu erringen. Doch Peter, der sein früheres Verhältniß zu Kesi für die alleinige Ursache des Fehlschlagens seiner Wünsche hielt, über sah hierbei gänzlich, daß noch ein anderer Grund ihm Hindernisse bereitete, sein Ziel bei Wally zu erreichen, ein Grund, an dessen Vorhandensein er niemals gedacht und der ihn schon bei der leisesten Ahnung geradezu rasend gemacht hätte: Wally hatte bereits mit ebenso starker als treuer Neigung ihr Herz einem Andern geschenkt. Dieser Andere war freilich nur ein armer Knecht in des Bärenwirths Diensten, aber Ambros Berndt war nicht nur ein braver, redlicher Mensch, der mit seiner Hände Arbeit sich und seine alte Mutter erhielt, sondern zugleich auch der schärfste und kräftigste Bursche, der flotteste Tänzer, der gewandteste Bergsteiger und der beste Büchsenhütze des ganzen Dorfes. Daß für ihn Wally's Herz schlagen könne, hielt zwar das ganze Dorf für möglich, nur der stolze Peter nicht, denn Ambros war ja nur ein Knecht und wie hätte ein solcher wagen dürfen, seine Augen zu dem Mädchen zu erheben, das er selbst mit seiner Neigung beehrte?

Gleichwohl war Ambros so kühn gewesen, dies zu thun. Auf einer der hochgelegenen Matten des Selmerhorns, wo Wally während des Sommers als Sennerin hauste, war Ambros eines Tages zu ihr gekommen, um ihr sein ganzes Herz zu öffnen und sie zu fragen, ob sie den Muth habe, das Weib eines Burschen zu werden, der nichts habe, als ein Herz voll Liebe für sie und ein Paar tüchtige Arme zum Arbeiten. Und Wally hatte vertrauensvoll ihre Hand in die seinige gelegt und erklärt, daß auch sie nichts weiter besitze, als Arbeitskraft und Schaffenslust, dennoch aber mit freischem, fröhlichem Muth sein Weib werden und in Liebe und Treue zu ihm halten wolle, bis zum Tode. Da hatte Ambros laut „gejuchzt“ vor Freude, daß die weiblichen Kühe und Ziegen schier verwundert aufhörten und die gegenüberliegenden Thalwände den Jubelruf in vielstimmigem Echo zurückwarfen und

weithin des Burschen Glückseligkeit verkündeten über Fels und Gestein bis hinauf zu den ehrwürdigen, schneebedeckten Firnern des Ritzlihorn und Bächlistocks. Dann hatte er Wally ein einfaches, silbernes Ringlein an den Finger gesteckt, hatte sie innigst auf den blühenden Mund geküßt und damit seine mit ihr geschlossene Verlobung besiegelt.

Seit jenem Tage waren kaum drei Wochen verstrichen, als in Folge der kriegerischen Ereignisse die Franzosen Guttannen besetzten und der Bärenwirth Jähner sich genöthigt sah, Wally von der Alp abzurufen, denn der bei ihm einquartierten Offiziere wegen bedurfte er ihrer dringend, da sie allein im ganzen Hause, ja sogar im ganzen Dorfe, französisch verstand. Ein anderes Mädchen ward zu Wally's Ablösung auf



„Er muß sterben!“ rief die Peter.

die Alp geschickt und diese selbst traf schon am Abend des gleichen Tages im Hause ihres Oheims ein, um ihr Dolmetscheramt zu übernehmen.

Wer war da froher als Ambros über diese plötzliche und unerhoffte Heimkehr Wally's? Die Veranlassung freilich, welche diese nothwendig gemacht hatte, schmerzte ihn tief, denn er war ein treuer Sohn seines Vaterlandes und haßte die Unterdrücker desselben von Grund seines Herzens. Am liebsten wäre er deshalb in die Reihen Jener eingetreten, welche mit den Waffen in der Hand die theure Heimath gegen die räuberischen Eindringlinge vertheidigten, aber als einziger Sohn und Ernährer einer armen Wittwe war er den damaligen Gesetzen gemäß vom Militärdienst befreit und mit Ingrim im Herzen versteckte er seinen sichertreffenden Stützen zwischen dem Felsgestein an der brausenden Aare, um ihn den Feinden nicht ausliefern zu müssen und ihn sogleich für alle Fälle in der Nähe zu haben, wenn die Nothwendigkeit ihn zwingen sollte, von ihm Gebrauch zu machen. Niemand außer Wally, die er im Geheimen nach ihrer Ankunft sprach, kannte dieses Versteck — eine kleine Höhle mit

kaum bemerklichem Eingang — eine Ahnung sagte ihm, daß ihr die Kenntniß dieses Ortes nutzbringend sein werde.

Dies war der Stand der Dinge zu Anfang des August und fast vierzehn Tage verstrichen, ohne daß etwas geschehen wäre, was eine Aenderung der für die Dorfbewohner drückenden Umstände herbeigeführt hätte. Wohl aber war ein Ereigniß eingetreten, das großen Einfluß auf die persönlichen Beziehungen in Fahners Hause übte und als kleine Ursache eine große Wirkung nach sich ziehen sollte. Des französischen Kapitäns fortgesetzt an Wally verschwundenen Galanterieen erregten nämlich Peters wilde Eifersucht in solchem Grade, daß er mit Argusaugen das Mädchen bei Tag und Nacht bewachte; aber er ertappte Wally nicht, wie er als wahrscheinlich angenommen hatte, über einer Zusammenkunft mit dem Franzosen, wohl aber gelang es ihm, eine solche zu beobachten, die sie mit Ambros im Garten hatte, und — jetzt ward ihm zu seiner unbeschreiblichen Wuth mit einemmale klar, weßhalb Wally seine Liebe nicht erwidern konnte. Seiner selbst nicht mehr mächtig, stürzte er aus seinem Versteck hervor auf seinen glücklicheren Nebenbuhler, doch im nächsten Augenblick schon hatte Ambros ihn mit seinen derben Fäusten erfaßt und zu Boden geschleudert, daß ihm alle Rippen frachten. Aber Peter ließ sich die erhaltene Lehre nicht zur Warnung dienen; rasend vor Zorn raffte er sich wieder auf, ergriff ein am Boden liegendes Holzstück und drang damit nochmals auf Ambros ein. Doch blißschnell warf Wally sich ihm entgegen und noch ehe sein zum Streich erhobener Arm niederfallen konnte, hatte sie diesen mit starker Hand ergriffen und niedergerissen. „Zurück von ihm!“ rief sie dabei: „Was hat Dir Ambros gethan?“

„Er muß sterben,“ knirschte Peter, „denn ich hab's gesehen — er hat Dich geküßt!“

Und blind vor Wuth erhob er nochmals das Holzstück, um Ambros niederzuschlagen. Doch dieser, weit stärker und gewandter als sein Angreifer, hatte ihn im gleichen Augenblick nochmals gefaßt und entwaffnet. „Was willst Du?“ rief er, den seinem Segner entrissenen Prügel von sich schleudernd. „Geht's Dich was an, wenn ich meine Verlobte küsse?“

Peter stieß in ohnmächtiger Wuth ein halbersticktes höhnisches Gelächter aus. „Deine Verlobte?“ preßte er zwischen den Zähnen hervor. „Gleider Bettelknecht, Du lägst!“

„So frag' sie selbst!“ entgegnete Ambros, mühsam sich mähigend.

„Er ist mein Liebster und Verlobter,“ sprach jetzt Wally ruhig, „und wenn Du sahst, wie er mich küßte, so hast Du nur gesehen, was zu thun sein Recht ist!“

Einen Augenblick schwieg Peter jetzt wie bestürzt stille, dann aber schrie er, die geballte Faust gegen Ambros schüttelnd: „Sein Recht — meinst Du? Wir wollen sehen, ob Du ihm dieses Recht einräumen dürftest ohne Erlaubniß meines Vaters —“

„Und weßhalb nicht?“ entgegnete Wally mit gerunzelter Stirne. „Niemand kann mir verwehren, mein Herz einem braven Burschen zu schenken, der mich liebt in Ehre und Treue — auch Dein Vater nicht und“ — setzte sie milder hinzu — „er wird's auch nicht thun, denn er kennt Ambros und wird nichts dagegen haben, daß wir ein Paar werden!“

„So? Glaubst Du?“ schrie Peter zitternd vor Wuth. „So weit sind wir noch lange nicht, denn — Ambros geht für's Erste aus unserem Hause und zwar sogleich!“

„Dein Vater befiehlt hier, nicht Du!“ sprach jetzt Ambros, mit Gewalt seinen losbrechenden Zorn bemeisternd. „Wenn er es will, werde ich sein Haus verlassen; bis dahin aber bleibe ich!“

Peter gab keine Antwort. Er rannte hinweg in's Haus, um seinem Vater Mittheilung des Geschehenen zu machen und das Verlangen an ihn zu stellen, daß Ambros sogleich mit Schimpf und Schande davongejagt würde.

Und der alte Fahner, obgleich ein braver, rechtlich denkender Mensch, der recht wohl die Triebfeder für seines Sohnes Anklage und Verlangen erkannte, geriebt über Peters Bericht gleichfalls in heftigen Zorn. Daß Ambros hinter seinem Rücken ein Liebesverhältniß mit Wally begonnen hatte, war ihm ziemlich gleichgültig, aber daß der Knecht gewagt hatte, den Sohn des Hauses zu Boden zu werfen, dies war in den Augen des alten Mannes, der sich hierdurch in seiner Würde als Schultheiß mitverletzt fühlte, ein unverzeihliches Verbrechen. Er willigte darum nicht nur in Peters Verlangen, sondern befahl auch dem „frechen Knecht“ sofort aus dem Hause und Diente zu treten ungeachtet aller Vorstellungen Wally's, die Ambros energisch verteidigte und erklärte, daß dieser sich nur des hinterlistigen Angriffs Peters erwehrt und ihn nur darum zu Boden geworfen habe, weil er sich nicht von ihm habe mißhandeln lassen wollen. Fahner blieb trotz dieses, die That des Knechtes wesentlich mildernden Zeugnisses bei seinem Ausspruch und Ambros mußte noch am gleichen Abend das Haus verlassen und in die arme Hütte seiner Mutter ziehen.

Das war am 10. August geschehen. Tags darauf aber, in erster Morgenfrühe, brachte eine berittene Ordnung dem Kapitän Roussillon eine Depesche, der zufolge sofort der Schultheiß Fahner zu bestemem entboten wurde zur Empfangnahme verschiedener, von Wally wie gewöhnlich verdeutschter Befehle und Anordnungen, die sämmtlich auf das am Mittag des gleichen Tages angekündete Eintreffen von vier Infanterie-Bataillonen Bezug hatten. Die Dorfbewohner sollten gemäß dieser Befehle die vor Guttannen gelegene Matte zu einem Bivakplatz für 3000 Mann herrichten, Stroh und Heu dahin schaffen und Lebensmittel und Getränke für diese Truppen besorgen.

Entsezt schlug der Schultheiß bei diesem Anfinnen die Hände über dem Kopf zusammen jammernd betheuerte er, daß das arme Dorf völlig unermögend sei, die Bedürfnisse für eine so große Zahl von Menschen zu liefern, aber der Kapitän ließ keinerlei Einreden gelten und erklärte kaltblütig, es sei nicht seine, sondern der Dorfbewohner Sache, darüber nachzudenken, wie das unmöglich scheinende möglich gemacht werden könne: wenn seine Befehle nicht buchstäblich erfüllt würden, so werde das Dorf einfach verbrannt.

Mit diesem trostlosen Bescheid jagte er den verzweifelnden Schultheiß aus der Stube, Wally aber, die ihm alsbald folgen wollte, hielt er zurück. Ungern leistete diese Roussillons Befehl Folge, denn sie befürchtete eine Erneuerung der leichtfertigen Galanterieen und Zudringlichkeiten des verhassten Franzosen und rüstete sich deshalb schon, solche — wie sie bisher stets gethan — mit möglicher Ruhe und Würde zurückzuweisen. Aber fast war sie erstaunt, heute hiezu keine Veranlassung zu haben, denn der Kapitän hatte jetzt nur seine militärischen Operationen im Sinne. Nachdem er nachdenklich einigemal die Stube durchschritten hatte, blieb er plötzlich vor Wally stehen und fragte scharf und kurz, ob sie die Umgegend und besonders

die Pfade im Gebirge genau kenne. Nachdem sie dies der Wahrheit gemäß bejaht hatte, fragte er, den stehenden Blick lauernd auf ihr Antlitz heftend, weiter, ob es nicht außer dem gewöhnlichen Wege nach dem Grimselfaß einen Pfad im Gebirge gebe, auf dem man die dort stehenden Oesterreicher umgehen und ihnen in den Rücken fallen könne.

Wally erschrad; es gab allerdings — dies wußte sie genau — einen solchen Pfad, der in geringer Entfernung vom Dorfe steil aufsteigend über die Gletscher des Selmerhorns und von hier über den oberen Rhonegletscher nach dem sogenannten Nägelisgrätli direkt auf die Maierwand, also hinter den Grimselfaß führte, aber Wally hätte sich lieber die Zunge abgebissen, als daß sie die Existenz dieses Pfades den Feinden ihres Vaterlandes verrathen hätte zum Nachtheil derer, die gekommen waren, es zu vertheidigen. Schnell gefaßt erwiderte sie deshalb dem Kapitän, das Gebirge sei durchaus unwegsam, mit ewigem Schnee und Gletschern bedeckt, die nie eines Menschen Fuß betreten: der einzige Weg nach dem Grimselfaß führe auf der Thalsole längs der Aare über den Räterichsboden — einen andern Weg gebe es nicht.

Wally hatte in einem Tone gesprochen, der überzeugend sein sollte; der unvorsichtig hiebei kundgegebene Eifer aber, mit dem sie diese Wirkung hervorbringen bestrebt war, hatte bei dem Kapitän das gerade Gegentheil von dem, was sie erreichen wollte, zur Folge. Er schüttelte ungläubig den Kopf und sagte ihr geradezu ins Gesicht, er glaube ihr nicht. Aber trotz seiner Drohung, daß sie — wenn sie wagen sollte, ihn zu belügen — verhaftet und als Verrätherin an der Sache der französischen Republik unnachsichtlich todtgeschossen würde, blieb sie bei ihrer Aussage; doch immerhin etwas eingeschüchtert milderte sie ihre kategorische Verneinung der ihr gestellten Frage in soweit, daß sie nunmehr erklärte, es gebe vielleicht einen solchen Pfad, ihr aber sei er jedenfalls völlig unbekannt.

Diese wenigstens theilweise Nachgiebigkeit bestärkte den Kapitän in seinem Verdachte, daß der Pfad vorhanden sei, von dem Mädchen aber mit Absicht verleugnet werde. Er versuchte deshalb, nachdem seine Drohungen nicht vermocht hatten, Wally bis zu dem gewünschten Grade einzuschüchtern, jetzt durch Versprechungen sein Ziel zu erreichen und das Mädchen zum Reden zu bringen.

„Wally,“ begann er, „Du weißt, ich bin Dir von Herzen gut und möchte viel lieber Dein Glück, als Dein Unglück: wohlán, wenn Du mir mittheilen kannst, daß ein solcher Weg, wie ich ihn brauche, existirt und  
Hausfreund.“

Du mir für einen zuverlässigen Mann sorgst, der mich und meine Soldaten morgen mit Tagesanbruch auf demselben führt — so soll dieser Beutel mit hundert Louisd'ors zwischen Dir und ihm getheilt werden.

Mit diesen Worten hielt ihr der Versucher das blinkende Gold vor die Augen und — wie ein Blitz der Freude zuckte es bei diesem Anblick über Wally's Antlitz. Einen Moment lang dachte sie daran, dies Geld zu verdienen — sie war ja arm, und ihr und ihres Ambros Glück ließ sich mit einer so bedeutenden Summe begründen; doch für einen kurzen Augenblick nur gab sie diesem Gedanken Raum, dann gewann ihre Vaterlandsliebe die Oberhand über das kurze, leider nur allzu menschliche Gefüß ihres Herzens: Verrath am Vaterlande sollte nicht der



Mit diesen Worten hielt ihr der Versucher das Geld vor die Augen.

Grundstein für ihr künftiges Lebensglück werden. Aber sie hütete sich wohl, sich ihre Gedanken anmerken zu lassen; im Gegentheil, um den Franzosen irrezuführen, stellte sie sich, als wäre sie gerne geneigt, das Geld zu verdienen, und sie erbot sich daher, Erkundigungen einzuziehen, ob irgend einem Dorfsewohner ein solcher Gebirgspfad bekannt sei: in kürzester Frist wolle sie hierüber Bericht erstatten.

Koussillon triumphirte. Er zweifelte nicht daran, daß der Anblick des Goldes Wally's Widerstand gebrochen habe und daß sie, nur um den Schein zu wahren, in Bälde zurückkehren und ihm mittheilen werde, daß ihre Bemühungen von Erfolg gewesen seien, denn der Pfad existire und irgend ein Bauer sei bereit, ihm als Führer zu dienen und solcherweise den bedungenen Preis mit ihr zu theilen. Befriedigt nickte er ihr deshalb seinen Beifall für ihr Vorhaben zu und entließ sie, nicht ohne ihr möglichste Eile zu empfehlen, da die Zeit dränge. Das Mädchen versprach dies und ging hinweg.

Tief athmete Wally auf, als sie die Thüre hinter sich hatte, und mit fliegender Hast eilte sie die Treppe hinab in den Garten, um hier in ungestörtem Alleinsein zu überlegen, was nunmehr zu thun sei, um die den Oesterreichern offenbar drohende Gefahr abzuwenden. So viel stand fest: ein Angriff auf die Vertheidiger des wichtigen Grimselfasses war von Seite der Franzosen beschlossen und zwar schon auf den kommenden Frühmorgen, wie Kapitän Koussillon unvorsichtig verrathen hatte. Es galt also vor allen Dingen, die dort stehenden Truppen von dieser Absicht der Franzosen zu unterrichten, um sie gegen den geplanten Ueberfall zu sichern. Es fragte sich nur, wie dies möglich gemacht werden konnte und wer das gefährliche Wagniß, die Oesterreicher zu warnen, unternehmen solle. Die Vorposten der Franzosen standen bis zur nächsten Aare-

brücke vorgeschoben und ihre Patrouillen gingen bis in die Nähe des Handed-Falles vor. Keine menschliche Seele durfte diese Vorpostenlinie überschreiten und es war demnach unmöglich, auf diesem direkten Wege zu der Stellung der Oesterreicher zu gelangen. Auf dem Wege über das Gebirge dagegen — eben dem Wege, den zu erforschen der Kapitän Roussillon sich so viele Mühe gab — war es, wenngleich höchst gefährlich, doch immerhin möglich, dahin zu gelangen. Aber der Weg war weit und beschwerlich; ein rüstiger Fußgänger brauchte wohl sieben Stunden bis zum Nägelsgrättli und von hier noch eine weitere Stunde zum Abstieg nach der Paghöhe. Zudem konnte der Gang für den Ueberbringer der Botschaft auch von Seite der Oesterreicher selbst leicht gefährlich werden, denn diese ließen ihrer Stellung Niemand nahe kommen und schossen, wie allgemein war, auf Jeden, der den Versuch machte, sich anzuschleichen. Wem durfte Wally deshalb zumuthen, diesen doppelt gefährlichen Weg zu gehen, und wer zeigte sich wohl bereit, sein Leben zu wagen in diesem Kundschafter-Dienste?

Dies waren die Fragen, die Wally erwoh und sie dachte eben darüber nach, ob sie nicht selbst das Wagniß unternehmen sollte, als sie plötzlich Ambros gewahrte, der außen am Zaune vorüberging. Wie einen Wink des Himmels betrachtete sie diesen Zufall: wenn Einer im Dorfe im Stande war, das schwierige und gefährliche Unternehmen glücklich auszuführen, so war es Ambros. Schleunigst machte sie ihm ein Zeichen, zu ihr zu kommen, und im nächsten Augenblick sprang der rüstige Bursche über den Zaun und befand sich an ihrer Seite.

Nachdem Wally sich überzeugt hatte, daß Niemand in der Nähe sei, der sie belauschen könne, begann sie alsbald ihrem Geliebten ihre Unterredung mit dem Kapitän zu erzählen und knüpfte sodann hieran die Frage, ob er es auf sich nehmen wolle, die Oesterreicher zu warnen. Ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen, sagte Ambros dies zu und — da keine Minute Zeit zu verlieren war, denn die Uhr der Dorfkirche hatte gerade neun Uhr geschlagen — so versprach er sofort aufzubrechen, um die Botschaft auszurichten. Einen Kuß drückte er als Lebewohl auf die Rippen des Mädchens, dann eilte er hinweg.

Wally blickte ihm mit einer Thräne im Auge nach: es war ja ein so gefährlicher Gang, den der Geliebte machte, und sie konnte nicht wissen, ob er von demselben zurückkehren werde. Sie faltete ihre Hände und schickte ein stummes Gebet zum Himmel empor, daß er ihren Ambros in den Gefahren, welchen er entgegenging, beschützen und glücklich wieder heimführen möge. Dann schritt auch sie hinweg.

Einen Augenblick später schlich mit triumphierender Miene Peter Fahner aus der an den Garten grenzenden Scheune. Hinter der rissigen Bretterwand verborgen, hatte er die Unterredung der Liebenden belauscht. Er war im Besitze ihres Geheimnisses und — mit wilder Freude sagte er sich's — in seiner Macht lag es, sich zu rächen und beide zu verderben. Diesen Gebrauch wollte er auch jedenfalls von dem erlauschten Geheimniß machen — dies schwor er sich zu — nur über das „Wie“ war er sicher noch nicht klar.

Ohne Säumen, wie Ambros es versprochen hatte, war der wadere Bursche unmittelbar nach der Unterredung mit Wally aufgebrochen, um seinen beschwerlichen Gang anzutreten. Um keinen Verdacht mit den argwöhnischen Franzosen zu erregen, ging er mit einer Holzart und einem Tragkorb versehen, wie um eine

Babung Holz zu holen, thalabwärts. Sobald er aber sich außerhalb des Bereichs der Vorposten sah, überschritt er an einer günstigen Stelle die brausende Aare und krieg die steile Thalwand empor. Bis er auf einen ihm wohlbekannten, nach der „Hochfluh“ und dem „Rilchlihod“ führenden Fußpfad gelangte. Jetzt wandte er sich, diesem kaum erkennbaren Pfad folgend, rechts und schritt, nachdem er sich seines Tragkorbs entledigt hatte, rüstig und unbesorgt thalaufwärts: er war jetzt in einer Höhe, daß er keine Besorgniß mehr hegen durfte, von den Vorposten entdeckt oder gar verfolgt zu werden.

Die Sonne brannte heiß hernieder, doch er lehrte sich nicht daran. Nach etwa zweistündigem Steigen gelangte er in die Regionen des ewigen Schnees und eilig schritt er jetzt, ohne sich auch nur einen Augenblick Ruhe zu gönnen, über die Gletscher des „Strahlhorn“ und „Thierälplstöck“ nach der schroffen Höhe des „Selmerhorn“. Hier rastete Ambros so lange, als nöthig war, etwas Brod und Ziegenkäse zu verzehren und sich durch einen Trunt Gletscherwassers zu erfrischen. Dann wanderte er weiter, stieg hinab in's „Thierthäl“ und gelangte von hier über den langgestreckten Kohnegletscher endlich auf den schnee- und eisfreien Rücken des „Nägelsgrättli“, dessen steil abfallender südlicher Hang zur Höhe des Grimspasses führt. Etwa um 4 Uhr Nachmittags kam Ambros in den Bereich der österreichischen Vorposten und mit freudigem Gefühle erblickte er tief unter sich die auf dem Grat sich hinziehende Bettentlinie derselben. Jetzt galt es nur, diesen sich bemerklich zu machen und, um sie vom Schieken abzuhalten, ihnen seine friedlichen Absichten und freundlichen Gesinnungen zu erkennen zu geben. Zu diesem Zwecke stieß er den in der Schweiz als Signalruf üblichen Jodelschrei aus, indem er gleichzeitig sein an den Stiel der Holzart befestigtes Tischtuch schwenkte, als Zeichen, daß er nahen wolle.

Und sein Rufen wurde gehört und sein Zeichen verstanden. Eine Patrouille ward ihm entgegen geschickt, die ihm winkte, näher zu kommen. Eiligst folgte Ambros dieser Aufforderung und nach kurzer Frist ward er, seinem ausgesprochenen Wunsche gemäß, vor den kommandirenden Offizier des auf der Paghöhe aufgestellten Pikets geführt. Diesem erklärte er ohne Umschweife, weshalb er von Guttannen herübergekommen sei, da die Franzosen ohne allen Zweifel in erster Fröhe des kommenden Tages die Besatzung des Grimspasses zu überrumpeln gedächten. Der Offizier nahm gespannt den Bericht des wadernen Schweizer entgegen und legte ihm solche Wichtigkeit bei, daß er sofort Befehl gab, Ambros nach dem Grimspital hinabzuleiten, wo der Kommandeur der am Paß und im angrenzenden Rhonethal stehenden Truppen, der k. k. Oberst Strauch, sich zufällig befand. Vor diesen gebracht, wiederholte Ambros nochmals seine Aussagen, ohne zu verschweigen, auf welche Weise er Kenntniß von dem Plane der Franzosen erhalten habe. Der Oberst nahm die Sache sehr ernst, besonders als er von dem über das Gebirge führenden Wege hörte, nach dem der französische Kapitän sich so eifrig erkundigt hatte. Er ließ sich diesen von Ambros gegangenen Weg genau beschreiben und schien durch die Versicherung, daß kein Schweizer die Franzosen diesen Weg führen würde, nichts weniger als beruhigt. Mehr Gewicht dagegen maß er dem Umstande bei, daß der Pfad äußerst schwierig zu begehen war, daß er über Schneeflächen und Gletscher führte und demnach aller Wahrschein-

sicherheit nach nur von einzelnen des Bergsteigers gewohnten Beuten, nicht aber von geschlossenen Truppenabtheilungen benützt werden konnte. Dieser Gedanke schien so viel vertrauenswerdendes für den Oberst zu haben, daß er nach einer Weile ernstern Nachsinnens vergnügt und zuversichtlich seinem bei der Unterredung anwesenden Adjutanten zurief: „Wohl, sie sollen nur kommen — wir wollen sie mit blutigen Köpfen heim schicken!“

Und sofort begann er hierauf, ohne sich um des jungen Schweizers Anwesenheit vorerst weiter zu kümmern, dem Adjutanten eine Anzahl Befehle, theils in die Schreiftafel zu diktieren, theils sie persönlich an einem mit Papieren und Karten bedeckten Tische niederzuschreiben. Dann aber, nachdem der Adjutant zur schleunigen Erledigung der getroffenen Anordnungen abgetreten war, schritt der Oberst auf Ambros zu, reichte ihm freundlich die Hand und sprach: „Ich danke Dir, braver Bursche — die Nachrichten, die Du überbrachtest, sind mir von höchster Wichtigkeit gewesen und soferne sie sich bewahrheiten, werde ich nicht verfehlen, mich Dir erkenntlich zu zeigen. Für jetzt bleibe in meiner Nähe, vielleicht kann ich Deine Dienste noch weiter in Anspruch nehmen!“ Hierauf rief er mit lauter Stimme eine Ordonnanz herbei und gab ihr den Befehl, für Ambros in jeder Weise und besonders für dessen Bequartierung und Verpflegung bestens zu sorgen. Dem Abgehenden nochmals freundlich zuwinkend, vergab er sich wiederum an seinen Arbeitstisch, um noch einige auf die energische Vertheidigung des Grimspasses bezügliche Befehle auszufertigen. —

Inzwischen waren in Suttannen die angekündeten vier französischen Bataillone unter Kommando des Generals Gudin eingetroffen. Die Mannschaft hatte auf der Matte beim Dorfe den bereits hergerichteten Bivakplatz bezogen, der General selbst aber nahm Quartier im Hären, in einer der seither von Kapitän Roussillon benützten Stuben. Als bald nach Ankunft der Truppen wurde ein Kriegsrath abgehalten und Gudins erste hiebei an den Kapitän gerichtete Frage war, ob außer dem auf der Thalsohle zum Grimspass führenden Wege noch andere über das Gebirge sich ziehende Pfade vorhanden wären. Aber Roussillon verneinte die letztere Frage mit dem Beifügen, daß alle seine Bemühungen, in dieser Beziehung von der Einwohnerschaft des Dorfes etwas zu erfahren, sogar trotz hoher Versprechungen umsonst gewesen seien. Die einzige im Dorfe französisch sprechende Person, ein Mädchen, das seither den Verkehr zwischen ihm und den Bauern vermittelt und das er — wie er lachend beifügte — mit dem Versprechen einer Belohnung von hundert Louisdors habe irren machen wollen, sei vor kaum einer Stunde noch bei ihm gewesen und habe erklärt, sie könne leider das schöne Geld nicht verdienen, denn auf alle ihre Erkundigungen bei Jägern und Hirten habe sie stets nur dieselbe Antwort erhalten: es gebe keinen solchen Weg, denn die Bergänge seien zu schroff und die Ruppen mit ewigem Schnee und ungeheuren Gletscherflächen bedeckt, die kein menschlicher Fuß zu betreten wagen dürfe. Der General hörte diesen Bericht mit unverheitem Aerger und sprach endlich: „Wohlan, so gilt es eben, den Stier bei den Hörnern zu fassen, den Paß kühn in der Fronte anzugreifen und seine Besatzung zu überumpeln. Sie, Herr Kapitän, werden sich an der Spitze der Sturmkolonne befinden: morgen vor Mittag muß der Paß in unseren Händen sein!“

Nach diesem kategorischen Befehl ordnete der General noch an, daß die Bataillone sofort die von den Einwohnern unter Weinen und Wehklagen gelieferten letzten Röhre, Rinder und Ziegen schlachten, dann abkochen und einige Stunden der Ruhe pflegen sollten. Eine Stunde vor Mitternacht habe Alles zum Abmarsch bereit zu stehen.

Die Anordnungen des Generals wurden pünktlich vollzogen und um die befohlene Zeit marschirte die lange Kolonne, Kapitän Roussillon mit seiner Kompagnie an der Spitze, bei Fadelbeleuchtung von Suttannen ab. Ein dichter Nebel lag im Thale, so



Und sein Rufen wurde gehört und sein Zeichen verstanden.

daß die Soldaten paarweise nebeneinander marschirend, nur langsam vorwärts kamen. Kein Kommando oder Signal durfte gegeben, kein lautes Wort gesprochen, kurz jedes Geräusch mußte vermieden werden, damit die Oesterreicher nicht auf das Nahen der Angriffstruppen aufmerksam gemacht würden. So gelangten die Franzosen unbemerkt über die Fchingel- und Schwarzbrunnbrücke, überschritten den braufenden Handedbach und zogen ohne Unfall über die schwierigste Stelle des ganzen Wegs, „die Helle Platte“, einen abschüssigen alten Gletscherabkliff von beträchtlicher Ausdehnung. Beim ersten Morgengrauen kam die Spitze der Kolonne an den Eingang zum „Räterichsboden“, dem Eingangs unserer Erzählung erwähnten ausgedehnten Thalböden, und jetzt wurden alle Fadeln verlöscht und eine kurze Rast gemacht.

Auffallenderweise war man bisher noch auf keine

feindliche Patrouille gestoßen. General Gubin, der sich unmittelbar hinter der Avantgarde, an der Spitze der Hauptkolonne befand, hielt dies jedoch für ein günstiges Anzeichen, denn er schloß daraus, daß der Vorpostendienst bei den unvorsichtigen Oesterreichern nur sehr lässig betrieben werde. Er lachte sich deshalb in's Häuschen und rechnete mit froher Zuversicht auf das Gelingen seines Unternehmens: die Ueberumpelung des Segners und dessen vollständige Vertreibung von dem wichtigen Paß.

Allmählig wurde es heller, aber der dicke Nebel machte noch immer unmöglich, auf weiter als zwanzig Schritte die vorwärts liegenden Gegenstände zu unterscheiden. Jetzt befahl Gubin der Avantgarde, vorsichtig weiter zu marschieren und das jenseitige Ende des Beckens zu besetzen. Auch dieser Befehl ward ausgeführt, ohne daß von Seite der Oesterreicher auch nur der geringste Versuch, das Festsetzen der Feinde in dem ausgehöhlten Thalgrunde zu verhindern gemacht wurde. Die Sorglosigkeit der Besatzung des Grimfelpasses grenzte nach Gubin's Meinung wirklich an's Unglaubliche.

Man war nunmehr nur noch etwa eine Wegstunde vom Grimfelgrunde entfernt und der dahin führende, zum förmlichen Engpaß werdende Weg lief nach einer kurzen Neigung fast vollständig eben weiter. General Gubin entschloß sich deshalb, diese Strecke möglichst rasch zu passieren; die Avantgarde erhielt den Befehl, falls sie auf eine feindliche, in den Hohlweg vorgeschobene Abtheilung stieße, dieselbe zu werfen und mit ihr zugleich in den Grimfelgrund einzubringen. Demgemäß drang Kapitän Koussillon, der persönlich an der Spitze bei den „enfants perdus“ marschierte, in raschem Schritte vorwärts: da endlich, an der letzten Aarebrücke, nur noch eine Viertelstunde vom Grimfelgrunde entfernt, krachten Schüsse. Ein hier aufgestelltes Piket hatte die Anrückenden bemerkt, Feuer gegeben und unmittelbar nachher in fluchtähnlichem Laufe sich zurückgezogen. Jetzt zog Koussillon rasch seine ganze Kompagnie vor, um im Sturmschritt den Fliehenden zu folgen, aber zum großen Aerger des Kapitäns hatten die Oesterreicher noch Zeit gehabt, die Brücke zu zerstören und das Holzwerk zu entfernen. Doch die Aare hatte ja an dieser Stelle nur die Breite eines Baches — freilich eines wild reichenden und schäumend einherbrausenden Baches — und Koussillon war nicht der Mann, sich hierdurch ein ernstliches Hinderniß bereiten zu lassen. „En avant!“ kommandirte er und er selbst war der Erste, der auf den felsigen Grund des Flusses hinabsprang und kühn, trotz der stürzenden Wogen hinüber und am jenseitigen Ufer emporrang. Und seine Soldaten folgten ihm und wengleich einige derselben durch die Gewalt der Sturzwellen umgerissen und hinweggeschwemmt wurden, so hatte er doch nach Verlauf von etwa 10 Minuten seine Kompagnie jenseits des Flusses gesammelt und kühnen Muthes stürmte er jetzt der kleinen feindlichen Abtheilung nach, um gemäß seines erhaltenen Befehls womöglich gleichzeitig mit dieser in den Grimfelgrund einzubringen. Aber trotz aller Anstrengung war ihm dies bei dem Vorsprung, den diese inzwischen gewonnen hatten, nicht mehr möglich; er mußte deshalb, da er vorerst ohne Unterstützung nicht wagen durfte, das Innern des Grundes zu betreten, am Eingang in diesen, hinter dem deckenden Gestein sich festsetzen und sich in ein Feuergefecht mit einer ihm ge-

\*) „Berlorene Ainter“ Name der äußersten, im Marschführungs-

dienst verwendeten Tirailleurs.

\*\* Französisches Kommando „Vorwärts!“

genüberstehenden Abtheilung einlassen, die das Debouchieren aus dem Defilee durch lebhaftes Feuer zu verhindern suchte.

Eine Viertelstunde mochte das beiden Theilen weniger schädliche Feuer angebauert haben, als General Gubin mit der Spitze der Hauptkolonne bei der Avantgarde-Kampagne eintraf. Im gleichen Augenblick ward der Nebel durch die Kraft der mittlerweile aufgegangenen Sonne, wie durch das Wehen eines leichten Südwindes gelichtet und dadurch der Blick über den Grimfelgrund und zu der Paßhöhe frei. Da brach auf Befehl des Generals die Avantgarde aus dem Defilee hervor, stürmte kühn über die Fläche und begann am gegenüberliegenden, zum Paße führenden Hange emporzubringen. Gleichzeitig debouchirten die Bataillone, um nunmehr das Letzte zu wagen und mit aller Wucht den Stoß auf den — Gubins Vermuthen nach — nur schwach und unvollständig besetzten Paß auszuführen. Aber jetzt, mit einemmale tauchten ringsum auf den Felsen die weißen Köpfe der Oesterreicher auf und hinter jedem Felsblock hervor blihte und krachte es auf die verblüfften Franzosen, die unwillkürlich kuckten und zögerten, weiter vorzubringen. Aber das Stillestehen ward ihnen verberlich; von allen Seiten schlugen die Kugeln in ihre dichtgedrängten Massen und in wenigen Augenblicken lagen an fünfzig Tode und ebensoviele Verwundete an der Erde. Als jedoch in diesem kritischen Moment gar auch auf dem Kamme des Felsenhügels „Rollen“, an welchen das Hospiz angelehnt ist, eine österreichische Abtheilung erschien und wirksam den Rücken, der wie in einer Mausefalle befindlichen Franzosen beschloß, da bemächtigte sich dieser eine allgemeine Panik. „Sauve qui peut!“ riefen einige Verzagte und — in wilder Flucht auch die Beherzten mit sich reißend, wandte sich Alles dem einzigen Ausgang aus dem verhängnißvollen Grunde, dem vom Häterichsboden herführenden Engpasse zu.

Vergeßlich bemühten sich die Offiziere, die Fliehenden wieder zum Stehen zu bringen und zu sammeln. Erst an der abgetragenen Aarebrücke gelang ihnen dies und mit begeisterten Worten brachten sie es sogar dahin, daß die Soldaten wieder Front machten und zu einem neuen Angriff sich ordneten. General Gubin stillte sich persönlich an ihre Spitze und führte sie nochmals vor. Kühn drang er mit seinen, durch das Beispiel des Führers angefeuerten Sturmkolonnen über den Grimfelgrund und die zum Paße führende Wand hinan. Aber noch im ersten Drittel des zurückzulegenden Weges erlahmte die Kraft der Stürmenden an der Steilheit der Bergwand und, bezimert von den Kugeln der völlig gedeckt stehenden Verteidiger des Passes, wandten sie sich abermals zu hastiger, diesmal unaufhaltbarer Flucht.

Während über die erlittene Niederlage kam General Gubin am Abend des gleichen Tages mit den Trümmern der ihm urterstellten Bataillone wieder in Gütannen an. Schwere Verluste waren ihm zugefügt worden: über 200 Mann waren bei den beiden Angriffsversuchen gelbdtet, ebensoviele verwundet worden. Auch Kapitän Koussillon zählte zu den Gefallenen; eine Kugel hatte seine ehrgeizige Brust durchbohrt und die Oesterreicher betheten ihn mit den übrigen Toden jenseits der Paßhöhe auf dem Grunde eines kleinen Sees, der deshalb einfach „Tobtensee“ genannt wurde und diesen Namen bis auf den heutigen Tag beibehalten hat.

\* „Nette sich, wer kann“

Außer sich vor Zorn, saß der General am nächsten Morgen auf seiner Stube im Wärendwirtsbause. Die erlittenen Verluste schmerzten ihn weniger, als das Fehlschlagen der Operation, auf deren Gelingen er so sicher gezählt hatte. Er hatte gehofft, die Oesterreicher unvorbereitet auf einen Angriff überfallen und mit leichter Mühe, hauptsächlich durch das numerische Uebergewicht seiner Truppen von dem Passe vertreiben zu können. Statt dessen hatte er sie wohl vorbereitet und trefflich gerüstet zur Abwehr des Angriffs getroffen. Alle Anzeichen sprachen daher dafür, daß der Kommandant der Besatzung am Grimspass Kenntniß von dem Angriffsplane der Franzosen gehabt habe: Jemand mußte denselben dem Feinde verrathen haben. Aber wer — und auf welchem Wege? Dies

waren Fragen, die den General während des ganzen Morgens beschäftigten und quälten. Endlich ließ er den Schultze holen — denn Gudrin sprach ziemlich gut deutsch — und examinierte ihn scharf; aber er gelangte zu keinem Resultate, denn Christoph Fahner konnte nicht verrathen, was er selbst nicht wußte. Bezüglich des erfragten Weges aber war der Schultze vorsichtig genug zu erklären, ihm selbst sei ein solcher unbekannt, gleichwohl halte er für möglich, daß einzelne gewandte Jäger über die Schnee- und Eisflächen des Hochgebirges nach dem Grimspass zu gelangen vermöchten, er bezweifle jedoch, daß der Versuch hiezu schon gemacht worden sei, denn jedenfalls sei er höchst gefährlich. Damit mußte Gudrin sich zufrieden geben und sich damit begnügen, die Kommandanten der Bataillone zu sich zu beordern, um mit ihnen „la revanche“\*) zu berathen.

Dieser Kriegs Rath fand im Laufe des Abends statt — gleichzeitig hatte auch Peter Fahner mit Wally eine Unterredung, die — wie jene der Offiziere — auf „revanche“ für eine erlittene Niederlage zielte. Als nämlich Wally sich gerade allein in der Scheune befand, trat plötzlich Peter zu ihr, schloß hinter sich die Thüre und stellte sich, um sie am Entfliehen zu hindern, breit davor.

Erstaunt und erschrocken blickte Wally in Peters boshaft lächelndes Antlitz. „Was willst Du von mir?“ rief sie ängstlich.

„Mit Dir reden!“

„Ich wüßte nicht, was wir miteinander zu reden hätten!“

„Das glaube ich wohl“, spottete Peter, „aber um so besser weiß ich's und — ich will dir's sagen: Was meinst Du, was geschähe, wenn Einer zum General ginge und ihm anzeigte, daß Du logst, als Du sagtest, es gebe keinen Weg über's Gebirge nach der Matenwand? Und was würde wohl die Folge sein, wenn er erfähre, daß — Ambros von Dir aufgefordert, diesen Weg gemacht hat, um den Oesterreichern an der Grimspass zu verrathen, daß sie angegriffen würden?“

Wally erschrad, aber sie faßte sich schnell und erwiderte mit kalter Ruhe: „Die Folge wäre, daß Ambros und ich todtgeschossen würden — aber ich befürchte dies nicht, denn kein Schweizer wird uns verrathen!“

„Meinst Du? — Weßhalb nicht?!“

\*) Die Rache.

„Weil er mit uns auch das Vaterland verrathen würde!“

„Das Vaterland?“ entgegnete Peter höhlich. „Nein — nur die Oesterreicher und — was gehen mich die Oesterreicher an?!“

„Dich?!“ sprach Wally jetzt mit einem Blicke tiefster Verachtung. „Du willst also die schändliche That begehen?!“

Peter aber runzelte trotzig die Stirne und rief: „Ich will — ja, wenn Du eine Bedingung, die ich Dir stelle, nicht eingehst!“

„Welche?“ fragte, ihm fest in's Auge blickend, das Mädchen.

„Schwöre mir, Dich von Ambros loszusagen und mein Weib zu werden,“ entgegnete Peter, „dann



„Wohlan, so gehe hin und verrathe mich!“

werde ich schweigen!“

Da richtete Wally stolz den schönen Kopf auf und rief mit zornbebenden Lippen: „Wohlan, so gehe hin und verrathe mich! Nie wird mein Mund aussprechen, was mein Herz verdammt — nie werde ich Dir angehören, denn ich hasse — ich verabscheue Dich!“

Ein Blick der Wuth zuckte aus Peters Auge und grimmig seine geballte Faust gegen Wally schüttelnd, schrie er: „So habe, was Du haben willst — ich gehe zum General!“

Mit einem heftigen Ruck riß er die Thüre auf und enteilte. Wally aber stand entsetzt: mit Angst und Schrecken gedachte sie der Folgen, die Peters Verrath, wenn er ihn wirklich ausführte, unaussprechlich nach sich ziehen mußte. Weniger an sich selbst und ihr wahrscheinliches Schicksal dachte sie dabei, aber es fiel ihr schwer auf's Herz, daß Peter, ohne Zweifel von den Franzosen aufgefordert, diese den geheimgehaltenen Weg geleiten würde, was aller Wahrscheinlichkeit nach zur Ueberwältigung der Besatzung des Grimspasses führen mußte. Außerdem lag die Möglichkeit nahe, daß die Franzosen auf dem Gebirgswege auf den heimkehrenden Ambros stießen, den sie in diesem Falle zweifellos ihrer grausamen Rache opfernten. Diese für das Vaterland und den Geliebten so

entfesslichen Folgen des schmählichen Verrathes mußten wo möglich abgewendet werden: zur Erreichung dieses Zieles aber gab es nur Eines: sie selbst mußte unverweilt den Versuch machen, auf dem Wege über das Nägelsgrättli nach der Grimfel zu gelangen, um die Oesterreicher und vielleicht auch Ambros vor dem, was ihnen drohte, zu warnen. Zwar war es schwer, aus dem Dorfe zu entkommen, denn die Vorposten, die früher nur nach der einen, dem Paß zugewandten Richtung ausgestellt waren, umgaben, seit General Gudin den Verdacht hegte, daß ein Einwohner von Suttannen die Oesterreicher gewarnt habe, das Dorfringsum und Niemand durfte ihre Linie überschreiten. Gleichwohl mußte dies gewagt werden. Es begann bereits zu dunkeln und wiederum lag dichter Nebel im Thale. Beide Umstände konnten dazu beitragen, ihr Entkommen zu ermöglchen — aber rasch mußte sie sich aufmachen: in der nächsten Minute vielleicht suchten die französischen Spürhunde nach ihr, um sie vor Gudin und zum Tode zu schleppen.

Schnell, ohne weiteres Ueberlegen oder Säumen, eilte Wally aus der Scheune direkt hinüber nach der Aare, denn wenn ein Entkommen überhaupt möglich war, so konnte es nur auf dieser Seite gelingen, wo die einzelnen Bedetten größere Abstände von einander hatten, da die Franzosen hier, der steil zum tiefeingeschnittenen Flußbett hinabfallenden Ufer und des reißenden Flußes selbst wegen geringere Aufmerksamkeit, als an anderen Stellen übten. Wally kannte ungefähr die Plätze, wo Posten standen und schlug deshalb die Richtung nach einer Stelle ein, wo sie hoffte, unter dem Schutze des Nebels unbemerkt sich durchschleichen zu können. Aber mit beginnender Dämmerung war die Bedettenlinie durch einige eingeschobene Zwischenposten verstärkt worden. So kam es, daß Wally von einem in der Nähe stehenden Posten bemerkt und angerufen wurde. Zum Tode erschreckt kam sie unwillkürlich der Weisung, zu halten, nach; aber im nächsten Augenblick schon eilte sie mit verdoppelter Schnelligkeit weiter, dem Uferande zu, von welchem sie nur noch wenige Schritte entfernt war. Da krachte ein Schuß und — laut auf schrie Wally, als sie die Uferwand hinab mehr stürzte als sprang. Sie fühlte einen stechenden Schmerz am Oberarm, aber zum Glück verlor sie ungeachtet ihres harten Falls auf einen mit Moos überzogenen Felsblock das Bewußtsein nicht. Sie schaute auf und — ein leises „Gott sei Dank!“ entfloß ihren Lippen: sie lag unmittelbar vor dem niedrigen Spalt, der den Eingang zu der kleinen Höhle bildete, in welcher Ambros seinen Stutzen verborgen hatte. Blitsschnell kroch sie hinein und lauschte. Nach einer kleinen Weile hörte sie Stimmen über sich; eine Patrouille war herbeigeilt und erkundigte sich nach dem Grunde des abgegebenen Schusses. Die Bedette erklärte, eine Weibsperson erschossen zu haben, die ungeachtet des Anrufs den Versuch gemacht habe, über die Aare zu entkommen. „Ich sah sie an dieser Stelle über den Rain stürzen“, fügte er bei, „sie muß unten im Flusse liegen!“

„In diesem Falle“ — erwiderte der Andere — „würden wir wohl vergeblich nach ihr suchen: das

reißende Wasser hat die Leiche natürlich längst weggetrieben. Ich werde es dem General melden?“

Mit diesen Worten entfernten sich die Sprechenden und Wally athmete auf in ihrem Versteck: sie war durch die Hand der Vorsehung aus doppelter Gefahr errettet. Sie faltete die Hände und sandte ein stummes Gebet empor zu ihm, der sie gnädig bewahrt und flehte ihn an, sie auch fernerhin zu beschützen, auf daß sie im Stande sei, das schwierige Werk, welches sie auf sich genommen, glücklich zu Ende zu führen.

Jetzt erst gedachte sie ihrer Wunde. Diese war, da die Kugel nur gestreift hatte, glücklicherweise nur leicht: sie blutete jedoch ziemlich stark, weshalb Wally ihr Busentuch abnahm und fest um den verwundeten Arm wand. Dann überlegte sie, was nunmehr weiter zu thun sei.

Sie kam zu dem Resultat, daß es das Klügste sei, vorerst ruhig an ihrem Schlupfwinkel auszuharren.



Aber die Soldaten gingen, mit Fackeln in den Händen, an ihrem Versteck vorüber.

Mit eintretender völliger Dunkelheit wollte sie es versuchen, zum Flusse hinabzukriechen und zu einer etwas stromabwärts gelegenen Stelle zu gelangen, wo sie mit Beichtigkeit über einige im Flußbett liegende große Felsblöcke, von einem zum andern springend, trockenen Fußes an's jenseitige Ufer kommen konnte. Sie kauerte deshalb an der Erde nieder und wartete ruhig das Eintreten des ihr günstig scheinenden Zeitpunktes ab.

Eine Stunde etwa mochte verstrichen sein, da endlich erhob sie sich und streckte lauschend den Kopf durch den Felspalt. Schwarz hatte sich die Nacht in das Thal gesenkt und tiefes Dunkel herrschte ringsum. Vorsichtig schlüpfte sie aus ihrem Versteck und schied sich eben an, das steile Ufer hinabzuklettern, als sie plötzlich wiederum sich nähernde Stimmen vernahm. Eiligt zog sie sich daher in den Schlupfwinkel wieder zurück und suchte ängstlich aufhorchend die Absicht der Nahesten zu erfahen.

Sie blieb nicht lange im Unklaren darüber. Deutlich hörte sie, wie die schon früher vernommene Stimme

zu der auf ihrem Posten stehenden Bedette sagte: Der General hat befohlen, die Leiche des erschossenen Weibes im Fuchsbelt aufzusuchen, um festzustellen, ob sie vielleicht die der verrätherischen Dolmetscherin sei, die seit einer Stunde schon allenthalben gesucht wird.

Diese Worte machte Wallys Herz erbeben: sie lieferten ihr den Beweis, daß Peter seine Anzeige wirklich erstattet habe. Kaum zu athmen wagen, zog sie sich behäbig so weit wie möglich in die Höhlung zurück und unwillkürlich streckte sich ihre Hand nach dem versteckten Stügen aus, entschlossen, falls sie entdeckt würde, ihr Leben so theuer wie nur immer möglich zu verkaufen. Aber die Soldaten gingen, Fackeln in den Händen, an ihrem Versteck vorüber und stiegen zum Rußbett hinab, um dieses abzusuchen. Dann, als ihre Bemühungen unterhalb der Stelle, wo nach Aussage der Bedette die Getroffene hinabgeführt war, erfolglos blieben, folgten sie dem Rauschen des rauschenden Flusses auf eine weite Strecke, spähend und suchend, bis der Schimmer der Fackeln der gespannt nachblickenden Wally entschwand.

Jetzt dünkte ihr der Zeitpunkt zur Ausführung ihres Wagnisses günstig. Gewandt kletterte sie den steilen Rain hinab und war nach kurzer Frist an der gesuchten Uebergangsstelle. Trotz der herrschenden Dunkelheit waren die im weißschäumenden Wasser liegenden schwarzen Felsblöcke leicht zu erkennen. Ohne Zagen betrat Wally daher den ihr wohlbekanntesten Weg und nach drei Sprüngen stand sie am jenseitigen Ufer. Wie eine Rahe stieg sie jetzt am Berghang empor — sie kannte jeden Stein und jeden Busch auch im Dunkeln, da sie schon unzähligmale hier ihre weidenden Ziegen gehütet hatte — höher und höher, bis sie nur noch schwach das Rauschen der tief hinter ihr brausenden Aare vernahm. Jetzt hielt sie an und schöpfte tief Athem: sie war hier gegen Verfolgung sicher und der schwierigste Theil ihres Unternehmens, das Entkommen aus dem Dorfe, war gelungen.

Wally setzte sich auf ein Felsstück und beschloß, den Anbruch des Tages hier zu erwarten, denn bei Nacht konnte sie unmöglich wagen, den im weiteren Verlaufe meist schwierigen Pfad weiterzuwandern. Sie hörte die Thurmuhr des Dorfes Mitternacht und nach einander Eins, Zwei und Drei Uhr schlagen. Bald nachher aber ward es unten im Thale lebendig: sie sah wandernde Fackeln durch den Nebel schimmern und hörte Kommandostimmen und das Klirren von Waffen. Wally ahnte, was diese frühe Unruhe im Bivak bedeutete: jetzt sollte wohl Peters Verrath seine Früchte tragen, jetzt sollte er die Franzosen über die Berge

führen. Nach einer Weile sah sie auch wirklich die Fackeln sich thalabwärts bewegen, gegen Im-Boden zu. Nun war sie ihrer Sache sicher, denn von diesem kleinen Flecken aus führte der Weg, zu dem sie selbst an der schroffen Bergwand emporgeslettert war, mäßig doch stetig ansteigend ab. Jetzt durfte sie nicht länger zögern und trotz der noch immer herrschenden Dunkelheit — die Dorfuhren schlug gerade Vier Uhr und das erste Tagesgrauen begann erst in etwa einer halben Stunde — mußte sie sich entschließen, aufzubrechen, um einen Vorsprung vor den Franzosen zu behalten. Mühsam, oft mit den Händen den steil aufsteigenden Pfad suchend, kletterte sie empor und eilte weiter mit von Angst beflügeltem Fuß, denn hinter ihr sah sie jetzt in langer Linie die leuchtenden Fackeln die Bergwand sich hinan-

schlängeln und langsam sich nähern. Mehrmals lief sie irre in Dornen und Gestrüpp, einigemal straukelte sie auch über einzelstehende Felsblöcke, aber sie ließ sich nicht abschrecken, tastete sich mit unsäglicher Mühe wieder zurecht und schritt weiter.

Näher und näher kamen die Franzosen, welchen das Fackellicht den schwierigen Weg erhellte. Wally bemerkte es mit Verzweiflung im Herzen, aber jetzt als sie höchstens noch etwa dreihundert Schritte Vorsprung hatte, begann der Tag zu grauen und nun endlich, nachdem sie sich die ganze Zeit her nur wie ein Blinder Schritt für Schritt durch Lasten hatte vorwärts helfen können, vermochte sie ihre zwei guten Augen zu gebrauchen und zu sehen, wohin ihr Fuß trat. Frischen Muth fassend, eilte sie nunmehr weiter bergauf auf dem auch ihr erhellten Pfade und gewann bald wieder einen größeren Vorsprung vor den Franzosen, die des

Bergsteigens weniger gewohnt, nur langsam vorwärts kamen.

Allmählig wurde es heller und mit Ausbietung aller ihrer Kräfte stürmte Wally weiter und gelangte nach unglaublich kurzer Zeit zum Strahlhornletscher. Aber auch die Franzosen folgten jetzt etwas rascher nach; sie schienen in diesen nebelfreien Regionen die vor ihnen eilende Mädchengestalt bemerkt zu haben und verdoppelten darum ihre Anstrengungen, um sie wo möglich einzuholen. Doch Wally hatte nicht wie ihre Verfolger Waffen und Gepäck zu tragen und während diese einen Schritt vorwärts kamen, machte sie deren zwei. Oben auf der Höhe angelangt aber flog sie mit Windeseile über die fast ebenen Flächen der Gletscher, stieg sodann zur Spitze des Selmerhorns empor und schaute von diesem hochgelegenen Punkte nach dem Wege zurück, den die Franzosen kommen mußten. Sie gewahrte nichts mehr von ihnen:



Und wenige Augenblicke nachher lag sie in einem tiefen Schlafe.

fie hatte jetzt einen Vorsprung von mehr als einer Stunde.

Wally setzte sich auf einen Felsblock, denn nach der ungeheuren Anstrengung fühlte sie sich ermüdet zum Umfinken. Sie hatte die ganze Nacht über keines Schlafes genossen, hatte fast vierundzwanzig Stunden keinen Bissen Nahrung oder einen Tropfen Wasser über ihre Lippen gebracht und demungeachtet hatte sie, verwundet und durch Blutverlust geschwächt, unter den brennenden Strahlen der jetzt hochstehenden Sonne einen Weg, den rüstige Fußgänger gewöhnlich in sechs Stunden zurücklegten, in weniger als fünf Stunden gemacht. Jetzt machte die menschliche Natur dringend ihre Rechte geltend: Wally mußte ruhen, wenn auch nur ein halbes Stündchen, denn sie fühlte sich vor Erschöpfung einer Ohnmacht nahe. Instinktmäßig schleppte sie sich noch zu einer abseits des schmalen Pfades, etwas tiefer gelegenen Stelle, wo sie unter einem dachartig über das Gestein ragenden mächtigen Felsen Schutz gegen die Strahlen der Sonne zu finden hoffte. Hier, in der höhlenartigen Vertiefung, sank sie auf einen Haufen Moos nieder, das Hirten unter dem schützenden Dache zusammengetragen hatten, ihre Augen schlossen sich und wenige Augenblicke nachher lag sie in tiefem, todtähnlichen Schlafe. —

Wally hatte, als sie wieder zum Bewußtsein kam, keine Ahnung, wie lange sie geruht haben mochte; sie erwachte an einem dumpfen Geräusch, das wie Donnerrollen an ihr Ohr drang. Sie sprang auf und — bemerkte mit Schrecken, daß die Sonne am westlichen Himmel stand: sie mußte demnach ziemlich lange geschlafen haben. Entsetzt warf sie einen Blick nach der Richtung, aus welcher die Franzosen kommen mußten, aber weit und breit war nichts von ihnen zu sehen. Erleichtert athmete sie auf: die Soldaten hatten nach dem anstrengenden Marsche offenbar ebenfalls der Ruhe bedurft und lagerten wohl noch drüben am Thieräpflistock. Da schlug das donnerähnliche Rollen wieder an ihr Ohr, doch seltsam: rings umher war der Himmel blau, nirgends eine Spur von Gewitterwolken. Ein Zittern durchlief bei dieser Entdeckung ihren Körper und ihre Kniee drohten zu brechen, denn jetzt erkannte sie die Bedeutung des ferneren Donners: das war kein Gewitter, das waren Schüsse, die der Wiederhall rollend durchs Thal trug — das war ein Gefecht am Grimselpaß. Kaum ihrer Sinne mächtig, klamm sie wieder hinauf zu der Spitze des Selmerhorns, von der sie deutlich zum Nägeligrätli und sogar zur Pashöhe sehen konnte und — ihre letzten hoffenden Zweifel schwanden: sie erblickte die Franzosen stürmend zum Paß vordringen, sah die kleine Schaar der Oesterreicher vor der Uebermacht weichen und sich in's Rhonethal zurückziehen.

In schmerzliche Thränen ausbrechend, schlug Wally da die Hände vor ihr Angesicht; alle ihre Anstrengung war vergeblich gewesen: während sie, ihrer körperlichen

Schwäche erliegend, geschlafen hatte, waren die verhassten Franzosen, ohne daß sie es gewahr wurde, kaum fünfzig Fuß oberhalb ihrer Schlummerstätte vorübermarschirt, hatten ihren Ueberfall ausgeführt und sich zu Herren des Passes gemacht.

An Leib und Seele gebrochen, wandte sich Wally und stieg hinab zur Selmeralp, um hier bei der Sennerin um Abendbrod und ein Nachtlager zu bitten. Mit sinkender Sonne kam sie dieselbst an und fand gastliche Aufnahme in der Hütte, die sie vor Kurzem selbst noch bewohnt hatt'.

Die Einnahme des Grimselpasses am 14. August war um so bedeutsamer für die Franzosen, als Tags zuvor schon im Reukthal Kämpfe stattgehabt hatten, in deren Folge die Oesterreicher ihre Positionen an der Gottbardsbrücke hatten räumen müssen. Dem tapferen Oberst Strauch war somit nach dem unglück-



Einige Tage nachher wurde seine Leiche am Ufer des Todtensees gelandet.

lichen Ausgang des Gefechts an der Grimsel die Möglichkeit benommen, sich über den Furlapaz nach Hospenthal zurückzuziehen. Es blieb ihm nur mehr übrig, seine sehr geschwächten Truppen in's Rhonethal zu führen und bei Imloch hinter der Rhone und dem Eginbach Stellung zu nehmen, um hier die herbeigerufenen Abtheilungen seines linken Flügels abzuwarten. Aber zum Unglück für die Oesterreicher begann nunmehr auch die in der Gegend bei Brieg vereinigte französische Division Turreau eine Vorwärtsbewegung gegen den am Simplon stehenden Prinzen von Rohan, drängte diesen nach dem Domo d'Osola zurück und griff die linken Flügelbataillone des Oberst Strauch an, welche nach heftigen Kämpfen bei Märel und Ried gezwungen wurden, sich ins Binnenthal zu werfen. Oberst Strauch selbst aber, nunmehr auf dem rechten und linken Flügel gleichmäßig bedrängt, sah sich genöthigt, mit dem Rest seiner Truppen durch das Eginenthal und den Rufenen-Paß nach Airolo sich zurückzuziehen. Bisweilen mußten hierbei höchst schwie-

rige, nur Jägern bekannte Steigen berührt werden, bei welcher Gelegenheit Ambros, der sich noch immer bei Oberst Strauch befand, vermöge seiner trefflichen Ortskenntnis in allen diesen Gegenden wiederum die besten Dienste zu leisten im Stande war.

In Folge dieser Ereignisse, in Verbindung mit dem nachfolgenden Siege Massena's über Korsakow bei Zürich fiel die ganze Nord- und Ostschweiz, insbesondere der zwischen dem Lauf der Reuß und des Rheines gelegene Landestheil vom Gotthard bis nach Eglisau und Konstanz in die Hände der Franzosen. Trotz späterer, nach Suwarow's Eintreffen geführter, wechselvoller Kämpfe verblieb dieser District für lange Zeit unter französischem Einflusse.

General Gubin, welchem der kühne Marsch über das unwegsame, schnee- und eisbedeckte Gebirge die Lobsprüche Becourbe's und Massena's eingetragen hatte, erwies sich dankbar gegen seinen Führer Peter Fahnner. Auf dessen Wunsch schenkte er ihm den dem Staate gehörigen Käterichsboden\*), so daß Peter mit einemmale der reichste Bauer und Großgrundbesitzer jener Gegend war. Aber er sollte des mit dem Vertrath seines Vaterlandes erworbenen Reichthums nicht froh werden. Verachtet vom ganzen Dorfe, vergrub er sich mit seiner Schande in dem zu seinem Gute gehörigen Wohnhause. Als aber einige Monate später die Berner Regierung das unberechtigte Geschenk Gubin's zurückzog\*\*), war Peter's Unglück vollkommen. Er ertrug diesen Wechsel seiner Glücksverhältnisse nicht. Einige Tage nach dem Empfang des Regierungsdekrets, das ihn wieder von Hof und Gut vertrieb, wurde seine Leiche am Ufer des Todtensees gelandet, in dem er das Ende seines schuld- und schmachbedeckten Daseins gesucht und gefunden hatte.

Etwa vierzehn Tage nachher feierten Ambros und Wally ihre Hochzeit. Oberst Strauch hatte den wackeren Burschen, der ihm so wichtige Dienste geleistet, in Airolo reich beschenkt entlassen und ihm mitgetheilt, daß ihm auf Befehl des Erzherzogs Karl, dem Verzicht über die jüngsten Vorfälle zugegangen war, tausend Gulden aus der Kriegskasse ausbezahlt werden sollten. Diese Summe wurde ihm kurz vor seinem Abgange in vollwichtigen Dufaten übermacht und überglücklich trat Ambros die Reise in seine Heimath an, die er auf vielen Umwegen nach Verlauf mehrerer Wochen auch glücklich erreichte und von den Franzosen völlig geräumt fand. Jedermann im Dorfe gönnte dem braven Burschen sein Glück und freute sich darüber, daß es ihm nun möglich war, Wally heimzuführen, die längere Zeit für todt gehalten, dann aber nach ihrer unerwarteten Heimkehr von der Alp, ihrer Schicksale und glücklich überstandenen Gefahren wegen der Gegenstand allgemeinsten Theilnahme geworden war.

Das junge Paar nahm zunächst Wohnung in der zum statlichen Hause umgestalteten Hütte von Ambros' Mutter und lebte daselbst glücklich und zufrieden von dem Erlag eines kleinen Grundstücks, welches Ambros nebst einigen Kühen und Ziegen käuflich an sich gebracht hatte. Als aber nach Verlauf einiger Jahre der alte Fahnner und bald nach ihm auch dessen Ehefrau gestorben waren, trat Wally als die einzige Erbin in den Besitz des gesammten Vermögens ihres Oheims und Ambros wurde „Varentwirth.“

Seine und Wally's Nachkommen sind noch heutzutage die Eigenthümer des bedeutend vergrößerten, im Sommer von Touristen vielbesuchten trefflichen Gasthauses.

\*) Historisch.

\*\*) Ebenfalls historisch.

## Nur langsam voran!

Humoreske von M. Barad.

Alte Karlsruher erinnern sich gewiß noch des ehrfamen Bürgers und Bäckermeisters Gottlieb Mürbe, der vor beiläufig fünfzig Jahren in der Nähe der Infanterie-Kaserne, am Ludwigsplatz sein blühendes Geschäft betrieb, denn blühend war dieses im wahrsten Sinne des Wortes, denn dem Meister selbst „blühte“ eine Nase im Gesicht, die jede Rose an Röthe übertraf und außerdem standen in seinem Laden — in seiner „Offizin“, wie er scherzweise sagte — als Verkäuferinnen die zwei blühendhübschen Töchter Mürbes, das „Sophiele“ und das „Rösle.“ Darum und da man überdies in ganz Karlsruhe kein besseres „Mürbes“ bekam als beim Bäcker Mürbe, war es gerade kein Wunder, daß auch sein Geschäft blühte und der Laden den ganzen Tag über voll Kunden stand — weibliche und männliche — denn gar mancher Karlsruher Bürgersohn oder selbst schon „gestandene“ Geschäftsmann hatte nicht nur ein, sondern sogar zwei Augen auf das Sophiele oder das Rösle geworfen und ging deshalb gerne selbst in den Laden, um sich eine mürbe Brezel oder ein „Hörnle“ zu kaufen und bei dieser Gelegenheit ein paar freundliche Worte mit dem einen oder andern der beiden Mädchen zu wechseln, denn freundlich waren diese gegen Jedermann, das war des Geschäfts wegen nothwendig. So geschah es denn, daß Mürbe in seinem solcherweise „blühenden“ Geschäft im Laufe der Jahre einer der angesehensten Bürger der Stadt geworden war und daß man von ihm mit Recht sagen konnte, „das Handwerk hat einen goldenen Boden“, denn er hatte „etwas Schönes hinter sich gebracht“.

Das wäre nun recht gut und nützlich für den ehrfamen Bäckermeister gewesen, wenn er nicht gleichzeitig auch — wie dies bei Bäckern ziemlich häufig vorkommen soll — „etwas Schönes vor sich gebracht hätte, ein Bäcklein nämlich, wie kein zweites in ganz Karlsruhe zu sehen war. Auch dieses wäre nun recht gut und — bis zu einem gewissen Grade — auch nützlich für Mürbe gewesen, wenn er nicht unter dieser gewaltigen Leibesfülle so sehr gelitten hätte, daß er zum Arbeiten fast vollständig unfähig war. In der Winterszeit zwar ging es damit noch so leidlich, so daß er wenigstens in seiner „Offizin“ einigermaßen thätig sein konnte, im Sommer aber war ihm sogar diese leichte Arbeit unmöglich, denn in dieser Jahreszeit mußte er — schon bei zwanzig Grad Reaumur im Schatten — im wahrsten Sinne des Wortes „im Schweisse seines Angesichts sein Brod essen“ und zwar nicht nur des Angesichts

allein, sondern in so allgemein ausgiebiger Weise, daß sein armer Körper seines gesammten Feuchtigkeitsgehaltes verlustig zu werden drohte. Darum verzichtete der früher so rührige Mann lieber auf jegliche Arbeit und widmete sich nur mehr in stiller Beschaulichkeit der Pflege seines Riesenkörpers.

Glücklicherweise litt darunter das Blühen seines Geschäftes nicht noth, denn Mürbe besaß in seinem ersten Gesellen einen Gehilfen, der das Interesse seines Meisters mit seinem eigenen zu verbinden verstand: er hatte nämlich eine stille Neigung zu dem „Sophiele“ gefaßt und da auch dieses dem hübschen und tüchtigen Burschen nicht abgeneigt war, so hielt Mürbe es für das klügste und beste, aus beiden ein Paar zu machen und diesem das Geschäft zu übergeben. Damit war der Dicke aller Sorgen, die er sich des Geschäftes wegen ob seiner Arbeitsunfähigkeit gemacht hatte, mit einemmale ledig und er war von diesem Zeitpunkte an nur mehr darauf bedacht, den seinem gequälten Körper fortwährend verloren gehenden Feuchtigkeitsgehalt wieder zu ersetzen und zwar dadurch, daß er demselben statt Wassers, das er grundsätzlich haßte, Wein und zwar in Quantitäten zuführte, die zu dem großen, verlorenen Wassergehalt in einem einigermaßen richtigen Verhältniß standen. Er that dies in seiner „Bibliothek“ — so nannte er seinen Weinkeller — und in der köstlichen Kühle dieses unterirdischen Gemaches fühlte er sich bald so behaglich, daß er aus diesem während der heißen Jahreszeit gar nicht mehr herausging, vielmehr seinen ständigen Aufenthalt daselbst nahm. Hier „im tiefen Keller“ saß er gleich dem „fröhlichen Becher“ im Liebe, zwar nicht wie dieser „auf einem Faß voll Reben“, aber gleich daneben an einem Tische, den er sich neben das Kellersfensterchen hatte stellen lassen, „war frohen Muths“ wie dieses sein Vorbild und „ließ sich vom allerbesten geben“, aus dem Faß nämlich gleich links neben der Kellertreppe, auf dem — wie er gleichfalls zu sagen pflegte — „die schwarze Raze saß“

Daß bei dieser Lebensweise Mürbes Körperfülle eher noch zu- statt abnahm, war nur natürlich und begreiflich war es unter diesen Umständen auch, daß der dicke Bäcker „zum Schaden auch noch den Spott hatte“, denn er wurde nunmehr zur Zielscheibe gar manchen mehr oder weniger guten Witzes gemacht. So sagte man jeweils, wenn die heißen Tage begannen: „jetzt geht der

Mürbe wieder in seine ‚Sommerfrische‘ — worunter natürlich der Keller gemeint war — oder man behauptete „die schwarze Raze“ auf dem großen Faß in seinem Keller habe ihn gekrazt und davon habe er die ‚Wasserscheu‘ bekommen. Manchmal auch sprengte man aus, er sei gestorben und seinem letzten Willen gemäß habe man ihn „ausgelassen“ und durch diese Prozedur zwei Zentner „Schweineschmalz“ gewonnen. Alle diese Witze kamen dem Dicke zu Ohren und er war gutmüthig genug, herzlich darüber zu lachen. Als aber auch einmal ein Witzbold, an das vorher



Hier im tiefen Keller saß er.

ausgesprengte Gerücht seines Todes anknüpfend, in lustiger Gesellschaft sagte: „Aber mit dem Mürbe ist's geschwind gegangen“ und dann auf die allgemeine Frage, ob der Dicke denn vom Schlag getroffen worden sei, die witzige Antwort gab: „Nein, er ist auf der Eisenbahn nach Durlach gefahren“: „Da ärgerte sich Mürbe, denn grundsätzlich fuhr er niemals auf der Eisenbahn. Das ging ihm viel zu geschwind. Sein Wahlspruch und Lieblingspruchwort war: „Nur langsam voran!“ Nach diesem, durch seine Leibesbeschaffenheit wohlbegründeten Satze handelte er in Allem, was er that, und demzufolge konnte er sich nicht entschließen, sein gewichtiges, so lange Zeit schon jeder raschen Bewegung entwöhntes „Ich“ einem Eisenbahnzug, in dem man in fünf Minuten schon Durlach erreichen konnte, anzuvertrauen. Das war ihm eine geradezu „unheimliche“ Geschwindigkeit, bei der — seiner

Meinung nach — sicher Hexereien mit im Spiele war. Sogar zu dem Institut der Droschken und dem Schneckenrad der davor gespannten Rosinanten hatte er kein Zutrauen und als er dessenungeachtet einmal — „der Noth gehorchend, nicht dem eignen Trieb“ — eine solche benützte, machte er so schlimme Erfahrungen, daß er einen Schwur ablegte, nie und unter keinen Umständen mehr „einen so erbärmlichen Marterkasten“ besteigen zu wollen. Dafür hatte der gewichtige, über drei Zentner wiegende Mann freilich seinen guten Grund, denn was ihm damals zustieß, hätte ihn fast das Leben gekostet. Die Ursache zwar, weshalb er jenes einmal von seinem Vorsatze abwich, war ein Akt seiner Vaterliebe und deshalb war es verzeihlich, daß er damals eine Ausnahme von der Regel machte; er selbst aber konnte sich's gleichwohl niemals verzeihen, daß er's gethan hatte und oft, wenn später auf jenes Ereigniß die Rede kam, sagte er: „Es ist mir recht geschehen, denn der Mensch soll seinen Grundsätzen getreu bleiben!“

Warum er die Ausnahme gemacht hatte und was ihm dabei begegnet war, wollen wir hier in Kürze erzählen.

Das „Rösle“ — Mürbes Liebling — hatte sich zwei Jahre nach dem „Sophiele“ auch verheirathet und zwar ebenfalls an einen Bäcker, Karlsruhe, sondern in das benachbarte Ettlingen. Etwa ein Jahrlein nach der Hochzeit war dem jungen Paar ein prächtiger, dicker Bube bescheert worden, der dem Großvater Mürbe „wie aus dem Gesicht geschnitten“ ähnlich war, weshalb dieser ihm auch zu Gevatter stehen und ihm seinen Vornamen „Gottlieb“ geben sollte. Das war nun auch wieder ganz gut und schön und die Sache hätte auch weiter keinerlei Schwierigkeiten gehabt, wenn nicht die Frage hätte erörtert und positiv festgestellt werden müssen, wie der dicke Großvater nach dem etwa zwei Stunden entfernten Ettlingen gelangen solle. Mit der Eisenbahn, was das einfachste gewesen wäre, erklärte er unter keinen Umständen fahren zu wollen, deshalb schlug ihm das Sophiele eine Droschke vor, indem sie ihm plausibel machte, daß er dabei weiter nichts

zu thun habe, als in Karlsruhe mit Hilfe ihres Mannes in den vor dem Hause haltenden Wagen ein- und in Ettlingen vor Rösles Haus mit dem Beistand seines Schwiegersohnes in aller Gemächlichkeit wieder auszu steigen. Dies leuchtete nun dem Dicken endlich ein und nach langem Zureden entschloß er sich endlich dazu, dem Rathe Folge zu leisten. Am Morgen des zur Taufe bestimmten Tages fuhr die Droschke am Hause vor und nachdem Mürbe dem Kutscher noch sein gewohnheitsmäßiges „Nur langsam voran!“ zugerufen hatte, wurde das glücklich verladene gewaltige Fracht-



Mit Hilfe der aufgebotenen gesammten Wachmannschaft etc.

stück nach Ettlingen befördert und dort mit Hilfe von Rösles Mann ebenso glücklich wieder ausgeladen. Taufe und Taufessen — das letztere ganz besonders — verlief zur allerhöchsten Zufriedenheit des dicken Großvaters und Pathe und spät in der Nacht fand sodann behufs der Rückfahrt die abermalige Verladung desselben in die Droschke statt — diesmal allerdings unter noch weit größeren Schwierigkeiten, wie bei der Herfahrt, denn das Rösle hatte beim Tauffchmaus einen Wein aus einem Faß aufstellen lassen, auf dem gleichfalls „die schwarze Kaze saß“ und der deshalb dem sachverständigen Bäcker ganz ausgezeichnet gemundet hatte. Trotzdem gelang die Einschachtelung des gewichtigen Dicken — allerdings nur mit Beihilfe einiger weiterer kräftiger Taufgäste — ganz gut und nach einem abermals dem Kutscher zugerufenen „Nur langsam voran!“ ging es wieder heimwärts, Karlsruhe zu.

Aber die nächtliche Heimfahrt verlief nicht so glücklich wie die Hinfahrt. Dem Kutscher hatte nämlich der Taufwein ebenfalls sehr gut geschmeckt, und infolge dessen war ihm etwas schläfrig zu Muth. Darum überließ er es vor dem Weichbild der Stadt, eingedenk der erhaltenen Mahnung „langsam zu fahren“, den beiden Köhlein, den Heimweg zu finden, lehnte sich selbst in den Vock zurück und fing an in einer Weise zu schnarchen, daß es sogar das Geräusch des dahinrollenden Wagens übertönte. Darüber ward es dem dicken Passagier, der sich gerade selbst angehängt hatte, zur Verscheuchung der Weingeister ein Schläfchen zu machen, etwas unheimlich. Das Bewußtsein, in dem geschlossenen, zudem noch unter seiner Last bedenklich leuzenden Kasten zwei führerlosen Pferden preisgegeben zu sein und die Befürchtung, daß diese wohl gar „durchgehen“ — er hatte, wie man sieht, in dieser Beziehung etwas „kindliche“ Ansichten von Droschkensperden — quälte ihn entsetzlich, so daß er endlich, nachdem seine Hoffnung, daß der Kutscher von selbst wieder erwachen werde, sich als eine trügerische erwiesen hatte, in seiner Herzensangst beschloß, den fahrlässigen Koffelenker zu wecken. Mühsam, mit ungeheurer Anstrengung, erhob er sich, um denselben durch Klopfen an das hinter dem Vock befindliche Wagenfenster aus dem Schlafe emporzuschrecken. Aber alle darauf zielenden Versuche, selbst sein Rufen und Schreien, blieben erfolglos: der Mensch schlief, als läge er auf wohlverdienten Lorbeeren gebettet. Da endlich, von Angst und Zorn gleichmäßig erfaßt, beschloß Würbe, das Fenster einzuschlagen und durch das entstehende Loch den Kerl am Kragen zu fassen und so lange zu schütteln, bis er erwacht wäre. Fest stemmte er sich mit den Füßen gegen den Kutschenboden und erhob die Faust zum Schläge, da — plötzlich ein Krach und — der Dicke versank bis zum Bauch in die Tiefe des durchgebrochenen Kutschenbodens. Laut auf schrie er da vor Entsetzen und mit Aufbietung aller seiner Lungenkraft rief er dem Kutscher „Nur langsam voran!“ und „Halt — Haaalt!“ zu, aber der Kerl hörte nichts und der geängstigte Dicke hatte mit seinem Geschrei nur den einen Erfolg, daß die schrittgehenden Pferde sich in ein etwas rascheres Tempo versetzten. Mit höchster Kraftanstrengung versuchte er jetzt, sich wieder emporzuarbeiten, aber alle Versuche, seinen gewichtigen Körper aus dem „Hängen und Bängen in schwebender Pein“ in die Höhe und wieder auf den Kutschensitz zu verbringen, scheiterten und statt emporzukommen, sank er nur noch tiefer hinab und — plötzlich

fühlte er Boden unter den Füßen. Instinktmäßig setzte er jetzt einen Fuß vor den andern und siehe — es gelang: er konnte Schritte machen, konnte gehen — aber in welchem Tempo! Er mußte, um mit den Pferden gleichen Schritt zu halten, springen — man denke sich: er mit seinen drei Zentnern Leibesgewicht und Springen! Das Haar sträubte sich ihm empor bei der Erkenntniß der Nothwendigkeit dieser seit dreißig Jahren nicht mehr gemachten Körperanstrengung, aber was half ihm alles Sträuben seiner ganzen menschlichen Natur gegen die Entsetzlichkeit dieses Gedankens: er mußte sich in die Nothwendigkeit fügen, er mußte springen und — er that's. Freilich that er es wie ein zum Tode Verurtheilter, der seinen letzten Gang antritt, er that es mit der Ueberzeugung, daß sein solcher Motion ungewohnter Körper der Ueberanstrengung im nächsten Augenblick schon unterliegen müsse, aber er that's doch — that's im rinnenden Schweiß seiner gesammten Körpermasse. Doch glücklicherweise sollte diese für ihn entsetzliche Qual nicht allzu lange dauern. Die Pferde verfielen nämlich allmählich aus ihrem Schneckenrädchen wieder in das frühere langsame Schritt-Tempo und der bedauernswerthe Dicke brauchte jetzt wenigstens nicht mehr zu springen, sondern konnte gehen, wenn auch immer nur mit einer für ihn höchst anstrengenden Schnelligkeit. So kam er, da die Pferde richtig ihren Weg kannten, seinem Ziele näher und näher und — endlich am Eingang in die Stadt, am Ettlinger-Thor, schlug die Erlösungstunde für den fast zu Tode gemarterten ehrsamten Bürger und Bäckermeister. Die Wache am Thore vernahm nämlich glücklicherweise die halberstickten Hilferufe desselben und sah auch im Schimmer des grauenenden Tages die unter dem zerbrochenen Kutschenboden mühsam sich fortbewegenden Beine des verunglückten Passagiers. Die Pferde wurden angehalten und der noch immer fest schlafende, weinselige Kutscher geweckt. Mit Hilfe der aufgebotenen gesammten Wachmannschaft wurde der schweißtriefende, mehr todte als lebendige Jammermann aus seiner entsetzlichen Lage befreit. Man verbrachte ihn zunächst in die Wachtube und legte ihn, da er weder gehen noch stehen und kaum athmen konnte, auf die Pritsche, damit er sich einigermaßen erholen könne. Aber erst nach geraumer Zeit geschah dies, wenn auch nur in unvollkommener Weise. Sein Erstes, als er sich wieder einigermaßen bei Sinnen und Kräften fühlte, war das Verlangen nach einem frischen Trunk und als man ihm in Ermangelung eines anderen Getränkes die riesige frischgefüllte Wasserstütze reichte,

leerte er diese mit einem Zuge mehr als zur Hälfte. Dann aber erhob er sich, schritt zu dem im Bewußtsein seiner schweren Verschuldung ganz geknickt in einer Ecke stehenden Kutscher und verabreichte diesem wortlos eine Ohrfeige, daß ihm Hören und Sehen verging und er kopfüber unter die Pritsche slog. Nach diesem Akt selbstgeübter Justiz ließ er sich von zwei Soldaten der Wache, die er — wie die übrige Wachmannschaft — fürstlich belohnte, heim nach seinem Hause am Ludwigsplatz führen oder vielmehr schleppen — denn des Gehens war er kaum mehr fähig — und alsbald in „seine Sommerfrische“ verbringen, wo er sich endlich und endlich bei einigen Krüglein seines Lieblingsweines von der ausgestandenen Angst und den durchgemachten körperlichen Strapazen wieder erholte.

Selbstverständlich wurde über das dem Bäcker Würbe begegnete Abenteuer unendlich gelacht und manches Witzwort über die unfreiwillige „Fußreise“ des Dicken zirkulirte damals in dem Munde der Karlsruher, ohne daß man Rücksicht darauf nahm, daß dem Aermsten jedesmal wieder der Angstschweiß ausbrach, wenn man auf dieses sein gräßliches Erlebnis zu reden kam und er der ausgestandenen Pein gedachte. —

Seinen Schwur, niemals mehr eine Droschke oder anderes Fuhrwerk besteigen zu wollen, hielt er getreulich. Selbst als ein Jahr später das Rösle wieder ein Büblein bekam, wich er nicht davon ab und als man ihm gar den Vorschlag machte, diesmal „der Sicherheit wegen“ per Eisenbahn nach Ettlingen zu fahren, war er geradezu entsetzt. „Nein“, rief er, „nicht um die Welt bringet ihr mich in einen Eisenbahnwagen. Als der Boden der Droschke unter mir durchbrach, ging's doch wenigstens — obgleich ich springen mußte, daß mir der Athem verging — immer noch verhältnismäßig langsam voran: nun denkt euch aber, wenn mir das Gleiche in der mit wahnsinniger Schnelligkeit fahrenden Eisenbahn passiren würde, wie ich da erst springen müßte! Nein — und wenn das Rösle noch zehn Buben kriegt und sie ohne mich nicht getauft werden können, so sollen sie eben alle zehn Heiden bleiben: mir ist's Wurst!“

Dabei blieb's. Das Rösle bekam zwar richtig noch ein paar Buben und ebenso ein paar Mädchen, aber der Großvater bekam keines von ihnen zu sehen, denn er war ein Mann von Wort und fuhr niemals mehr im Leben in irgend einem Wagen.

Im Tode freilich war's anders, denn als er das Zeitliche gesegnet hatte — es war wirklich „geschwind mit ihm gegangen“, denn er wurde

vom Schlage getroffen, tobt im Keller vor dem Faß gefunden, auf dem die schwarze Kaze saß — da konnte er nicht verhindern, daß man ihn auf den Todtenwagen lud und hinausfuhr auf den Friedhof. Aber wenn er etwas davon gewußt hätte: wahrhaftig, es wäre ihm selbst im Sarg noch der Angstschweiß ausgebrochen.

### Die Aprilscherze.

Jedes Kind kennt die Sitte der Aprilscherze oder, wie man es bei uns nennt, des „in den April Schickens“, aber kein Gelehrter weiß, woher diese Sitte stammt und was sie zu bedeuten hat; es glauben es zwar viele zu wissen, aber mit diesem Wissen sieht es kurios aus, sintemal jeder was anderes weiß — und das ist immer fatal. Und gleichwohl muß diese Sitte wegen der Zähigkeit, womit sie sich trotz allem Wechsel der Zeiten und Anschauungen erhalten hat, so gut und so gewiß als der Fasching („die Fastnacht“), der Osterhase, der sogenannte Zulkapp und anderes einen greifbaren Boden, auf dem sie wurzeln, haben müssen, aber wirklich „gegriffen“ ist es z. B. auch beim Osterhasen noch nicht!

Es liegt nun am nächsten, sich im alten, christlichen und heidnischen Festkalender umzusehen, denn hier liegt der Urgrund zu den meisten, erklärten oder noch unerklärten Gebräuchen, welche sich in unsere Zeit herübergerettet haben, und von einem anderen Geist als dem unserer Zeit geprägt sind. Was nun den „Aprilnamen“ betrifft, so hat man überall in Europa, in Nord, Süd, West und Ost, angeklopft, um ihn in seiner Wiege zu finden — umsonst, der „erste April“ hat, um die Wahrheit zu sagen, bisher nicht bloß den dummen Hans oder die leichtgläubige Gretche, sondern alle Gelehrten „in den April geschickt“. Bei den Römern und Griechen, deren Festkalender die Alterthumsforscher so gut kennen, wie ihr eigenes Haus, läßt sich auch nicht die mindeste Spur einer Geburtsstätte jenes neckischen Geschöpfes finden, und wenn ein so großer Gelehrter wie Jakob Grimm (den das Volk wenigstens aus seinen „Kindermärchen“ kennt) eingesteht, daß er auch in den deutschen Gauen vergebliche Suche gehalten habe und mit leeren Händen zurückgekehrt sei, so wird für künftige Forscher auch dort nichts mehr zu holen sein.

Zur besseren Beglaubigung aber, wie ähnliche Gebräuche der Zeit und dem Raume nach — ungewiß, ob von einer Wurzel aus — sich weiter verbreitet finden, und zwar in mannigfaltigster Abwechslung und Färbung, mag einiges vorausgeschickt werden:

Es ist neckischer Hochzeitsbrauch bei den Völkern slavischer Rasse, dem Bräutigam oder dessen Stellvertretern, wenn sie ins Elternhaus der Braut kommen, um diese zu holen, sie entweder zu verstecken, oder in einer Vermummung vorzuführen; letztere besteht gewöhnlich darin, daß man ihr das Aussehen eines häßlichen alten Weibes gibt. Merkwürdigerweise finden wir nun etwas ganz ähnliches in einem weit entlegenen Landstrich, „nämlich in dem Département des Landes“ in Frankreich, während wieder anderswo dem Bräutigam, ehe er die Braut abholen („heimführen“) kann, ein Räthsel aufgegeben und dessen Auflösung zur Bedingung des Abholens gemacht wird.

Bedeutsam und auf hohes Alter weisend, sind die stehenden symbolischen Formen des Suchens nach der Braut — aber wer will diese Symbole erklären?

Bei einigen slavischen Stämmen verlangt der Bräutigam nach der rothen Blume aus dem Garten des Brautvaters, anderswo nach dem Apfel oder nach der Taube, oder nach dem schönen Reh u. s. w.

Viel verbreitet, aber unter dieser oder jener Hülle bis zur Unkenntlichkeit entstellt, ist auch heute noch die Idee von dem siegreichen Kampfe des Sonnengottes (d. h. der Sonne oder der Wärme) mit dem Winterriesen. Zum Beispiel: Im Frühjahr wird der Tod in Gestalt eines aus Holz oder anderem Material roh hergestellten alten Weibes hinausgetragen und in's Wasser geworfen. (So bei slavischen Völkern). Tod bedeutet hier nichts anderes, als den Winter (wo die Natur gleichsam abgestorben ist). So wird auch bei den Juden im März Duska (das heißt der Starke, Rächende) nach feierlichem Umzug in den Fluß Ganges geworfen, das heißt: im Frühjahr ist des Winters Kraft gebrochen und erstickt. Anderswo tritt, mit Beibehaltung der gleichen Grundidee, an die Stelle des Ersäufens das Verbrennen, sei es einer „alten Hege“ oder eines „alten Juden“, beidemal in Gestalt einer Stroh puppe; in Böhmen wird, gleichfalls auf Grund dieser Idee, eine solche Puppe begraben, bei den Kroaten und in einzelnen Gegenden Italiens und Spaniens eine scheußliche Kaze mitten durchgesägt. Nichts anderes will es heißen, wenn im Wadland der „Papst Sylvester“ begraben wird; das alte, abgelebte winterliche Jahr soll ausgetragen und zerstört werden. Auch die Fastnacht narren hängen mit dieser Idee zusammen, wenn sie in's Wasser geworfen werden. Dieß geschah noch vor wenigen Jahren in der Stadt Basel mit dem

„Uli“, so hieß dort der Fastnacht narren, und zwar war es ein lebendiger Mensch in einem Narrenkleid, der sich diesen manchmal etwas fühlen „Spaß“ gefallen ließ. Unmittelbare Gefahr war nicht dabei, denn das Wasser war das eines laufenden Brunnens und „Uli“ fand nicht für gut, sich lange darin aufzuhalten, aber einen gutgefohlten Katarrh konnte er sich aus diesem „Spaß“ immerhin holen.

Nichts anderes ist es ferner, wenn im alten Rom der Jahresgott Mars oder wer nur auch sein Stellvertreter war, erst geprügelt und dann aus der Stadt gejagt wurde, wenn er ferner wie dort bei den Slaven, als Bräutigam gefoppt und genarrt wurde, und letzterer Umstand scheint ja vortreflich zu unseren Aprilscherzen zu stimmen, aber — es geschah eben ‚leider‘ im März, nicht im April!

Nun ist kürzlich ein scharfsinniger Gelehrter gekommen und hat folgendes zu Tage gefördert, was die Sache mit einem Schlag aufzuhellen scheint: Er bringt nämlich ein lateinisch geschriebenes — (der geneigte Leser braucht einstweilen nicht zu erschrecken!) — von S. C. Herzmann und Ch. Asmus, Leuwarden anno 1750 herausgegebene Chronik bei, die, nach seiner Schätzung wahrscheinlich aus dem 13. Jahrhundert stamme und augenscheinlich von einem slavischen Anwohner des schwarzen Meeres, und zwar der Westseite desselben, verfaßt sei, welcher Anwohner mit damals gebräuchlicher Latinisirung seines Namens sich Gelasinus Silirepa genannt habe, ohne daß dieser Name überzeugend könne gedeutet werden. Diese Chronik meldet (in der Uebersetzung):

„Zu Anfang des April, wenn das Eis gelöst ist und die Schiffe wieder ausfahren können, versammelt sich die Jugend unseres Gaues am Meeresgestade, nachdem vorher vom Sparchen (Bürgermeister) sechs junge Leute bezeichnet worden sind, unter welchen wieder an Ort und Stelle einer durch's Loos bestimmt wird, den anderen zum Spott zu dienen. Dieser muß nun in Gegenwart aller ein garstiges und schmutziges Kleid anziehen und, nachdem dies geschehen, sich mit einem schwarzen Tuch die Augen verbinden lassen. Hierauf zerstreuen sich die Mädchen nach allen Seiten und rufen von links und rechts, vor ihm und hinter ihm die Worte: „Fange uns, Du Scheusal!“ Nun muß er dem Rufe nachgehen und eine der Auserwählten zu fangen suchen, was ihm aber nicht gelingt, da er ja die Fähigkeit des Sehens nicht hat, die Mädchen dagegen sowohl diese, als auch die des Entfliehens besitzen. Wenn diese Neckerei nun einige Zeit gebauert hat, so

stellen sich die oben erwähnten fünf Jünglinge — es sind natürlich nur noch fünf, er selber der Sechste — um ihn im Kreise herum und er muß nun einen schwarzen Ball zu erhaschen suchen, den diese fünf abwechselnd einander von Hand zu Hand geben oder zuwerfen. Erwischt er nun eine solche Hand und vermag er, ihr den Ball zu entreißen, so ist das Spiel aus und der Ball wird mit einer Schleuder in's Meer geworfen. Kann aber der arme Gefoppte sich des Balles nicht bemächtigen, so muß er selber in seinem Lumpenkleid in's Meer tauchen und darf sich des Kleides, wenn er wieder an's Land gekommen ist, entledigen. Hierauf wirft er es, nachdem er es mit Steinen beschwert hat, ins Meer. Man muß aber nicht glauben, daß die Gemeinde so barbarisch sei, ihn diese Nothe umsonst ausstehen zu lassen. Er erhält dafür den größten Fisch, der an jenem Tage den Fischern der Gegend in's Netz kommt, zum Geschenk."

So jene Chronik, und nun halten die vorstehenden Fachkenner dafür, es wäre Verwegenheit, in dieser schlichten und gerade deswegen den Stempel der Wahrheit tragenden Erzählung eines Chronisten die Verwandtschaft mit unseren Aprilscherzen, und damit deren Ursprung, nicht erkennen zu wollen, des „poisson d'Avril" (das jabei den Franzosen noch heute unserem „in den April schicken" entspricht), das den Schlußakt der Schilderung bildet, spreche zu deutlich, als daß noch ein Zweifel aufkommen könnte.

Das wäre ja alles schön und gut gefolgert — wenn nur die Hauptsache, nämlich die Chronik, auch gut wäre. Das ist sie aber nicht, denn sie ist von Anfang bis zu Ende unecht, das heißt, sie hat nie und nirgends existirt. Ein Spaßvogel von einem Gelehrten hat, um auch seine Kollegen einmal gehörig „in den April zu schicken", die Chronik mitsammt den Namen und Daten erdichtet und, die Herren Gelehrten sind wirklich auf den Leim gegangen. Jener angebliche Verfasser der Chronik, Gelasius (das heißt „Anstecher") Silirepa entpuppt sich, wenn man die Buchstaben des letzteren Namens rückwärts liest, als Aperlis, und das ist die altlateinische Namensform für Aprilis, unseres April, und bedeutet den „die (starre) Erde lockenden, öffnenden" (Monat). Die beiden vorgeblichen Drucker der Chronik, S. C. Herzmann und Ch. Asmus in Leuwarden, aber erweisen sich, bei näherem Zusehen, als Scherznamen, sobald man die erste Silbe von Leuwarden vor den Namen des zweiten Druckers setzt, wodurch man Chleuasmus erhält, welches Wort im Griechischen so viel als „Spott" bedeutet; beim

ersten Drucker braucht man nur die Buchstaben des Vornamens mit dem des Geschlechtsnamens zusammenzukoppeln, so erhält man Scherzmann. So wäre uns denn der „Aprilfisch" (der „poisson d'Avril" der Franzosen) mitsammt unserem deutschen „Aprilschicken" wieder aus der Hand geglitten, und wir müssen jenen an einem anderen Orte wieder aufzufangen suchen.

Nun haben sich, soviel dem Schreiber dieser Zeilen bekannt, die meisten Forscher dahin geeinigt, daß es aus dem 16. Jahrhundert, und zwar dem Ende desselben komme, das heißt aus jener Zeit, wo der Jahresanfang nicht mehr auf den ersten April fiel, sondern auf den ersten Januar verlegt wurde. Der geneigte Leser darf über diese Thatsache, die er vielleicht früher nicht gekannt hat, und die ihm nun als Curiosität erscheinen wird, nicht staunen. Der Jahresanfang, der jetzt und wohl für alle Zeiten auf den 1. Januar festgenagelt ist, war nicht bloß im Mittelalter, sondern noch eine geraume Zeit später, verschieden und nicht einmal in allen Ländern zu derselben Zeit der gleiche. Nun erließ — wie die Forscher wälscher Zunge herausgefunden haben — im Jahr 1564 der König Karl IX. von Frankreich eine Ordonnanz, nach welcher der Jahresanfang vom 1. April auf den 1. Januar verlegt werden sollte. Da nun aber die Sitte der „Neujahrsbesuche", die noch älter ist, als jener Wechsel des Jahresanfanges in christlicher Zeit und in christlichen Ländern, nicht wollte preisgegeben werden, aber auch nicht mehr am 1. April haften bleiben durfte, so wurde natürlich auch sie auf den 1. Januar verlegt, und der erste April hatte das Nachsehen, denn man verwandelte nunmehr die früheren wirklichen Geschenke an diesem Tage in bloß scheinbare oder spaßhafte und verabreichte diese besonders gern an solche Personen, die sich dem „neuen Kurs" nicht gern fügten; man machte sich ein Vergnügen daraus, sie durch solche Scheingeschenke zu mystifiziren und machte sich schließlich noch bequemer dadurch, daß man die materiellen Geschenke in bloße angenehme (aber erfundene!) Botschaften verwandelte. Und da im Monat April die Sonne aus dem Zeichen der Fische tritt, so war dies für unsere Vorfahren, die mit dem Kalender vertrauter waren, als wir Nachkommen, Grund genug, solchen Scheingeschenken und Angebinden den Namen „Aprilsfische" zu geben. —

Nun gibt es aber noch eine andere Erklärung, die gleichfalls ihre Anhänger hat, nämlich: Der Reichstag, der anno 1521 im Monat April zu Worms abgehalten wurde, hatte zur

Hauptaufgabe, sich mit der Münzverbesserung zu befassen. Diese stand mit Recht im Vordergrund der Verhandlungen, denn sie war höchst dringlicher Natur: Die heutige Buntscheckigkeit im Münzwesen ist, verglichen mit der damals herrschenden Confusion, ein wohlthuendes Ganze. Leider waren aber auch noch andere dringende Geschäfte vorhanden, die ebenfalls abgewickelt sein wollten, und diese Fragen religiöser Natur überwogen. Luther, der dort vor Kaiser und Reichsständen sein bekanntes Glaubensbekenntniß ablegte, gab der hohen Versammlung so viel zu schaffen, daß ihr keine Zeit mehr zur Vornahme des Hauptgeschäftes blieb, und daß also die Münzfrage auf eine spätere Zeit verlegt werden mußte. Dem Volk, das nach einer endlichen Regulierung des Münzwirrwarrdürstete, war natürlich mit dieser Verschleppung schlecht gedient; die Religionsfrage hatte für den gemeinen Mann einen mehr theoretischen, die Münzfrage dagegen einen hohen praktischen Werth, und je zuversichtlicher es auf die endliche Erledigung der Angelegenheit gehofft hatte, desto ärger fühlte es sich jetzt getäuscht und genarrt; man hatte ihn „in den April geschickt“, statt zum Münzwardein oder sonst einer Behörde, wo er sein Sammelurium von Münzsorten aus allen Herren Ländern „gegen gute Währung“ los werden konnte.

Vergleicht man nun diese beiden so grundverschiedenen Erklärungen, so sieht man sofort, daß nur der eine wahr sein kann, und nicht etwa die erstere für Frankreich, die zweite für Deutschland gelten kann. Denn es müßte ein wunderbarer Zufall sein, wenn zwei so verschiedene Ursachen (in Frankreich eine königliche Ordonnanz über eine Zeitbestimmung, in Deutschland eine Unterlassungssünde, betreffend einen höchst materiellen Gegenstand) ein und dasselbe Resultat erzeugt hätten! Denn die „Aprilfische“ und das „in den April schicken“ sind doch thatsächlich und gegenständlich ein und dasselbe, nur die Form ist eine andere. Man wird sich also für das eine oder für das andere entscheiden müssen, und wer das nicht über sich bringt, muß eben annehmen, daß die wahre Lösung des Räthsel's bisher noch nicht gefunden ist, und daß wir mit beiden Erklärungen, so ernsthaft sie auch gemeint und so geschichtlich auch die ihnen zu Grunde liegenden Thatsachen sind, einstweilen noch, freilich unabsichtlich, „in den April geschickt“ werden.

#### Zweifelhafte Ehre.

Bekanntlich wurde vor einigen Jahren in Stuttgart dem berühmten Bildhauer Dannecker auf dem Schloßplatz ein Denkmal gesetzt — kein

besonders schönes freilich, wenn man ehrlich sein will, muß man dies zugestehen, denn es hat fast so viele Farben wie ein Regenbogen, welcher deren sieben zählt. Das Dannecker-Denkmal aber hat deren nur sechs aufzuweisen. Drei Stufen nämlich von hellgrauem rohem Granit führen zu einem Sockel von dunkelgrauem poliertem Granit, auf dem eine vierkantige Säule von poliertem rothem Tyroler Marmor steht. Diese trägt die aus weißem cararischem Marmor gefertigte Büste des unsterblichen Meisters. An die Säule angelehnt resp. vor ihr auf der obersten Stufe sitzend befinden sich zwei allegorische, aus schwarzem Marmor gefertigte Figuren — Genien nennt man sie, obwohl sie kaum als solche zu erkennen sind, weil unter allegorischen Figuren sonst gewöhnlich nur die Höllenbewohner schwarz erscheinen. Item: diese Genien sind schwarz und eine derselben ist im Begriff, dem Künstler einen hoch in der Luft schwebenden goldenen Lorbeerkranz aufzusetzen: hellgrau, dunkelgrau, roth, weiß, schwarz und goldgelb — „mein Liebchen, was willst Du noch mehr?“

Es ist deshalb kein Wunder, daß die Danneckerbüste selbst ein ziemlich ernstes Gesicht zu solchem Farbenreichtum macht und daß in Stuttgart unmittelbar nach der Enthüllung des Werkes das Witzwort zirkulierte: „Dannecker ist denkmaltraitirt worden.“

#### Sicheres Anzeichen.

Die vorjährigen Manöver wurden gerade nicht in der reichsten Gegend unseres schönen Vaterlandes abgehalten und die Folge davon war, daß die Quartiere der Mannschaften häufig nicht die allerbesten waren. Besonders war dies der Fall in dem sehr armen Dorfe M. . . . und obwohl die Leute thaten, was sie konnten und vermochten, mußten sich doch viele Soldaten mit einer Schütte Stroh als Lagerstätte begnügen und ebenso war die Naturalverpflegung eine nur sehr mangelhafte. Die sehr angestregten und ermüdeten Soldaten machten deshalb abends beim Apell etwas bedenkliche Gesichter und einer erkundigte sich bei dem andern, was er für ein Quartier habe.

Auch der Einjährig-Freiwillige Mannheimer that dies bei seinem Freunde und Kameraden Heidelberger mit der Frage: „Nun, Moritz, hast du ein gutes Quartier?“

„Gott, was heißt gut!“ war die Antwort. „Wie ich ins Haus gekommen bin, springt m'r entgegen aus der Küche heraus ä Maus mit ganz — verweinten Augen: jetzt kannst D'r wohl denken, wie's is!“

### Eine Schffel-Anecdote.

Als Joseph Viktor von Schffel noch in Heidelberg studierte und im Kreise einer Freundeschaar, „im Engeren“, „den Mittwoch in den Donnerstag zu längeren bei goldnem Rheinwein oft beflissen war“, da entstanden die meisten seiner humorvollen köstlichen Gedichte, die er dann gewöhnlich an solchen Abenden seinen „feuchtfröhlichen“ Freunden vortrug. Nicht selten erfand dann einer derselben, der sangeskundige Pfarrer Schmezer von Ziegelhausen — „der Pfarrherr von Tief- schluckhausen“, wie ihn Schffel selbst in einem seiner Gedichte nennt — sofort eine passende Melodie erfand, nach welcher das neuentstandene Lied unter dem Dröhnen des als Kesselpauke behandelten „Ofenschirms gewalztem Blech“ von den Freunden des Dichters und diesem selbst gesungen wurden. So erfand der Pfarrherr, dem es nicht schwer fiel, „die Saiten hell zu schlagen, und singend dabei laut zu werden“, die Melodien zu den Liedern vom „Kodenstein“, zu den „naturwissenschaftlichen“, der Granit, Ichtyosaurus, Guano, ebenso zu dem „kulturhistorischen altassyrischen schwarzen Wallfisch zu Ascalon“ und zu der köstlichen von den alten Deutschen am römischen Grenzwall gesungenen Weise:

„Ha' . . . hamm' . . . hammer dich emol, emol, emol, an dei'm verrissene' Camisol, du schlechter Kerl“ — und noch viele andere, die leider sämtlich nicht auf die Nachwelt kamen. Sie wurden verdrängt von den populärer gewordenen, vielgesungenen Melodien eines Franz Abt, Carl Dering und besonders eines Vincenz Lachner. Es ist schade dafür, denn sicher hatten jene Melodien, die unter dem Einflusse „des feuchten Genius Loci Heidelbergs“ entstanden, auch ihre Reize und wären schon aus Pietätsrückichten für den langjährigsten, leider auch lange schon verstorbenen Freund des Dichters und weil sie als die erstentstandenen „kulturgeschichtliches“ Interesse gehabt hätten, wohl werth gewesen, nicht der Vergessenheit anheimzufallen. Leider aber ist dies dennoch geschehen und nicht mehr zu ändern.

Zu den vielen vergessenen Melodien, die Schmezer erfand, gehört auch die zu dem lau-

Gausfreund.

nigen Gedicht „die Teutoburger Schlacht“, aber ein am Abend ihres Entstehens mit diesem verbundener Umstand, der Schffel Veranlassung bot, seinem Humor in einem lustigen Verse als Zusatz zu obigem Gedicht die Zügel schießen zu lassen, ist uns erhalten geblieben und da derselbe, wie auch der Vers selbst, nur wenig bekannt sein dürften, so möge es uns gestattet sein, beide hier zum Besten zu geben.

Es war im Jahre 1847, als das seit 1838 begonnene Nationaldenkmal auf der Grottenburg zu Ehren Hermanns, des Besiegers der Römer,



„Seht, Meister Josephus, — hast Du es gut gemacht.“

in seinem Unterbau zwar vollendet stand, aber von seinem Schöpfer E. von Bandel wegen „Ueberfluß an Geldmangels“ nicht weitergeführt werden konnte. Damals, als man in ganz Deutschland voll Hohnes über das im Volke fehlende Interesse für das große Werk war, entstand Schffels humoristisch-satirisches Gedicht „die Teutoburger Schlacht“ und an einem der oben genannten Mittwoch-Abende trug der Dichter es seinen Freunden „im Engeren“ vor. Unendlicher, jubelnder Beifall erscholl nach dem launigen Schlußvers und stürmisch ward von Schmezer die alsbaldige Komposition des lustigen Liedes verlangt zum Zweck des allgemeinen fröhlichen Gesanges.

Nur Einer im lustigen Kreise, Referendär von B . . . . „der Nestor der badischen Referendäre“, wie man ihn nannte, denn er bekleidete dieses Amt bereits seit zehn Jahren —

was übrigens nebenbei gesagt, nach ihm noch manchem anderen auch passirte — stimmte nicht mit ein in den allgemeinen Ruf: „Meister Josephus, das hast du gut gemacht“, sondern schüttelte welterschmerzlich das „weiße“ Haupt mit den Worten: „Rein, Meister Josephus, das hast du nicht gut gemacht!“

Erstaunt blickte ihn alles an. „Wieso? — Warum? — Weshalb?“ fragte man ihn von allen Seiten.

Scheffel selbst aber lachte laut auf. „Haltet ein, Freunde“ — rief er — „ich verstehe unseren Nestor! Er ist nicht einverstanden mit dem Schicksal seines römischen gefangenen Collegen Scävola — er hält dessen Loos

Oh' daß man ihn aufgehangen,  
Stach man ihn durch Jung' und Herz,  
Nagelt ihn dann hinterwärts  
Auf sein Corpus Juris

eher für ein beneidens- als ein bedauernswerthes — ist's nicht so, Nestor?“ — Und als dieser lächelnd mit dem Kopfe nickte, fuhr Scheffel fort: „Wohl, so will ich für dich — für dich allein — an der betreffenden Stelle eine Aenderung vornehmen!“

Mit diesen Worten zog er einen Bleistift hervor und fing — ohne sich lange zu besinnen — an, neben die obige Strophe im Manuscript eine andere zu schreiben. Dann reichte er das Blatt dem Pfarrherrn und sprach: „Da, tapferer Gottesmann“ — so nannte Scheffel ihn mit Vorliebe — „jetzt sing's unserem Nestor einmal vor: Dies Loos des armen Scävola wird er, denke ich, hinreichend bedauernswerth finden!“

Und Schmeizer las und — brach in ein frohliches Lachen aus. Dann aber eilte er ans Klavier und fing — einer plötzlichen Eingebung folgend — mit hellem Tenor nach einer raschersonnenen Melodie — sie soll der bekannten „die Hussiten zogen über Raumburg“ ähnlich gewesen sein — zu singen an:

„In dem armen röm'schen Heere  
Diente auch als Volontaire  
Scävola, ein Rechtspraktikant,  
Den man auch gefangen fand,  
Gleich den andern allen.

Diesem ist es schlimm ergangen:  
Statt daß man ihn aufgehangen,  
Macht man ihn zum Referendar  
Und dann blieb er, was er war,  
Noch ein ganz Jahrzehent.“

Man kann sich denken, welches Lachen, welcher Jubel daraufhin losbrach. Unter stürmischem Beifall wurden die Gläser mit dem darin blinkenden goldenen „Neckarwein“ — den zu „Rheinwein“ schwang man sich nur in selteneren Fällen auf — erhoben und „hoch, hoch, hoch!“ riefen

alle, „der neueste Nestor der Referendäre, Herr Scävola soll leben!“

Herr von B . . . . . aber schlug an „des Ofenschirms gewalztes Blech“ und rief laut, daß es das jubelnde Lachen überdröhnte: „Jetzt, Meister Josephus, — jetzt hast du's gut gemacht: „hoch Freunde, er soll leben — uns manch solch Lied noch geben!“

Freudig stießen alle mit dem Dichter an und — daß jener Mittwoch in den Donnerstag „gelängert“ wurde, versteht sich wohl von selbst.

### Ein schneidiges Dirndl.

Dorfbild aus Steinmarken von Peter Rosegger.

„Dirndl, heut!“

„Was denn heut?“

„Heut' hab' ich Dich endlich einmal!“

„Wer? Du mich? Hi hi hi!“

„Ja, ich Dich. Ha ha ha!“

„Da wird sich wohl einer schneiden!“

So begann ein Zwiegespräch zwischen dem Johann Wendlinger und der Kunigunde Reiterin, als sie selbender des Weges gingen ins Dorf zur Kirchweih. Er war um zwei Kopf größer als sie, sie um einen gescheidter als er.

„Warum just Du mit mir so truzig bist, Rundl?“ fragte er sie.

„Und warum Dir just mein Truzigsein so zuwider ist, Hansel?“ war ihre Widerred'.

Er blieb stehen, breitete seine Arme aus und rief mit großem Schwung: „Weil ich Dich liebe!“

„Hi hi hi, jetzt hätt' ich bald gelacht!“ versetzte sie lustig.

„Was gibts, da zu lachen, möcht' ich wissen!“

„Ist's Dir lieber, wenn ich stenne?“ lachte sie.

„Gern haben sollst mich!“

Antwortete sie: „Für so einen schönen Duden thät' ich wohl viel zu schlecht sein. Und Du thust halt gerad' in drei Stücken nit für mich passen.“

„Na, wär' nit schlecht!“ sagte er und richtete sich stattlich auf, so daß man die Pracht seiner Gestalt, seines Tuchgewandes und seiner Uhrkette recht im Stande war zu bewundern.

„Sein thuts so,“ fuhr sie fort, „für's Erste bist Du mir zu schön, für's Zweite zu stark und für's Dritte zu reich.“

„Geh, foppe Du einen Andern!“

„Gewiß auch noch!“ versicherte sie. „Will Dir's auch sagen, wie es gemeint ist. Denn weil Du mich am heutigen Tag schon das dritte mal fragst — Du siehst, daß ich meine Knöpf' mach' im Sacktüchel — so muß ich Dir doch meine Meinung einmal fürhalten.“

Ganz ernsthaft stand es vor dem edigen Burschen, das kleine runde Ding mit dem rothen

Bollmondgesichtlein und mit dem blaußeidenen Busentuch über die anmuthige Gegend herab, von der er sein Auge nicht konnte wenden.

„Schau, Bübel, sein thuts so!“ begann sie. „Dein Haar thut eh schön glänzen, auch wenn Du es nit thätest schmieren mit Schweinfett. Und Dein sackrischer Schnurrbart möcht' doch sicher auch ohne Schusterpech ein paar Hörndeln aufbringen. Und daß Du viel Thaler hast, weiß ohnehin jeder, daß Du sie nit erst mühtest an der Uhrkette spazieren führen. Daß Du stark bist, glaubt man Dir auch gern, ohne daß Du alle Sonntag einen Kaufhandel anheben mühtest. So jetzt weißt es.“

Der Bursch glogte nur einmal verblüfft drein, auch beobachtete er die Vorgänge auf dem Gesichte des raschen Dirndls, ob es wirklich Ernst sei, oder ob man die Rede als Spaß nehmen dürfe. Das letztere ging nicht recht an, und so sagte er stark gedämpft: „leicht könntest einen Schulbuben nehmen, der noch keinen Bart hat zum spizen, oder einen alten Tadelring, der kein Haar mehr hat zum Schmieren. Oder einen Pfründner, so einer wird Dir gewiß keine Thaler spazieren führen und auch keinen Kaufhandel anheben — verstehst!“

„Si hi, jetzt ist er schon giftig!“ sicherte sie.

„Und raufen thu ich eh nur Deinetwegen!“ setzte er bei. „Weil sie mich allemal spötteln, daß Du mich nit magst, diese Haderklumpen!“

„Und deswegen soll ich Dich halt mögen, daß Du Dich nachher prahlen könntest, gelt?“

„Hörst, Ründl, mit Dir ist nichts auszureden. Du thust mir's zu Fleiß, Du bist eine boshafte Person. Aber das sag' ich Dir, Madl, wenn ich Dich nit haben kann, so soll Dich kein Anderer auch nit haben. Denk, was ich gesagt hab!“

Wie jetzt sein Gesicht blaß geworden war, wie er seine Finger in die Tuchweite einkrampfte, da wäre es der Kunigunde schier lieber gewesen, sie hätte auf diesem Wege ihre Ansichten über seine Eigenschaften nicht ausgepackt.

„Werden wir's halt sehen!“ sagte sie noch in einem fast singenden Ton und ging hinüber zum rechten Straßenrand, dieweilen der Hansel an dem linken mit seinen etwas sichelbeinigen Läufern schwerfällig dahinschritt. Er steckte seine Hände in die Hosentaschen und fing sachte an zu pfeifen.

Nach einer Weile fing er wieder an: „Ist's

Dir dort drüben auf dem steinigen Rain lieber, wie bei mir da herüben?“

„Bedank' mich schön, darüber hab' ich noch nit nachgedacht,“ antwortete sie kurz. Dann pfiß er wieder so halblaut vor sich hin. Ein Märschlein pfiß er und dachte, sie würde nach seinem Takte Schritt halten. Sie trippelte aber viel zu rasch dahin.

Auf einmal fragte er: „Ist Dir das Gernhaben leicht zu wenig? Willst geheiratet sein?“

„Freilich,“ antwortete sie.

„Jetzt ist mir der Teugel schon einerlei, ich



Schau Bübel, sein thats so!

heirate Dich auch!“

„Ja, bitt' Dich gar schön, sei so gut!“ spottete sie.

Jetzt hätte ihr der neuerdings entrüstete Hansel gerne gesagt, daß sie, die arme Person, froh sein könnte, wenn er, der reiche Bauernsohn, sie nehme. Aber sie war keine arme Person. Sie war die jüngste Tochter des wohl nicht reichen Zimmermeisters Reiter. Ihre älteren vier Schwestern waren bereits angesehen verheiratet und ganz ausgezeichnete Hausfrauen, die steiftest zu ihren Männern hielten, gesunde Kinder hatten und dabei selber noch alleweil schöner wurden. So war natürlich auch die Jüngste dieser guten Gattung rechtschaffen umworben.

Um die Auszeichnung anzudeuten, die ihr durch seinen Antrag werde, sagte er nun: „Wenn ich will, an jedem Finger bleibt mir eine hängen!“

„Glaub' Dir's,“ antwortete sie. „Und die an den Fingern mit Platz haben, kannst Dir der Reihe nach an ein Halskettlein fassen. Auf Deinen Hut kannst ihrer auch ein paar stecken.“

Den Burschen zuckte es in den Armen, er knollte die Fäuste im Saß, die Kundel merkte es wohl; sichernd eilte sie fürbaß, er trottete hinten nach und sann auf Gelegenheit und Mittel, den Hohn zu rächen. Daß diese Zimmermeisterische so gar nicht unterzukriegen ist!

Als sie gegen das Dorf hinabkamen, war sie ihm schon um hundert Schritte voraus. Der Hansel gefellte sich zu einem Kameraden, der duckmauserisch dahinstiefelte und sich fortweg mit dem rothen Sackuchballen im Gesicht herumsuhr, weil er Triefaugen und eine Triefnase hatte. Dem klagte er die Hoffart der Kundel.

Der Duckmauser entgegnete im Weinerlichen Ton: „Sollst Dir halt zu helfen wissen. Ein einziges Nachtel ist genug, um Weiberleuthoffart auszutreiben?“

Beim Hirschenwirth war Tanzmusik. Alles, was sauber und lustig war im Thale, hatte sich bereits eingefunden, und auch Stwelches, was nicht sauber war. Es wurden schon die Kerzen angezündet und das ist allemal eine reizende Zeit.

Die Kundel war auch da mit ihrem Vater, dem Zimmermeister. Der saß mit dem Schullehrer und dem Schmied und dem Schneidermeister im Extrastübel und sie sprachen fast so klug wie ein Minister und so schön wie ein Professor über die Wahlreform. Ob auch Unverheirathete wählen dürfen, Bauernknechte, Handwerksgejellen? Die im Extrastübel waren darüber noch lange nicht einig, als im Tanzsaal das allgemeine Wahlrecht bereits praktisch ausgeübt wurde. Jeder ohne Unterschied des Standes wählte sich Eine. Die meisten Wahlen wurden für gültig anerkannt, nur die alte Schlägelbuttin bestritt ihrem Manne das Wahlrecht, zerrte den Armen aus dem Wirthshause und heim ins finstere Duttenhäusel.

Ein junger Mensch, der mit einer blaffen aber gutmütig dreinschauenden alten Frau in die Wirthsstube trat, wählte auch, vorläufig aber nur den Tisch, an dem sie sich niederlassen wollten. Derselbe stand in der Nähe des Ofens und an ihm saß die Kunigunde Reiterin mit einer verheiratheten Schwester. Gar artig verneigte sich der junge Mann vor den Weibern und seine Mutter — die mit ihm gekommen war — meinte freundlich, sie setze sich schon gern in die Nähe des Ofens warm! Das sei ihr halt das Liebste auf der Welt.

Das waren die Kleinwächtersleute, die draußen in den Auen ein Häuschen besaßen, und eine Korbslechterei, die sie ziemlich knapp ernährte. Der Alte war seit ein paar Jahren todt und nun war es ganz an dem fleißigen Paul, das kümmerliche Gütel aufrecht zu halten und seiner Mutter ein Beistand zu sein. Heute hatte er sie auf die Kirchweih geführt, daß sie wieder einmal ein Tröpfel Wein verkoste und lustige Musik höre. Gar besonders festlich nahmen sich diese Leutchen nicht aus.

Die Frau trug ein schwarzes Kleid und ein dunkelbraunes Halstuch darüber, genau wie sie es bei dem Leichenbegängnisse ihres Mannes angehabt hatte, auch denselben schwarzen Strohhut mit dem Florbände. Schwarz, meinte sie, könne man immer tragen. Ihr Sohn, der Paul, hatte ein lustiges, mattgrünes Gewandlein an; die lichtblaue Halsschleife und eine Spätnelke im Knopfloch zeigte seine festtägige Stimmung, aber immer noch nicht so entschieden an, als sein frisches, heiteres Auge, mit dem er jetzt die Kundel anlachte. Er war ein ganz hübscher Junge, nur ein bischen zu weichmüthig und unterthänig in der Stimme, als er jetzt eine kleine Flasche Wein mit zwei Trinkgläsern und eine Semmel bestellte. Der dicke Wirth röchelte überlaut lachend die Worte hervor, zur Kirchweih bekomme man bei ihm nur fleischene Semmeln! worauf die Frau bescheiden entgegnete, Nachtmahl geessen hätten sie schon zu Hause.

Der Paul kam zwischen Ofen und Kundel zu sitzen, wozu er scherzend bemerkte: „Na, kalt wird mir bei diesem Tisch nit werden.“ Dabei lächelte er das Dirndl ganz treuherzig an und zupfte an den Flöckchen seines Schnurrbartleins, das schüchtern und völlig farblos über dem Mundwinkel hervorguckte.

„Der Ofen ist ja gar nicht geheizt!“ lachte die Kundel laut auf.

„Wenn das ist, dann muß ich mich näher an diese Seite halten,“ sagte der Paul und rückte so nahe an's Dirndl, daß sich ihre Ellbogen ein wenig berührten. Und so saßen sie gesittig da und wußten nicht recht, was sie miteinander sprechen sollten. Weil vom Tanzboden her die Pfeifen und Geigen klangen, so sagte der Bursche endlich leise zu seiner feinen Nachbarin: „Weißt Du, lang wird sich's nit thun mit dem Sitzen da!“ denn der steirische Landler zuckte ihm durch die Beine. „Weil die Mannsleut' kein' Fried' geben mögen!“ entgegnete das Dirndl, dieweilen trat sie mit ihren Zehenspitzen selber den Takt, ganz heimlich zwar, aber der Junge merkte es doch und jetzt zuckte es ihm

zweifach durch die Beine, der Landler und ihr Takttreten. Plötzlich stand er auf, nahm das Dirndl am Arm und sagte ganz zärtlich: „Es geht nit anders. Gehn wir Eins tanzen miteinander!“

Ihr war's recht und sie eilten hinaus. Es tanzten nur wenige Paare, darunter auch der Wendlinger Hansel mit einer schwarzhaarigen Italienerin, die mit welschen Maurern ins Land gekommen war, und es tanzte der Duckmauser mit einer glohägigen Magd. Raun war unser junges Pärchen schüchtern einmal herumgewalzt, als der Hansel auf sie herfiel und den Paul aus dem Kreise riß: „Jetzt wird nit getanzt, Körbel-Bub! Den Tanz hab' ich gezahlt!“ Und es war auch so, der Silbergulden lag auf dem Spielleuttisch.

Blas vor Verlegenheit kamen die beiden zurück in die Stube zum Ofen, dort flüsterte der Paul seiner Mutter zu: „Ich bitt Dich schön, ich muß einen Tanz zahlen!“

Die Frau wendete sich halb in die Ecke und begann ihren Kittelsack auszusuchen. Es zitterten ihr dabei die Hände ein wenig und sie machte kein besonders frohes Gesicht. Endlich hatte sie ein Silberzwanzigerlein herfürgebracht und gierig, wie es sonst nicht seine Art war, haschte der Junge danach.

Als der eine Tanz aus war, zahlte er den seinen. Rasch strichen die Spielleute das geringe Münzlein in den Lederbeutel, daß es nicht vor den Augen der Leute daliege und ein schlechtes Beispiel gebe! Mit nur halber Lunge begannen sie einen langweiligen „Altväterischen“ zu blasen und der Paul begann sich mit der Kundl zu drehen. Dabei lud er kopsnickend die Paare ein, nur mitzuthun, elliche sprangen auch ein, da schrie der Hansel grell: „Aufhören!“ und warf einen Gulden auf den Spielleuttisch hin.

„Aushalten!“ rief der Paul drein, aber er konnte seinem Befehle nicht den silbernen Nachdruck verleihen, und die Musikanten legten ihre Instrumente auf den Tisch. Sie mühten ja doch einmal ausschnaufen.

„Na wartet!“ rief die Kundl, „ich will euch den Blasebalg schon wieder aufziehen!“ eilte zum Tische und legte ein Guldenstück hin.

„Und ich werde in den Blasebalg ein großes Loch machen, daß er nit pfeifen kann, wenn die saubere Kunigunde mit ihrem Lotterbuben tanzen will!“ So der Johann Wendlinger und ließ einen Fünfguldenschein hinflattern auf den Spielleuttisch.

Das war jetzt ein Aufzucken in der Stube, als hätte es allen den Athem verschlagen. Alle schauten auf die Kundl und den Korbsflechter



„Da hast eine!“ rief sie.

Paul. Der letztere duckte den Kopf und verzog sich. Aber das Dirndl trat jetzt vor, trat so nahe hin an den großen Bengel, daß ihre Nasenspitze fast an seine schwere silberne Uhrkette stieß; „Jetzt muß ich schon fragen, der Lotterbub! Was meinst denn damit?“

„Er soll kommen und mich selber fragen!“ erwiedert darauf der Hansel herrisch.

„Ists Dir nit recht?“ fragte sie scharf.

„Ah, Du bist mir eh recht,“ sagte er und wollte seinen Arm um ihren Nacken legen. „So Eine möcht' ich heut!“

„Da hast Eine!“ rief sie und die Ohrfeige saß ihm an der Backe. — Sie lief hinaus, er

taumelte ihr nach, aber nur bis an die Thür, dort wurde er zurückgehalten. Er ballte die Fäuste, mußte aber, von mehreren Männern gefaßt, stehen bleiben. „Jetzt hast Eine!“ spotteten sie, „mit der kannst schlafen gehen.“ Das Gelächter, welches über ihn jetzt losbrach, hatte seine Wuth nicht gedämpft.

Als die Kundl in die Gaststube zurückkam, wo der Paul bereits wieder beim Ofen saß, setzte sie sich nicht mehr hin.

Sie stellte sich nur an den Tisch und sagte leise zum Burschen: „Du Paul, wenn Du wieder einmal tanzen willst, so nimm Dir ein Strohwiebel dazu. Heißt das, wenn Du es nachher nit etwa für einen Hasenschrecker hältst und davonläufst!“

Dachte er ein wenig nach, was das heißen sollte. Und dann entgegnete er: „Des Wendlingers wegen, gelt? Weißt, ich hab' mir gedacht, mit so einem Flegel will ich nichts zu thun haben und der Gescheidtere gibt nach.“

„Geh, geh, red' Du dich jetzt auf die Gescheidtheit aus! Die ist bei Dir ganz unschuldig, verstehst? — Auch mir graut's vom Raufen und das hab' ich dem Bölli da draußen heut' auch schon gesagt. Wenn ich aber ein Mannsbild bin und tanz' mit einem Madel und so Einer heißt mich einen Lotterbuben und verschimpft sie damit, nachher kriech' ich nit erst der Gescheidtheit unter den Kittel. Zuschlag' ich!“

„Ja und schmeißt Dich der groß' Lummel an die Wand wie eine Haseraarb!“

„Ist mir alles eins, 's Madel laß' ich mir nit verschandieren!“

„Mußt nit böß' sein, Kundl,“ sagte der junge Korbflechter und wollte seine Hand zärtlich auf ihren Arm legen. Sie schnellte ihn mit einer raschen Bewegung ab und sagte: „Weißt Du, wie 's bei den Späzen der Brauch ist? Ein Mandl, das das Weibel nit kann beschützen, bleibt allein stehen, als einsamer Spaß! — Damit Du weißt, daß ich auch kann korbflechten, und brauch' nit einmal Weiden dazu. So: ausge-redet ist!“

Daß das Köcklein flog, so rasch wendete sie sich um, schritt zu ihren Schwestern und zeigte ihnen an, daß sie heimgehe. Die Schwestern begleiteten sie, weil der Vater Zimmermann im Extrastübel das Wahlrecht noch nicht fertig hatte. Pauls Mutter kam jetzt näher an ihren Sohn und fragte, ob es etwas gegeben habe? Da warf der Paul seinen Kopf in den Ellbogenwinkel und hub an zu weinen.

„Aber Kind! Kind!“ jammerte sie, „was ist geschehen? Thut Dir was weh?“

Da sprang der Bursche auf, ballte gegen den Tanzboden die Faust: „Dieser verdammte Lummel!“ Dann stand er ein paar Augenblicke starr da, im Gesicht war er noch blasser als sonst. Seine Mutter legte die Hände zusammen und hauchte: „Aber Paul! — Aber Paul! Was machst denn für Augen?!“

Plötzlich riß er vom Ofengeländer einen Balken los und stürzte damit zur Thür hinaus auf den Tanzboden. Nun ging es rasch vor sich. Ein wüster Lärm, die Musik brach schrill ab, ein gellender Schrei. — Dann haben ihn ihrer zwei Männer in die Stube getragen.

Am Dorfende, wo das Kreuz steht, wurden die Weiber auf dem Heimwege erreicht. „Habts gehört!“ rief ihnen der Bote nach. „Sie werden gleich läuten für den Korbflechter, für den Paul. Erschlagen haben sie ihn.“ — Die Sterne, die sonst fest am Himmel stehen, huben vor den Augen der Kundl zu tanzen an. . . .

Geläutet wurde. Aber nicht die Sterbeglocke, sondern die Hochzeitsglocke nach sechs Wochen, als der Bursche wieder heil war. Die Kundl hatte wohl gemeint, der Paul könne sich seine Körbe selber flechten und hatte den ihren wieder zurückgenommen.

Manchmal ist nämlich auch das Bauernbirndl wie eine asiatische Gottheit. Sie begnügt sich nicht mit dem Lippengebet der Liebe, auch nicht mit dem bewußten „ganzen Herzen,“ sie will ihr Blutopfer haben, dann ist sie gnädig.

Der Wendlinger Johann ist nicht bei der Hochzeit gewesen. Während im Wirthshause die nämlichen Pfeifen und Geigen klangen, die er früher nach Belieben angerichtet oder abgestellt hatte, saß er mit dem Duckmauser draußen unter einem Heuschuber. Der Duckmauser hielt sein Sacktuch vor die triefenden Augen, der Johann biß sich die Fingernägel und knurrte: „Höllsaggra! Ist das ein dummer Tag!“

### „Eines schickt sich nicht für alle.“

Vor einigen Jahren machte der berühmte Kölner „Männergesangverein“ eine Sängerschaft und kam nach dem Besuch der größeren benachbarten Städte am Niederrhein auch nach dem als Weinort hochberühmten Dorfe M . . . , allerdings weniger in der Absicht, die dortigen „Sangesbrüder“ zu besuchen — obwohl es nach dem Sprichwort

Jed' Dörflein am Rhein,

Ob groß oder klein,

Es hat einen Singverein

solche daselbst gab — als vielmehr von dem Wunsch beseelt, den herrlichen Wein, der in der

Umgebung von M . . . wächst, an der Quelle zu genießen. Die Einwohner und ganz speziell die Mitglieder des M . . . r Gesangsvereins sahen jedoch den Besuch als ihnen persönlich geltend an und gedachten, solche ihnen angethane Ehre nach Kräften zu erwidern. Das Dorf hüllte sich deshalb in ein Festgewand, Kränze, Blumen und Fahnen schmückten die Häuser der „Hauptstraße“, durch welche der Zug der Gäste kommen mußte, und auf dem geräumigen Platze vor dem Rathause waren Tische und Bänke aufgestellt, denn hier sollte „der befreundete Gesangsverein“ auf Kosten der Gemeinde bewirtet und ihm an Wein das Beste geboten werden, was in den Kellereien der zahlreichen Weinproduzenten sich vorfand. In der Mitte des Platzes aber befand sich ein etwas erhöht hergestelltes Podium, von welchem herab der einheimische Gesangsverein den als Gast kommenden mit einigen Proben seiner Kunst und speziell mit einem vom Dirigenten des Vereins, dem Herrn Lehrer, gedichteten festlichen Begrüßungs-Chor zu überraschen gedachte.

Und eine Überraschung ward mit diesem letztgenannten Theil des Festprogramms wirklich erzielt, wenn freilich in ganz anderer Weise, als der Dichter-Dirigent und die Sänger es sich gedacht hatten. Dem wackeren Herrn Lehrer hatte Apoll nämlich nur die Gabe der Dichtkunst verliehen, nicht aber auch das Talent, „zu den schönen Worten eine passende Melodie“ zu erfinden. Doch was schadete dies? Es gab ja so viele bereits erfundene schöne Melodien, nach deren einer die Dichtung

Brause hell, du Festgesang

An des deutschen Rheins Gestaden,  
Dem Gast zur Ehr', der eingeladen  
Kam zu uns im Sangesdrang:

„Willkomm', Kölner Männergesangsverein!“

wohl gesungen werden konnte. Der poetische Vereinsdirigent sann nach und — „Eureka!“ rief er wie Archimedes nach der Erfindung des hydrostatischen Gesetzes aus, „ich hab's gefunden: Die schöne Dichtung ließ sich herrlich nach der prächtigen Melodie von „Wer hat dich, du schöner Wald“, singen. Dies war um so angenehmer, als gerade diese Melodie den sämtlichen Vereins-

mitgliedern so genau bekannt war, daß sie dieselbe sozusagen im Schlafe hätten singen können. Es brauchte deshalb keine Probe mehr gehalten zu werden — zu der so wie so die Hälfte der Mitglieder nicht gekommen wäre, „denn dieser letzten Tage Dual war groß“, um so mehr, als es gerade Herbstzeit war, in der die Sänger der Gemeinde ohnedies Besseres und Edleres zu thun hatten, als der Einübung selbst des allerschönsten Singsangs obzuliegen. In richtiger Erkenntniß dessen muthete der Herr Dirigent deshalb seinen Sängern keine Probe zu, sondern er schrieb



„Kölner Mä — Mä — Mä —“

frischweg den „Festgruß an den Kölner Männergesangsverein“ zwanzigmal ab — so viel Köpfe zählte nämlich der einheimische Verein — legte diese Abschriften in die Vereins-Viederbücher neben die Mendelssohn'sche Melodie des „Abschieds vom Walde“ und — damit war Alles gut.

Aber es war doch nicht gar so sehr gut, als der biedere Vereins-Dirigent es sich gedacht hatte, denn ganz wider sein Erwarten klang der Festgruß an die fröhlich auf dem Platze zehenden Kölner etwas eigenthümlich, besonders in seinem letzten Theile. Die vier ersten Zeilen „klappten“ zwar prächtig auf die Mendelssohn'sche Melodie und lauschend erhoben die Gäste Kopf und Herz, um sich an dem „brausenden“ Gesang der Zwanzig zu erfreuen. Als aber jetzt das Solo des Ersten Basses über den Platz klang:

„Willkomm' Kö — —“

und der Gesamtchor einfiel:

„Willkomm' Kö — —“

da verzogen sich schon die Mienen Einzelner der

Gefeierten zu einem gelinden Lächeln. Dieses wandelte sich sodann in ein etwas stärkeres, ziemlich allgemeines, wenn auch immer noch halb unterdrücktes Lachen, als der Erste Baß wieder mit seinem Sologesange

„Kölner Mä — —“

fortfuhr. Zu einem förmlich frenetischen und „brausend“ über den Platz schallenden Lachen aber steigerte sich dasselbe endlich, als nach diesem Solo der Gesamtchor wieder einfiel mit einem mächtigen

„Mä — Mä — Mä — —“

als stünde eine ganze Schafferde auf dem Podium. Ungeklärt verhallte der Schluß des Festgrußes.

Das war nun freilich eine Wirkung, die der Dichter von seinen Versen nicht erwartet hatte. Aber er konnte daraus die Wahrheit des Göthe'schen „Eines paßt sich nicht für alle“ erkennen, denn „eine“ Melodie läßt sich eben nicht für alle — schlechten Verse verwenden.

### Zuweiheirathen.

Ein Bild aus dem Bauernleben von Peter Rosegger.

Wenn der Dorfbursche vom Heirathen spricht — und das kommt vor! — woran denkt er dabei? An's Weib? Möglich. An den Bauernhof? Wahrscheinlich. Ja sogar höchst wahrscheinlich. Weiber sind leichter zu haben für einen jungen Burschen, als Bauernhöfe. Haus und Grund geht dem richtigen Bauernherzen über Alles, also auch über die Liebe. Ist das ledige Jagdier? Mag sein, aber nur zum Theile. Zum andern Theile ist es Verlangen nach Selbstständigkeit, Festständigkeit, Heimfähigkeit, Ideale, die unter Brüdern immerhin etwas werth sind. Als Bauernknecht in der Welt „herumzukugeln“, als Handwerksgefelle hin- und herzuwandern, heute seinen Tisch bei „Herrenleuten“, morgen bei Kleinhäuslern, heute sein Bett in der Dachkammer, morgen im Heubarren, heute Schwabenkäfer, morgen Flöhe, übermorgen wieder was anderes, heute einen polternden, eigensinnigen, drängenden Herrn, morgen einen, der selber nicht weiß was er will, keinen Befehl geben kann und hinterher murt, wenn der Knecht nicht etwas recht gemacht hat. Knechtleben! Wie lange? Bis er zusammengerackert ist und Einleger wird.

Da wird denn freilich das Ideal nach eigen Haus und Hof höher estimiert, als das Weibsbild, das Manchem schon auch „nicht alleweil selbstsam ist.“

Und so lugt halt der stattliche Bauernknecht, der zierliche Gewerksmann, der arme Bursche zeit lebens aus nach Weibsleuten, an denen ein Bauernhof hängt. Denn es gibt manche „einzige Tochter“ in der Gegend, oder was noch besser ist,

manches „einzige Kind“, dem das Gut zufällt. Und gerade solche Güter sind oft gut gestellt mit reichem Viehstand und vollen Speichern. Und die ledige Besitzerin eines stattlichen Bauerngutes ist immer schön. Sie mag einen Höcker haben oder einen Kropf, sie mag schielend sein oder einäugig, zahnfüchtig oder hasenschartig, mürrisch oder bissig, zwanzig- oder sechzigjährig, sie ist immer schön und lieb, sie hat eine saubere Gestalt, denn das Gehöfste ist in bestem Zustand, sie hat ein gutes Herz, denn die Truhen sind voll.

Und bei so Einer wär's gut „zuweiheirathen“. Nicht bloß arme Burschen denken dran, auch reiche Bauernsöhne, die selber ihren Hof haben. Zwei Höfe sind doch besser als einer, nicht? Und am Ende auch zwei Weiber? Die eine zum Gernhaben, die andere zum Heirathen.

Eine reiche Jungbäuerin hat also die Auswahl. Sie ist in der Lage, eine Liebesheirath zu machen, sie nimmt den Schönsten, den Frischesten, den Begehrenswerthesten, und wäre er auch um zwanzig oder dreißig Jahre jünger als sie. Und daß sie gerade einen solchen nimmt, ist ihr Unglück. Hätte er weniger allgemein geschätzte Eigenschaften, so würde sie an ihm vielleicht einen leidlich treuen und braven Mann haben.

„Zuweiheirathen!“ Ausnahmsweise gehts ganz gut, denn der Sinn für's Praktische schließt die Liebe nicht aus. Zumeist nimmt's einen schlimmen Verlauf, wenn der Mann „zuweiheirathet“, das heißt, die Besitzerin eines fremden Hofes nimmt, um dadurch sich selbst in den Besitz des Hofes zu bringen.

Vor Zeiten, so lange der Besitz eines Bauernhofes noch vor dem damals wie das Feuer gefürchteten Soldatenleben schützte, war das „Zuweiheirathen“ noch weit gesuchter, als heutzutage. Da nahm manch ein zwanzigjähriges Burschlein eine alte Wittwe mit erwachsenen Söhnen und Töchtern, so daß der Junge nun auf einmal einen Schoß krüppelhafter Kinder hatte, die älter waren, als er selbst. Ich hatte einmal an einer Hochzeit theilgenommen, bei welcher die Stieföhne den jungen Vater prügelten, weil er durch das Anheirathen sie um ihr zu erhoffendes Erbtheil brachte. Die Schwester der schneidigen Stieföhne, ein ebenfalls schon erwachsenes Dirndel, erhob ein schallendes Jammergeschrei, als es den „lieben neuen Vater“ unter den unzärtlichen Fäusten daniederliegen sah. Ein paar Jahre drauf war im Hofe richtig ein kleines Kind vorhanden, das den jungen Bauer „Großvater“ nannte.

Nun, und da war auch einmal ein fleißiger Bauernknecht, arbeitsam, sparsam, sitzsam, nicht jung und nicht alt, Diesel hieß er, ein weich-

muthiger, unentschlossener Mensch. Und der fragte jahrelang jeden Kameraden: „Was meinst denn und wie rath'st mir's denn Du? Soll ich oder soll ich nit?“

„Ah, von wegen der alten Birkenbinderin?“ fragte der Andere regelmäßig entgegen.

„Wohl, wohl, von derselbigen. Weist, die Sach' ist halt so. Ich möcht' doch endlich auch einmal ein eigenes Ort, und 's Häusel gefällt mir, 's Häusel, der Birkenbinderin ihres?“

„Und die Birkenbinderin?“

„Und die Wiese, die zum Häusel gehört. Die beste in Sunnhag, dreimalige Mahd das Jahr.“

„Ist sie wohl schon alt genug, die Birkenbinderin, fürs Heirathen?“ spottete der Andere gern.

„Sechs Stückeln Vieh kann man halten, wenigstens! Der alte Birkenbinder hat alle Jahr zwei Säue abgestochen.“

„Ihr erster oder ihr zweiter Mann?“

„Das wird sich wohl gleich bleiben. Sau ist Sau.“

„Daß Du aber schon gar so verliebt bist, Hiesel!“ —

Wenn der Samstag kam, am Feierabend, da stieg der Hiesel hinauf zum Birkenbinder-Häusel und beschaute mit Freude „das Dertl“ von unten und oben und berechnete den Gewinn, den er mit Holz und Heu und Vieh zu erzielen gedachte.

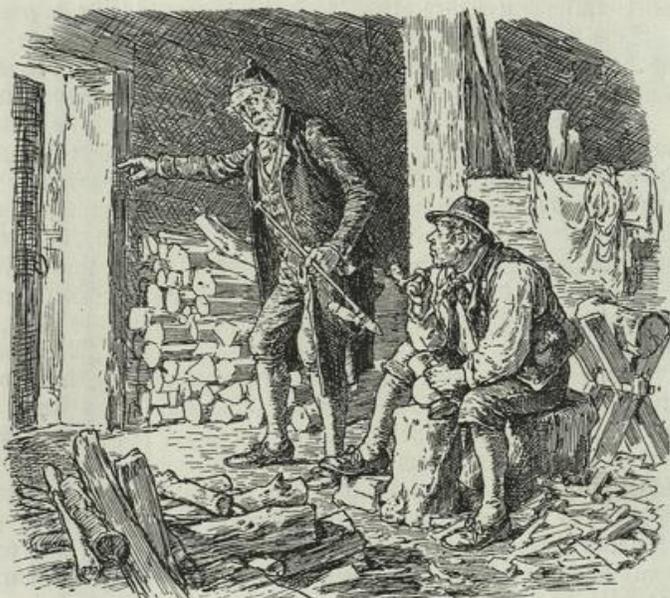
Die Birkenbinderin lud ihn freundlich ins Stübel hinein und fragte ob er hungrig sei. Ein Stück Rahmstrudel hatte sie allemal für ihn bereit. Und das Rahmstrudelbacken! Da konnte der Mensch weitem suchen in der Welt, keine wird so gut Rahmstrudel backen, wie die Birkenbinderin. — Weiß nur nicht, was die Leute sonst haben gegen dieses Weib. Als ob sie alt wäre! Ist sie doch die jüngere Schwester! Die ältere Schwester ist bei ihr Ruhmagd, diese natürlich geht freilich nicht mehr auf ihren ersten Füßen und der alten wird's taugen, wenn sie einmal einer ablöst in der schweren Arbeit. Es gab Leute, die auf dem Kirchweg die beiden ehrsamten Schwestern nicht auseinander kannten. Die mußten rein farbenblind sein, trug die Birkenbinderin, der „das Dertl“ gehört, doch ein rothes Busentuch und die alte Magd ein blaues! Wenn ein paar zusammenheirathen wollen, da wissen sich die Leut' ja vor Boshaftigkeit nicht zu

helfen! Weil sie ihm um's Gütel neidig sind!

Eines Tages that Hiesel, der Knecht, beim Dorflehrer Brennholz hacken. Zur Pause setzte ihm der alte Schulmeister einen Krug Apfelmose vor und einen Laib Brod. Dieweilen der Hiesel aß und trank, sagte er auf einmal: „Na, Herr Schulmeister, jetzt werden wir halt bald einmal einen lustigen Tag anheben.“

„Lustige Tage giebt's nie zu viele,“ antwortete der Lehrer.

„Wird nicht mehr lang dauern. Wenn der Herr Schulmeister eine neue Hochzeitshose braucht,



„Hiesel, seht schau, daß Du weiterkommst!“

so muß er dazuschauen. Wir haben schon das Versprechen gehabt.“

„Was der tausend! Was für eine denn, wenn man's wissen darf?“

„Warum denn nicht! Ist ja ein gutes Dertl. Auf's Birkenbinderhäusel im Sunnhag.“

„Wäre es doch wahr!“ sagte der Schulmeister und schüttelte seinen alten Weiskopf. „Gehört habe ich schon mehrmals so etwas. Hab's aber nicht recht glauben wollen. Die alte Wittwe. Bist ja viel zu jung für sie.“

„Wenn man wo dran will, so darf man die Zeit nicht verpassen,“ meinte der Hiesel und that einen kräftigen Zug aus dem Mostkrüge.

Sagte der Lehrer: „Zu der hätt' ich nicht einmal, ich alter Mann, gar viele Freude.“

„Muß sich der Mensch halt an der Birtshast eine Freud' machen,“ sprach der Knecht.

„Ist schon recht, Hiesel, aber bissel eine Freude muß man doch auch zur Person haben, die man heirathet. — Auf ihre ersten Männer soll die Alte ja böß gewesen sein, sagt man.“

„Werden halt darnach gewesen sein. Wir werden fleißig miteinander wirthschaften.“

„Wenn sie Dir nur das Recht läßt, mein Lieber!“ sagte der Schulmeister. „Die alten Weiber sind schon an und für sich eigensinnig und bissig gegen den Mann, und wenn eine erst weiß, daß sie ihm das Gütel mit in die Ehe gebracht hat! Das wird sie Dir vorhalten alle Tage, die Gott vom Himmel gibt. Ich sage Dir, Hiesel, traue Du keiner Alten!“

Schnitt sich der Knecht noch einen Bissen Brod und versetzte: „Die Alten haben das Gute, daß sie nicht mehr lang' leben.“

Der Schulmeister blickte erschrocken auf den Knecht. Dann stand er scharf auf und sagte: „Hiesel, jetzt schau, daß Du weiter kommst! Das hätte ich nicht geglaubt! Du bist doch ein niederträchtiger Kerl. Gehe mir aber sogleich zur Thür hinaus, jetzt mag ich Dich nicht mehr anschauen!“ Und er machte die Thür so weit auf, daß es dem Knecht gar nicht viele Mühe machte, sie zu finden. —

Das war beim Lehrer gewesen. Diese Lehre hatte dem Hiesel weiter nichts gekostet, zum Lehrgehalt kam er erst später.

Ein paar Wochen nach dieser Pause war die Hochzeit. Es ging dabei sehr lustig zu, die Leute ergöhten sich an der mit bauschigen Röcken, mit rothen und gelben Bändern aufgedonnerten Alten, die in ihrem aufgedunsenen weinglühenden Gesicht neben dem Burschen dasaß, schier wie ein Gobel neben dem sitzamen Firmling. Sie wußte in allen Hochzeitsbräuchen Bescheid, war sie doch jetzt schon das drittemal dran. Ahnend, daß sie solche Ehrentage in Zukunft vielleicht nicht mehr häufig erleben durfte, sonnte sie sich in ihrer bräutlichen Würde bis tief in die Nacht hinein, während dem Hiesel schon das Heimgehen im Kopfe lag, weil er sich sorgte um das liebe Vieh, das im Birkenbinderhäusel sich selbst überlassen war.

Und als sie endlich daheim waren, sagte das Weib zu ihm: „Du bist mir ein sauberer Ehegespons, daß es Dir jetzt mehr nach den Kälbern geht, als nach deiner Liebsten! Da hat's mein Erster anders gemacht, das muß ich Dir schon sagen!“

Sonst vertrauen es jungverheirathete Leute ihren früheren Kameraden an, wie glücklich sie sind. Der Hiesel sagte nichts. Und als ihn einmal einer fragte, wie es ihm gehe in seiner neuen Wirthschaft, da antwortete er: „Auf der besseren

Seiten nicht viel nutz.“ Nach einem halben Jahr sah man das Ehepaar nicht mehr miteinander in die Kirche gehen, ging er allein und ging sie allein. Nach einem Jahr hatte der Birkenbinder seine Schlafstelle im Heustabl, die Hausthür war nachts über zugesperrt wie vor Räubern und Mördern und die zwei Schwestern drinnen hockten im Dunkeln oft stundenlang beisammen und verabredeten es, wie sie diesen „zuwideren Menschen“ behandeln wollten. Beiderseitigen Beifall fand der Plan, ihm für die Wirthschaft ihre Arbeit zu verweigern, hatte er doch das Häufel und das Vieh und die Wiesen geheirathet, jetzt sollte er nur allein damit fertig werden. Zwar meinte die Birkenbinderin, wenn er alle Arbeit allein verrichten müsse, so würde er bald alles als sein alleiniges Eigenthum ansehen, während doch sie und nur allein sie, ihm das Gütel zugebracht und „wenn's recht um und auffam,“ immer noch sie die Eigenthümerin sei. Bei solchen Erwägungen wurden die Schwestern gar erregt und die alte Magd sagte: „Ich weiß schon, was ich thu! Zu Fleisch thu' ichs ihm!“ Und als der Hiesel eines Morgens zur Frühsuppe in die Stube kam, hatte sie ihm heimlich Lichtöl in die Milch geschüttet.

„Weiß der Kukul!“ sagte er und schnupperte, „was heut' die Suppe für einen merkwürdigen Geschmack hat! Ist die Milch ranzig, Alte?“

„Wenn dem Herrn Bauernknecht auch die Suppe nicht mehr recht ist,“ antwortete sein Weib, „so muß er sie ein andersmal halt von einer Andern kochen lassen, von einer Jungen, So eine wirds gewiß besser können, wie die alten Weiber . . . ?“

Bis zu diesem Augenblick hatte der Hiesel sich als unschuldig Verfolgter gefühlt, jetzt zum erstenmal stand ihm seine ganze Verworfenheit klar vor Augen. „Die alten Weiber!“ freilich, er hatte in der Nachbarschaft ein paar mal von seinen alten Weibern gesprochen. Das war ruckbar geworden bis zum Birkenbinderhäusel im Sunnhag. Aber nicht eine Spur von Bußfertigkeit hatte der Sünder, im Gegentheil, in seinem Arm zuckte das diabolische Gelüste, die Suppenschüssel seiner besseren Hälfte an den Kopf zu schmeißen. Er that's aber erst nicht, und daß er's nicht that, war die Furcht vor dem Zorne der alten Weiber! — So tief war er herabgekommen. Er begnügte sich damit, die Schüssel auf das Flez zu schleudern, daß die Scherben und Milch hoch ausspritzten. Die Frauenzimmer waren sprachlos und schüttelten sehr betroffen ihre Köpfe, als wollten sie sagen: der arme Narr! Jetzt hat er gar sein bissel Verstand verloren!

Zur Mittagszeit, als er von der Weide heim zum Essen kam, that sein Weib ganz erstaunt. „Was willst denn Du lauter da? Bei uns wird nimmer angeheizt. Wär' schad' um die Sachen, wenn dieser Kunzelschragen nicht einmal mehr eine Milchsuppe zuweg bringt!“

Kunzelschragen! Sollte er nicht auch dieses treffende Wort irgendwo gebraucht haben? — Er ging wieder auf die Weide und schaute am Raine und bei den Steinhäufen nach, ob nicht etwa die Himbeeren schon reif wären. Am Abend, nachdem er Kühe, Kälber, Schweine und Schafe versorgt hatte, legte er sich müde auf sein Heu. Müde und hungrig. Einmal hat's Rahmstrudel gegeben im Sunnhag! Freilich, das war noch vor dem Sündenfall mit dem Birkenbinderhäufel. — Der Traum that in selbiger Nacht sein Möglichstes, um ihn zu trösten, aber er machte es nur noch schlimmer. Eine gute Bekannte führte er vor. Ein armes verlassenes Dirndl, das unter dem Holterbusch der Kirchhofsmauer saß und zum Herzbrechen schluchzte, während der Hiesel drin in der Kirche das Birkenbinder-Gütel heirathete.

Am nächsten Morgen, als der Birkenbinder in sein Haus gehen wollte, war die Thüre versperrt und das Häufel wie ausgestorben. Er ging in den Stall und melkte sich eine Kuh, diese gab ihm kein Lichtöl in die Suppe. Am Vormittag mähte er Futter. Zu Mittag war das Häufel immer noch verschlossen und ausgestorben. Es war ein kühler, regnerischer Tag, alle Berge waren verhüllt von niederhängenden Wolken. Der Hiesel ging hinab zu einem Nachbarshof. Der Nachbar pflegte Leute, die gerade zur Essenszeit zu sprachen, mit zu Tische zu laden. Aber heute hatten sie schon abgegessen. Jetzt setzte er sich auf den Herd und schaute der Bäuerin zu, die flott und flink das Eßgeschirr scheuerte. Und da fragte sie plötzlich: „Na, Hiesel, was hat denn Dir heut' Dein Weib Gutes gekocht?“

Kaum das Wort gesprochen, hub der arme Narr an laut zu pröhlen.

Die Bäuerin rief im ersten Schreck laut den himmlischen Vater an, und was ihm denn fehle? Ob etwas geschehen sei? Ob etwa gar seinem Weib was wiederfahren sei?

Der Hiesel preßte seine beiden Fäuste an die Augen und schüttelte unwillig den Kopf.

„Hast mit einem Vieh Unglück gehabt?“  
„Ich wollt', 's wär schon all des Teufels!“  
knirschte der Hiesel.

„Ja mein Gott, da bin ich mir nicht gescheidt genug, was es mit Dir ist!“ sagte die Bäuerin schier verzagt. Das war aber Verstellung, sie ahnte es recht wohl, wo der Hacken saß. Nach einer Weile brachte es der Hiesel heraus, daß er schon seit zwei Tagen nichts Warmes gegessen habe.

Jetzt erschrad die Nachbarin aber wirklich. „O Tschappel!“ rief sie aus, „was hast denn das nicht gleich gesagt!“ und hub eilends an,



Die letzten Worte rief er laut mitten ins Gebet hinein.

Milch und Eierspeise zu kochen.

Nachdem er sich gesättigt hatte, wurde der Mann entsetzlich muthiger. Gar trotzig Falten zog er über die Stirn. „Ich weiß aber, was ich thu!“ sagte er zornig. „Und ich thu's! Von dieser — dieser —“ es steht zu vermuthen, daß er „Bestie“ sagen wollte, oder einen ähnlichen Rosenamen verfahrenen Ehen, er sagte aber nur: Von dieser — dieser Person werd' ich mich nicht mehr lang' martern lassen, ich nicht! Ich! Ich!“ Er ballte die Fäuste, „Ich geh' durch! Die ganze Kramel laß' ich liegen und stehen. Ich brauch' die Hütten nicht. Ich geh' wieder bauernbienen, steh' mich zehnmal besser dabei. Und das thu ich!“

Als er nachher wieder in die frische regnende Luft hinauskam, wurde der Entschluß wankend. Da hat er seine paar Hundert Gulden ins Gütel

hineingesteckt, ist ja alles zerlempert gewesen! Und jetzt soll er wie ein Bettelmann davon gehen und ihr alles zurücklassen?

Bei einem zweiten Nachbar sprach er zu und dem wollte er Alles anvertrauen.

„O mein lieber dummer Hiesel“, sagte dieser Nachbar, „erspar Dir den Athem, man weiß ja schon lang' alles, wie es mit euch steht im Birkenbinderhäusel! Ich möcht' nicht Du sein, das muß ich schon sagen.“

„Verkaufen will ich das Gütel!“ rief der Hiesel.

„Das Gütel? Wieso? Was hat Dir denn das Gütel gethan, das ist Dir ja eh recht. Deine Alte selbst verkaufen? die bringst aber nicht an. Nicht einmal beim Trödler. Auch nicht, wenn Du draufzahlst. Da kannst schon machen, was Du willst. Die bleibt Dir am Hals hängen, so lang' Du lebst! Solche Frauenzimmer sterben überhaupt nicht.“

„So weiß ich, was ich thu!“ sagte der arme Hiesel.

„Mein Gott, ich kann mirs denken,“ entgegnete der boshafte Mensch, „aufknüpfen wirst Dich wollen. Das hilft aber auch nicht viel. Heißt's doch, daß christliche Eheleute, wenn sie auseinander sterben, im Himmel wieder zusammen kommen.“

Diesen Bauern hätte jetzt der Hiesel am liebsten niedergeschlagen. Zum Glück that er das nie oder höchst selten, was er wollte. Die einzige That seines Lebens war gewesen, als er da oben „zuiweirathete“ . . . . Jetzt fiel ihm manchmal auch ein, daß er gehört hatte, der Mensch solle nur aus Liebe heirathen und aus keinem andern Grund, sonst ginge es allemal schlecht aus. Auch einmal mühsam gelesen hatte er so etwas an einem regnerischen Sonntagsnachmittag, hatte es aber nur so für eine Dichterweisheit gehalten. Und nun die schreckliche Wahrheit. Und gerade an ihm selbst! Kein Mensch auf der ganzen Welt ist so elend dran, als er, davon ist er fest überzeugt.

„Und das Zuwiderste,“ setzte der Nachbar noch bei, „das Zuwiderste an der ganzen Geschichte wär' mir das Ausgelachtwerden!“

Der Hiesel ging weiter. Als die Nebel sich ein wenig hoben, sah er im Sunnhag sein Häusel stehen. Fast tröstend schaute es auf ihn herab. Ueber dem Schornstein war immer noch kein Rauch. Das liebe Vieh ist arm, wenn es sein gewohntes Futter nicht kriegt! Er muß doch wieder hinauf. Aber ein neuerlicher heftiger Regenguß jagte ihn in eine leerstehende Holzknechtshütte. In der hatte er auch einmal etliche Wochen gewohnt. Es klebt sogar das Zeitungspapier noch

im Hausflur, das er damals in Ermangelung einer Glasscheibe angepappt hatte. In der Langweile hub er nun an, vom Fenster herab Zeitung zu lesen. Ein Mordprozess. Ein Mensch hatte seine Frau abgefüttert und nachher durch eine ungeschickte Ausrede sich selbst verrathen. — So dumm muß' Einer halt nicht sein . . .

Als der Guß vorüber war, stieg er zwischen triefendem Jungwald bergan. Auffallend, so dachte er bei sich, ist's doch, daß die Thür immer versperret ist und kein Rauch über dem Dach!

Wie wenn ihnen etwas geschehen wäre, den beiden Schwestern! Daß sie nicht aufmachen, daß es so still ist im Häusel wie ausgestorben! Fortgegangen können sie ja doch nicht sein, sie sind nirgends gesehen worden. Es können sie Räuber überfallen haben bei der Nacht! Warum er daran nicht gleich gedacht? Es ist nicht anders und es ist heilig nicht anders, sie sind mausetodt! — So leicht und stink waren ihm die Beine schon lange nicht mehr gewesen als jetzt, da er dem Gütel zueilte, seinem Gütel! Jetzt wirklich seinem Gütel, auf das er sich nun dieselbige anheirathen kann, die im Traum unter dem Hollerbusch gejeßen! — Wenn sie gestorben ist, die Alte, das Begräbniß soll ihr nicht zu lumpig sein. Auch einen Grabstein soll sie haben, einen recht schweren.

Als er oben war und an der offenen Stallthür vorbeilte, flog ein schwerer Melkstuhl heraus und klingend an seinen Kopf. Die Birkenbinderin war gerade beim Melken und äußerte sich nun dahin, daß dem faulernen Hiesel das gerade noch gefehlt hätte. Am hellen Werktag müßig herumlungern, bei den Nachbarn schmarozen und Leut austrichten. Nun und dabei war der einsfüßige Melkstuhl gekauft gekommen. — Der Mann taumelte an den Hausbrunnen hin, wusch sich Blut vom Kopfe und wankte dann in seine Heuhütte.

Als er am selben Abende nicht mehr vorkam und auch am nächsten Morgen nicht, huben die Schwestern untereinander an zu duscheln drinnen im Häusel. — Wenn der Melkstuhl ihn doch an einer unrichten Stelle getroffen hätte! Immer Einer hält ja nichts aus! Ist ja soviel eine Letzigen (Weichling), dieser Mensch! „Ich geh' nicht hinaus!“ sagte die Birkenbinderin.

„Muß halt ich schauen gehen, was ihm fehlt!“ sprach die Schwester, nahm den Suppentopf und einen Löffel und ging in die Heuhütte. Nach kurzer Zeit kam sie wieder zurück und berichtete, daß er im Heu liege wie „abgestochen“ und daß er sich nicht rühre. Zur selben Stunde kam der Gemeindebote mit der Botschaft: „Die Teiche saugen wieder an! Der Birkenbinder soll eilends

mit dem Krampen gehen. Von jedem Haus muß Einer gehen, solange noch nicht zu spät ist wie vor drei Jahren, wo die Teiche ausgebrochen sind, das ganze Thal überschwenmt haben und die Knechte ertrunken sind. Der Birkenbinder soll geschwind mitkommen."

"Er ist jetzt nicht da," sagte das Weib, "wenn er heimkommt, will ich ihm's schon sagen."

"Nichts da, wenn er heimkommt! Das Wasser wartet nicht auf's wenn er heimkommt! So muß wer anderer gehen. Wo kein Mannsbild ist, muß ein Weibsbild gehen. Der Teichhauptmann ist höllisch streng, ich sag' es euch! Wer nicht kommt, wird eingesperrt und in Bockfäusten gespannt! Im Wirthshaus hocken's all beisammen, sagt der Teichhauptmann, da haben sie Zeit, aber wo eine Gefahr ist, da drücken sie sich. Marsch auf, Bäuerin, mit dem Krampen!"

"Ja, mein Gott und Herr!" jammerte sie, "da muß ich doch meinen Mann suchen gehen!" Sie ging in den Heustabl. Im Halbdunkel sah sie ihn liegen an der Wand, halb mit Heu zugedeckt. "Hiesel!" flüsterte sie. Nichts. "Hiesel!" rief sie lauter. Auch noch nichts. "Um des Gotteswillen, Hiesel, ist Dir was?" fragte sie ihn, ganz weichmüthig. Da bewegte sich der Kopf und knurrte ein wenig. "Birst doch nicht krank sein, Hiesel?" sprach sie gütig.

"Kopfweg," stöhnte er.

"Aber geh! Kopfweg! Aber na! Weißt, Mann, das macht der Heudunst. Mußt aufstehen, in der frischen Luft wird's schon besser werden."

Wer ist denn das? Ist das wirklich seine Alte? Ist sie's wirklich? Da schau' man her, wenn der Mensch Noth leidet, da ist sie erst noch gut . . .

"Mein liebes Weib," sagte er. "Weiß der Teufel! sehen thu ich nichts."

"Sehen thust nichts? Natürlich, weils finster ist im Stabl. Draußen scheint die Sonne, da wirst schon was sehen. Unten beim Wasser, weißt, wo die Leut' heute arbeiten, da machst Dir kalte Umschläge. Und jetzt geh' und is' eine warme Suppe."

Und als der Hiesel ganz gerührt über so viel unerwartete Liebe hinausgetaumelt war, da sah sie es, sein Kopf war so groß wie ein Milchkübel, die Augen waren so geschwollen, daß sie nicht anders, wie zwei verwachsene Narben aussahen zwischen den rothen Wulsten. Als das Weib merkte, bei ihm wäre es heute nichts mit dem Krampen, da schlug der Wind rasch um und sie hub an mit breitem Munde zu zetern über eine Sammergefalt, Mannsbild genannt. "Stromert so ein Taugenichts die ganze Woche in der Ge-

gend 'rum, Leut' ausrichten. Und nachher, wenn er einmal was leisten soll, da macht er sich krank! Ist das ein Mann? Das ist gar kein Mann! Das ist ein altes Spitalweib! Wööh! wie er schaut! Und sie schnitt ihm ein Gesicht, das allerdings bei den vorhandenen Mitteln noch viel häßlicher ausfiel, als das geschwollene am Milchkübelkopf. Mittlerweile kam der Gemeindediener noch einmal daher gestampft und da er die Unfähigkeit des Mannes augenscheinlich vor sich hatte, schlenderte er mit einiger Gewalt dem Weibe den Krampen zu, zerrte sie mit sich hinab in die Schluchten, wo die drohenden Teiche lagen und schon viele Leute arbeiteten, um den Dammbruch zu verhüten.

Der Hiesel saß am Tische, legte die gefalteten Hände vor sich hin und wackelte mit dem riesigen Kopfe.

Er erinnerte sich an die Teichbrüche vor drei Jahren, damals war er dabei gewesen. Zuerst brach der obere, dann mit schrecklicher Gewalt die anderen, die Arbeiter versuchten sich an die Berghänge zu retten, aber drei Knechte und eine alte Magd wurden mit fortgerissen und später weit draußen im verheerten Thale unter Schutt und Schlamm aufgefunden. Diese Teiche waren zur Zeit des Regens oder der Lawinenbrüche der Schrecken der Gegend.

Den ganzen Tag saß der Hiesel so da und grübelte drüber nach, was denn eigentlich schlimmer sei, die brechenden Teiche oder die fliegenden Welfstühle. Gegend Abend wurde sein Kopf kleiner und die Augen gingen ein wenig auf. Er schaute zum Fensterlein hinaus, ob das Weib nicht etwa doch heimkomme. Als die alte Schwester am Herd das Abendfeuer machte, sagte zu ihr der Hiesel: "Schwägerin, ich weiß mir nicht mehr zu helfen. So viel Angst! Thun wir einen Rosenkranz beten für mein Weib!"

Sie knieten an den Tisch hin und beteten laut den Rosenkranz, die Magd drauf hin, daß die Schwester glücklich heimkommen möge, der Hiesel darauf hin, daß — daß es anders werde. Aber plötzlich fiel ihm ein: "Was sind das für Gedanken? Ein schlechter Kerl bist worden, Hiesel! Aber — kannst was dafür? Sie hat Dich dazu gemacht. Wenn's noch lange so fortgeht, kannst noch viel schlechter werden. Heute bittest den Herrgott bloß um Befreiung, morgen ist's vielleicht schon so weit, daß Du ihm dazu ein wenig Handlangerdienst leihstest . . . Da ist's wohl gescheidter, Du laufft bei Zeiten davon, so weit Dich die Füße tragen, und pfeiffst auf dieses verfluchte und vermaledeite Birkenbinderhäusel!" Die letzteren Worte rief er laut mitten ins Ge-

bet hinein, so daß die Schwägerin aufzuckte. Just noch wollte sie ihm einen Verweis geben ob seines gottlosen Betens, da kreischte sie hell: „Die Schwester!“ Ueber die Wiese herauf kam die Birkenbinderin. Sie trug auf der Achsel den Krampen, sie hatte ein sehr rothes Gesicht, sie machte große Schritte, sie kam rasch näher. Der Hiesel erraffte vom Nagel Rock und Hut und eilte zur Thür hinaus.

Das war gewesen vor einem Jahr im Herbst. Seit jener Abendstunde ist der Hiesel nicht mehr gesehen worden im Birkenbinderhäusel, auch nicht bei den Nachbarn. Draußen im Dorfe vor dem Schulhause, wo er einmal Holz gehackt hatte und hinausgeworfen worden war, soll er noch gestanden sein spät Abends im Mondenschein. Dann nichts mehr von ihm, bis auf den heutigen Tag.

Wenn man die Birkenbinderin fragt, wo denn ihr Mann alleweil wäre, so zuckt sie die spitzen Achseln, zieht den zahnlosen Mund auseinander und sagt: Was fragst mich! Ich geh' den Lumpen nicht suchen.“

Und also endet nach der besseren Singart das Lied vom „Zuwiheirathen“, wenn Einer das Gütel liebt und nicht das Weib.

### Der Vetter vom Lande.

Eine unheimliche Begebenheit, erzählt von einem Augenzeugen.

Mein Nachbar, der Oberbuchhalter Ellwurf, hatte einen Vetter bekommen.

Ellwurf war einst jahrelang Diurnist gewesen mit 9 Gulden Gehalt im Monat, und stand da ohne Freund und Verwandten. Dann war er Schreiber mit 32 Gulden geworden, hatte trotzdem keinen Verwandten. Dann ward er Buchhalter mit 70 Gulden und einer Frau, aber Verwandten hatte er immer noch keinen. Endlich wurde er Oberbuchhalter mit 2600 Gulden Jahresgehalt, und siehe, es war ein Vetter da. Man konnte nicht sagen, daß er vom Himmel gefallen sei, denn er war schon gegen fünfzig Jahre alt und seit dreißig Jahren Mastviehhändler im Jnnthale. Aber es war ein überaus freundlicher Vetter, wie er jetzt auf einmal in der Thür stand, die Arme ausbreitete und dem Oberbuchhalter zurief: „Friedel! Friedel! Kennst Du mich denn nicht mehr? Der Dheim Fidor! Deines seligen Vaters Bruder!“ — Auch seine Gestalt war erfreulich. Sie war nicht groß von Figur, jedoch aber behangen mit einer großen Ledertasche, in welcher ein großer Schweinschinken steck, sie hatte über der Achsel einen Korb hangen mit Eiern und Krapsen. „Weil ich doch nicht ganz mit leeren Händen kommen mag zu meinem lieben Friedel, den ich halt gar nicht vergessen

kann. Als Wickelkind, verstehst, wie Du noch eins bist gewesen, hab' ich Dich einmal über das Breitfeld hinausgetragen, weißt Du noch? Wenn er jetzt schon zu mir nicht kommt, so mußt Du wohl einmal zu ihm gehen, hab' ich mir gedacht. Gehst Dir gut, hab' ich gehört. Hast es weit gebracht, sakramentisch weit! Ueber zweitausend, das Jahr, sagen sie! Donnershub, so viel tragts bei mir nimmer. Aber schön hast es da! Sauber ist's bei Dir. Hast ja auch eine Frau, höre ich. Darf ich sie gleich sehen? Da hab ich was für sie. So große Eier machen sie nicht in der Stadt! Kosten mich auch fünf Kreuzer, das Paar! Na na, nicht so! Euch kosten sie nichts. Und nachher da — ein Schinken! Da wird er einmal schmausen dabei, mein Friedel! Bauernschinken! Im Rauchfang gefelcht! In der ganzen Grazerstadt findest keinen, wie den. Ich hätt' ihn gestern im Postwirthshaus zu Leoben verkaufen können, um fünf Gulden! Oha! sag' ich, hab' ich gesagt, der wird nix verkauft, der gehört meinem Neffen, dem Herrn Oberbuchhalter zu Graz. — Ein paar Tage bleib ich bei euch. Ei ja, das wohl. Verlassen thu ich meine Verwandten nicht. Wer kommt denn da? Ist das die Deinige? Deine Frau? Eine saggrische Gredl! Grüß Gott, Frau Mahm! Der Vetter Fidor! Kennst mich nicht? Bissel ein Recht mußt mir doch noch lassen an Deinem Mann, verstehst! Wie Du noch in Abrahams Schnappsack bist gewesen, hab ich ihn schon auf den Händen getragen über das Breitfeld hinaus. Nichts Kleines noch? Na, wird schon kommen. Du, Frauerl! Geh schau einmal, was Dir der alte Vetter mitbringt!“

Das alles fast in einem Athem, so daß weder der Oberbuchhalter, noch seine Frau ein Wort dazwischen schicken konnten. Sie hätten auch nicht recht gewußt, was da zu sagen war. Ziemlich gelassen führten sie die Bescheerung in den „Salon.“ Das war das größte, schönste, kostspieligste Zimmer, welches das Ehepaar leer stehen ließ, während es sich mit ein paar engen, dunklen, hoffseitigen Kammern zum Wohnen bediente. Aber das verlangt die Sitte so. Ein Salon, natürlich! Da werden wöchentlich ein paar fremde Leute hineingeführt auf ein halb Stündlein Gewäsch. Die näheren Bekannten hocken sich erst noch in eine Hofkammer, wo es sich eigentlich noch gemüthlicher tratschen läßt. Doch, was rede ich denn da über meinen lieben Nachbar, den Oberbuchhalter Ellwurf! Das ist ja nicht bei ihm allein so, das ist auch bei uns so, das ist fast überall so, wo es gescheite Leute gibt. — Also hinein mit dem Vetter in den Salon. Freilich wohl, warf die Hausfrau einen

verzweifelten Blick auf sein Schuhwerk, aber der Blick änderte daran nichts, da hätte ein mächtiger Vorritzenbesen bessere Dienste geleistet.

Als dann am Abend. Da schickte der Oberbuchhalter ein Brieflein zu mir, ich möchte ihm zu Hilfe kommen. Es sei ein ungeahnter Vetter vom Lande eingetroffen und mit dem wisse er nichts anzufangen. Ich möchte doch zum Nachtmahl hinüberkommen.

Ein Vetter vom Lande? Mit dem wird doch noch fertig zu werden sein. Ich ging hinüber, wurde dem Gaste vorge stellt als ein Freund des Hauses, worauf er meine Hand packte, sie derb drückte und laut rief: „Schön! Schön! Aber was Sie für ein Handerl haben, ein weiches!

Sind Sie auch ein Buchhalter? Nicht?

Kein Buchhalter? Na, wenn's nit

anders ist. Alle Leute können halt

nicht Buchhalter sein,“ entschuldigte

er nachsichtsvoll. Doch ging seine

Wärme gegen mich sichtlich zurück, steigerte sich aber beim zweiten Glase

Wein zu ungeahnter Höhe. Den Neffen

umarmte er, den habe er ja einmal

auf den Händen getragen, über das

Breitfeld hinaus. Mich sprach er mit

Du an. „Wenn'st auch kein Buch-

halter bist, hast halt ein anderes Ge-

schäft. Auch recht, auch recht. Gehn

thut's Dir gut, das sieht man. Aber

schau — meiner lieben Schwägerin

oder Mahm, oder was sie ist, der muß

ich doch ein Bussel geben!“ denn die

Frau Oberbuchhalter war eben herein-

gekommen mit dem Schinkenausschnitt.

— „Ein Bussel bring' ich vom Vetter!“

lachte das muntere Frauchen, „na da muß ich mir doch

vorher den Mund abwischen gehen!“ eilte in die

Küche zurück und kam nicht mehr herein.

Der Vetter sprach seinem Schinken mit Macht

zu. „Wohl wohl,“ sagte er während des Essens.

„Hab' mir's gleich gedacht, daß er Euch schmecken

wird. So guten Schinken gibts nur auf der

Bäuerei. Da thun sie ihn im Rauchfang selchen.

Die Stadtfleischhacker selchen ihn mit Schalider

(Salpeter), da ist er nit gut. Aber Wein habts

einen guten. Was er etwa kostet, die Maß?“

Aus der Küche brachte die Magd Kalbsbraten

mit Salat und hernach Käse mit Backwerk herein.

Der Vetter bedauerte, nicht auch einen Schaffkäs

mitgebracht zu haben. „Der beste Kas ist der

Schaffkäs!“ erklärte er. Sein Gesicht war während

des Essens, Trinkens und Plauderns leuchtend

roth geworden. Es war rundlich, wohl rasiert,

hatte ein Biernäschen und kleine Neuglein, die

bei jedem Wort vielsagend blinzelten, als wäre

es was ganz Anzügliches, Deutsames. Schließ-

lich wollte er mit mir Sackuhr tauschen, die seine

sei viel größer und schwerer und nur wöchentlich

einmal zum Aufziehen. Das rückwärtige Blatt

sei echt Schildkrottschale, der Reifen von Silber,

Altsilber, nicht Neusilber, und er hätte schon gutes

Angebot gehabt für diese Uhr. — Ob sie auch

verlässlich ginge, fragte der Oberbuchhalter.

„Mein Gott!“ entgegnete der Vetter über-

legen, „da gibt man sie halt dem Uhrmacher.“

Der Zeiger stand thatsächlich auf halb Drei,

statt auf zehn Uhr. Trotzdem nahm der Vetter

die Zeit wahr und traf Anstalt, seine große,

ruhige Pfeife zu stopfen. Der Oberbuchhalter



„Aber schau — meiner lieben Schwägerin oder Mahm — muß ich doch ein Bussel geben!“

wollte es mit einer Kubazigarre verhindern, was ihm aber nicht gelang.

„So so, a Zigaarl!“ sagte der Vetter und nahm sie in die Faust wie einen Spatenstiel. „Da derspare ich meinen eigenen Tabak. Vergelts Gott! Wart's, Bürschlein, das machen wir so!“ Er zerbrach die Zigarre mit den Fingern, stopfte sie in seine Pfeife und begann sie dergestalt bedächtig zu rauchen. Der Hausherr öffnete bald ein Fenster, da fand aber der Vetter, es stinke hinein. Als der Oberbuchhalter bereits auf die Gelegenheit zu sinnen begann, die Tafel aufzuheben, klatschte der Vetter plötzlich in die Hände: „Wißts was, Leut, jetzt wär ein Schnaps gut! Was? Du hast nit einmal einen Schnaps im Haus, Oberbuchhalter? Na wart, da hast, schid' einen kleinen Buben!“ Aus seinem ledernen Geldbeutel zog er einen Zwanziger hervor, da gestand der Buchhalter, er hätte nicht bloß keinen Schnaps im Haus, sondern auch keinen kleinen Buben.

„Seids Pfründner!“ knurrte der Better gutmüthig. „Das muß ich schon sagen, leben thut wir auf dem Lande besser, als die Stadtleut!“

Ziemlich auffallend fragte mich der Oberbuchhalter, wie viel Uhr ich hätte? Es zeigte sich die erste Stunde und nun hob der Better seinen fetten Zeigefinger und die salben Augenbrauen: „Selt, daß Du einen schlechten Brader hast! Auf der meinen ist's erst halb Drei — nach der könnten wir noch lang' gemüthlich beisammen sitzen!“

Um gut und angenehm auseinanderzukommen belachten wir den Wit' und dann wurde der Better in sein Zimmer gebracht. Es war der Salon. Frau Ellwurf that ein Uebrig's zu Ehren des Gastes, sie überdeckte die großblumigen Möbel mit weißen Leintüchern und über den Parquetboden breitete sie einen Teppich, der sonst draußen im Vorzimmer lag.

„Jetzt sollt' ich halt mein Federbett dahaben!“ sagte der Better, während er das Lager befühlte, das zwar aus Matratze, Einsatz und einer rothseidenen Decke bestand, aber allerdings keine Eiderdaunen aufwies.

„Schlaf recht wohl, Onkel!“ verabschiedete ihn der Oberbuchhalter, „die Kleider lege auf einen Sessel vor die Thür hinaus.“

„Gestohlen wird nichts, geli?“ ließ er fallen, that zur Vorsicht aber Geldbeutel und Brieftasche aus den Säcken, doch barg er die Schätze erst an sicherem Orte, als wir aus dem Zimmer waren und er die Thür hinter uns verriegelt hatte.

Der eine Tag war überstanden. Nun aber der andere? — Ich war morgens mitten im Rasieren, als die Köchin des Herrn Ellwurf — ohne anzuklopfen in das Zimmer stürzte: Der gnädige Herr lasse bitten, geschwind möchte ich kommen! — Ich beeilte mich noch, die linke Wange der rechten gleichzumachen, da war auch schon Oberbuchhalters Stubenmädchen vorhanden: Es sei die höchste Zeit! Beim Better wäre etwas nicht richtig! Sie müsse sogleich weiter zum Arzt und zum Geistlichen.

Als ich hinüberkam, stand die Thür in das Zimmer des Betters weit offen. Am Bette stand rathlos der Herr Ellwurf im Schlafrock, während seine Frau eine Decke um die andere über den armen Better breitete. Denn dieser schüttelte und klapperte vor Frost, daß es ihn im Bett auf und nieder schnellte wie einen Ballen. Das Gesicht fahl, eingefallen, verzerrt und greisenhaft, die Augenlider halb zugesunken, so ächzte und stöhnte er. Jetzt erhob er sich, beugte sich über die große Waschküffel, die sie ihm ans Bett gestellt hatten mit Wasser, daß er sich laben

könne, ein wilder Krampf krümmte seinen Körper und dann fiel er wieder aufs Lager zurück. Die Pulse sprangen wild.

Der hat Gift im Leibe! war mein erster Gedanke und der Oberbuchhalter starrte mich fragend an. Er wie sie schienen meine Meinung zu errathen und so lief die Frau nun in die Küche um Kuhmilch, die in solchen Fällen so heilsam sein soll.

„Nachts ein End!“ stöhnte der Kranke in Todesnoth, rang die Hände und rieb sich mit den Fäusten Brust und Bauch.

„Lakts mich nit so verdammt leiden. Es soll ja —“

Wieder verlangte er nach der Schüssel, der Krampf krümmte ihn und halb ohnmächtig sank er zurück. „Es soll ja — alles Euch gehören, wem denn sonst?“

Ob er etwa Papier und Feder wünsche? fragte ihn der Oberbuchhalter.

„Oh sterb'n! sterben!“ wimmerte der Better unter Zähneklappern, „sterben thut so viel weh! so viel weh!“ und ächzte zum Erbarmen.

„So weit wir's ja wohl nicht sein um Gotteswillen!“ tröstete die Frau, „gleich wird der Doktor kommen, gleich wird er da sein. Nachher wir's schon besser werden.“

Dem Sterbenden gab es plötzlich einen Riß. Dann schlug er das Auge weit auf, es war halb gebrochen, er starrte auf den Oberbuchhalter — ein Blick voll unendlichen Vorwurfs.

„Dieses Haus! Dieses unglückselige Haus!“ stöhnte er, immerwährend von heftigstem Fieber hin und hergeschleubert.

„Wenn Du einen Wunsch solltest haben, lieber, guter Better,“ sprach der Oberbuchhalter und hielt ihm Papier mit Bleistift vor. „Nein nicht so, was glaubst Du denn von uns! Ich meine nur, falls Du aus der Apotheke etwas haben wolltest. Der Arzt muß ja übrigens jeden Augenblick da sein.“

„Du — hu — hu!“ gröhnte der Vergehende, sich halb gegen den Buchhalter aufrichtend, unheimlich wie ein Gespenst. Die Fäuste reckte er bebend gegen Himmel und dann krümmte er sich wieder auf dem Bette wie eine Raupe.

Das Stubenmädchen kündete an der Thür: „Der Herr Doktor Rüpfka!“ Der Arzt trat ein, mit einem raschen Blick auf den Kranken, ob es nicht schon zu spät sei. In wenigen fliegenden Worten theilte die Hausfrau ihm die Krankengeschichte mit, während er begann, den Schwerleidenden zu untersuchen. Zuerst fühlte er ihm den Puls, dann prüfte er den Hitzegrad, hernach behorchte er die Brust, soweit es bei dem Fieber-

schütteln möglich war. Den kalten Schweiß wischte er ihm mit einem weissen Tuch von der Stirn, dann hob er mit den Fingernägeln die Augenklappen und prüfte sie genau. Dann richtete sich der Doktor empor und heftete einen durchdringenden Blick auf den Oberbuchhalter.

„Wie nur auf einmal so was sein kann!“ murmelte dieser, selber schier gebrochen.

„Es ist etwas vorgegangen!“ sagte der Doktor mit leiser Stimme.

„Mein Gott, was soll denn vorgegangen sein!“ jammerte Herr Ellwurf. „Er kam vom Lande herein, erst gestern. Wir haben der Abend noch so gemütlich mitsammen zugebracht.“

„Er war noch so frisch und munter!“ bestätigte die Frau. „Noch so viel gelacht haben die Herren.“

Der Doktor winkte mit der Hand ab, sie sollten es gut sein lassen, und stellte dann an den Kranken ein paar Fragen, die dieser unter Krämpfen und Stöhnen halb ohnmächtig vor Schmerzen beantwortete. Der Doktor winkte dem Herrn Ellwurf ins andere Zimmer; als sie dort waren, lehnte er die Thür halb zu, stellte sich nahe vor den Oberbuchhalter hin und murmelte: „Erschrecken Sie nicht, Herr Ellwurf! Die Diagnose stellt sich — ich dürfte mich kaum irren —“

„Steht es wirklich schlecht, Doktor?“

„Dieser Zustand,“ fuhr der Arzt kopfschüttelnd fort, „hat ganz verzweifelte Ähnlichkeit mit einem Rabenjammer. — Gewiß. Na, mit keinem gewöhnlichen, das versteht sich. Der Mann mag über die Gewohnheit zugesprochen haben. Es ist ein großer Kater, mein lieber Herr!“

In diesem Augenblick hörte man vom Krankenzimmer her das Geräusch einer Eruption. Als ich ins Zimmer trat, war alles vorüber, die Frau und die Mägde lebhaft beschäftigt, Ordnung zu machen mit Wasser und Hadern. Der Better lag zurückgefunken in das Kissen, die wachsalben Hände über der Brust; er bewegte sich nicht mehr. Wenige Augenblicke später hub er an mit größter Behaglichkeit zu schnarchen.

Der Doktor küpfa schmunzelte und sprach: „Jetzt lassen Sie ihn ein paar Stunden schlafen. Später bereiten Sie ihm einen Rostbraten mit Knödeln, denn er wird Hunger haben.“

Im Stiegenhause klang ein Glöcklein, das Stubenmädchen an der Thür meldete Seine Hochwürden.

Wie der Oberbuchhalter sich mit dem geistlichen Herrn auseinandergesetzt hat, das weiß ich nicht. Ich hörte nur noch, wie draussen jemand sagte: „Man merkt es wohl, Herr Ellwurf, daß Sie lange Zeit Diurnist gewesen sind. Sie haben keine Erfahrung.“

Gensfreund.

### Die Katastrophe auf dem Lyskamm.

Kings um die bedeutende Bergstation Zermatt (Canton Wallis) liegt eine Kette der höchsten und für die Besteigung gefährlichsten Spitzen der Schweiz. Das Matterhorn, das Zinnel-Rothhorn, das Weisshorn, das Gabelhorn und der Lyskamm haben schon manchem kühnen Bergsteiger das Leben gekostet.

Bei günstigen Witterungsverhältnissen ist die Besteigung des Lyskamms die weniger gefährliche, allein Schneelawinen und der Uebergang über eine Eiscorniche bedrohen den Bergsteiger. Eine Corniche ist eine Eisfläche, die sich auf einem Felsengrat bildet und über dem Abgrund hervorsteht. Je nach der Witterung ist diese überhängende Eisfläche dicker oder dünner, es bilden sich Risse, oder die Oberfläche wird weich, schmilzt und bietet wenig Widerstand. Daß der überhängende Teil dünner und am meisten den Witterungsverhältnissen ausgesetzt ist, versteht sich von selbst; deshalb ist es auch Sache der Führer, beim Uebergang über solche Eishänge mit größter Vorsicht zu verfahren.

Dr. Günther, ein starker und gesunder Mann von etwa 35 Jahren, kam während der Hochsaison nach Zermatt, um sich für die Besteigung des Himalayas vorzubereiten, wo er wissenschaftliche Forschungen anstellen wollte, wie es Eckstein und Cramer gethan. Er hatte verschiedene Instrumente mitgebracht und zwei der besten Führer angeworben, Roman Imboden aus St. Niklaus und Peter Ruppert aus Stalden, die ihn auch nach dem Himalaya begleiten sollten.

Zur Besteigung des Lyskamms verließ die Karawane am 9. September bei schönem Wetter Zermatt, nachdem sich ein Herr Spinner aus Aarau mit dem Führer Peter Zuber beigefellt hatten. Anfangs ging alles gut, obgleich der Aufstieg wegen des frisch gefallenen Schnees ziemlich schwer und mühsam war. Bald wurde Hr. Spinner bergkrank, verlor die Besinnung, mußte von dem Seil abgebunden und mit dem Führer Zuber zurückgelassen werden.

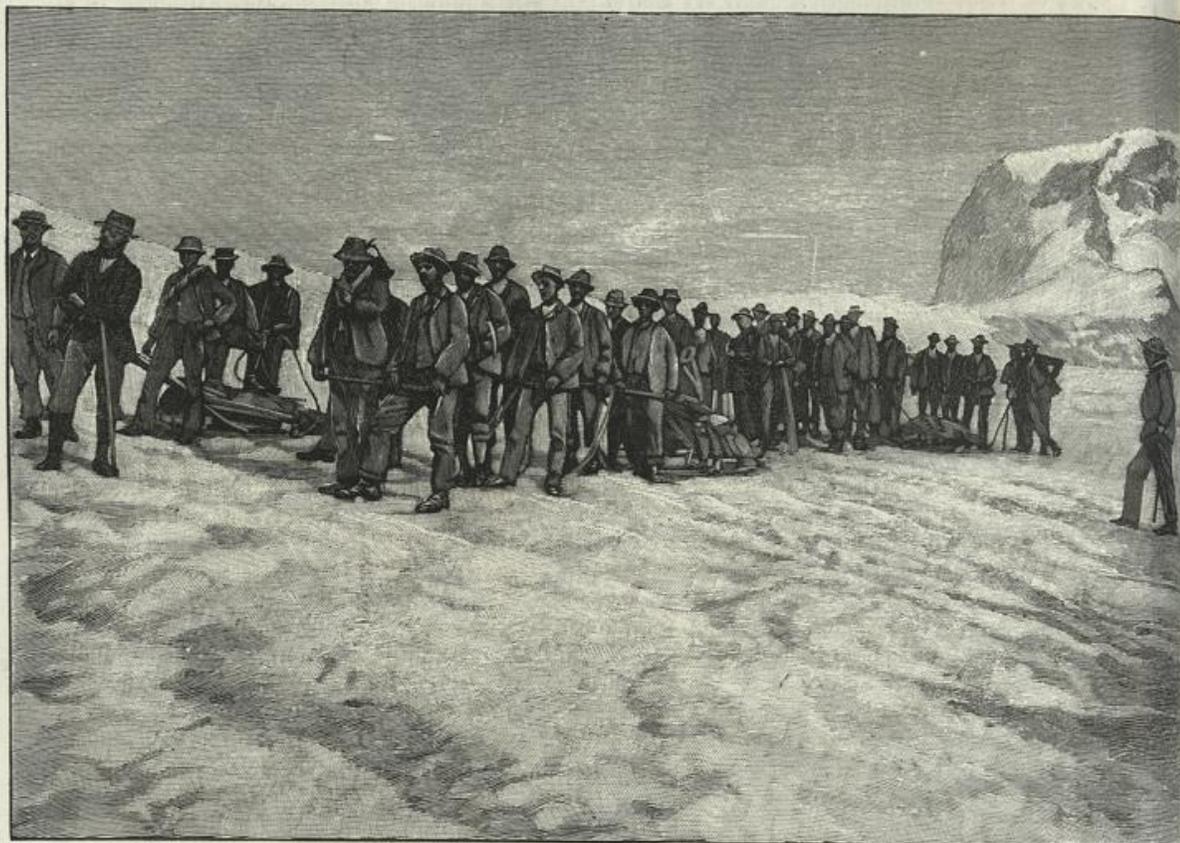
Die nun auf drei Personen verminderte Karawane setzte ihren gefährlichen Weg fort. Es verging eine geraume Zeit, bis sich Hr. Spinner etwas besser fühlte. Dr. Günther war inzwischen bei der Eiscorniche angelangt. Imboden, der die Stelle gut kannte, ging voraus, ihm folgten Dr. Günther und Ruppen. Behutsam gingen sie vor, und von unten konnte der bei Hrn. Spinner zurückgebliebene Führer den ganzen Vorgang verfolgen; auch der Hüter der Margherita-Gütte, auf der italienischen Seite des Monte-Rosa, hatte die Karawane beobachtet. Plötzlich vernahm Zu-

ber ein Getöse, über der Corniche wirbelte Schneestaub auf, einige Eisstücke fielen herunter, und als die Luft wieder klar wurde, war von den drei Bergsteigern nichts mehr zu sehen. Es war 11 Uhr morgens.

In diesem Moment kam Hr. Spinner wieder zur Besinnung, und der Führer bewog ihn, den Weg fortzusetzen. Peter Zuber ahnte wohl, daß

begegnet waren, der in der gleichen Absicht herabgekommen war. Er hatte den Absturz deutlich gesehen, weil er auf italienischer Seite erfolgte, während Hr. Spinner und sein Führer sich noch auf der schweizerischen Seite befanden. Die Grenze läuft über den Lyskamm.

Dank der von der Familie Seiler in Zermatt errichteten Telephoneinrichtung, die Zermatt mit



35 Männer gingen mit den notwendigen Geräthschaften in aller Frühe ab.

ein Unglück geschehen sei, und wollte sich Gewißheit verschaffen; er vermied es aber, die Kräfte seines Gefährten durch Mittheilung seiner schrecklichen Muthmaßung zu beeinträchtigen. Erst als sie eine Zeit lang gegangen waren, machte Zuber Hrn. Spinner von seinen Befürchtungen Mittheilung. Bald kamen sie an eine Stelle, von wo man eine scharfe Absenkung bemerkte, und etwas weiter konnten sie im Abgrund in einer Tiefe von etwa 450 Meter die Leichen der Verunglückten sehen. Sofort wurde beschlossen, zurückzukehren, um die schauerliche Kunde nach Zermatt zu bringen. Gegen 7 Uhr Abends langten sie auf dem Riffelberg an, nachdem sie auf dem Gletscher dem Hüter der Margherita-Hütte

dem Gipfel des Gornergrats (3136 Mtr.) verbindet, war bald das ganze Dorf von dem schrecklichen Unglück unterrichtet. Sofort versammelten sich die anwesenden Führer; es kamen noch viele von Randau, St. Niklaus, Stalden und erboten sich, die Leichen herabzuholen. 35 Männer gingen mit den notwendigen Geräthschaften in aller Frühe ab und übernachteten in der Betemps-Hütte auf dem Monte-Rosa. Das Wetter war sehr schlecht; es wüthete ein furchtbarer Sturm mit Schneetreiben und Regen, trotzdem machten sich die Führer um 4 Uhr Morgens auf den Weg. Es war Sonnabend den 12. September; abends wollten sie wieder zurück sein.

Unter unfäglichen Schwierigkeiten wurde das

Lysjoch passiert und die Stelle, wo die Berunglückten lagen, aufgefunden. Alle drei lagen getrennt, etwa 5 Mtr. voneinander. Das Seil war an zwei Stellen gerissen. Die Körper waren steifgefroren und boten einen schrecklichen Anblick. Dem Führer Ruppen fehlte der obere und hintere Theil des Kopfes. Mit Beihilfe von einigen italienischen Führern, die ebenfalls herbeigeeilt waren, wurden die drei Leichen in Tücher gehüllt, der Sicherheit wegen in Säcke eingebunden und auf kleine Schlitten gebettet. Nun begann die schwierigste und gefährlichste Arbeit, denn es handelte sich darum, die Leichen über einen zwei Stunden Wegs beanspruchenden hohen Abhang hinaufzubringen, über Eis und frischgefallenen hohen Schnee, in den man bis über die Knie einsank. Endlich wurde das Lysjoch wieder passiert; man erreichte die Betempshütte, passierte den Gornergletscher und langte an dem Saumpfad an, der nach Niffelberg führt. Dort warteten Maulthiere, die an die Schlitten gespannt wurden, und nun ging es Zermatt zu, wo der Zug gegen 8 Uhr eintraf. Die Leichen der Führer wurden nach den nöthigen Formalitäten nach St. Niklaus und Stalden übergeführt, während die Leiche Dr. Günthers in Erwartung seiner Familie in der Kirche aufgebahrt wurde.

Nach den Angaben des Hüters der Margherita-Hütte und den Ergebnissen der Untersuchung fiel zuerst Imboden. Dr. Günther und Ruppen versuchten das Seil festzuhalten, die Wucht des Falles brachte aber das Eis, auf dem sie standen, ebenfalls zum Brechen, und alle wurden in den Abgrund geschleudert. Die Schädelbrüche, die sich an allen drei Leichen zeigten, deuten darauf, daß die Unglücklichen auf den Kopf gefallen sind. Das Unglück fand an derselben Stelle statt, wo im Jahre 1877 die Engländer Patterson und Lewis mit den drei Führern Knubel abstürzten.

### Adolf Deucher,

der schweizerische Bundespräsident für 1897.

Den Vorsitz des schweizerischen Bundesraths hat für das Jahr 1897 Bundesrath Dr. Adolf Deucher übernommen. Zu diesem Ehrenposten berief ihn nun zum zweitenmal die Bundesversammlung und diesmal in ganz besonders auszeichnender Weise; seine Wiederbestätigung als Bundesrath und seine Wahl als Bundespräsident erfolgten sozusagen einstimmig. Und doch war er 1883, als seine Candidatur für den Bundesrath aufgestellt wurde, von dem Centrum so heftig bestritten, daß seine Wahl nur mit acht

Stimmen über das absolute Mehr erfolgte. Ausschlaggebend war wohl für ihn damals, daß er das Präsidium des Nationalraths in vorzüglicher Art führte und sich dadurch die Stimmen der Independents erwarb. Deucher war in dieser Zeit mit seinem starken Temperament in kirchenpolitischen Dingen und in der Schulfrage lebhaft engagiert und führte mit großer Entschiedenheit in Wort und Schrift die Sache der Linken. Deucher's Wahl als Bundesrath war die Ant-



Adolf Deucher,  
der schweizerische Bundespräsident für 1897.

wort auf die Bestrebungen einer fanatischen Partei in der Schweiz. Man mußte ihr einen starken und energischen, den Bundesrath kräftigenden Geist entgegenstellen, und das war der Gewählte und blieb es auch. Seine jetzt erfolgte glänzende Wahl aber zeugt hinreichend dafür, daß er das Vertrauen aller Parteien zu gewinnen verstand. Sein Ansehen wuchs nicht nur im Bundespalais, sondern auch im Volke bis zur Popularität. Schon seit 1887 leitete Deucher das Departement des Handels und der Landwirtschaft, das ihn natürlich unausgesetzt mit diesen großen und weiten Interessentkreisen in Berührung brachte und ihn vor die Bewältigung großer socialer Aufgaben stellte, deren Brandung nicht gegen ihn persönlich anprallte, wie das bei den große finanzielle Mittel verschlingenden andern Departements oft geschieht. Dabei kommen ihm auch seine persönlichen Eigenschaften zu Hilfe. Seine gewinnende Leutseligkeit, sein rasloser Eifer, sein verständnißreiches Eingehen auf die zu lösenden Fragen, die Klarheit und

Ungefchminktheit feiner Rede, feine ruhiger und leidenschaftslofer Verkehr in dem Gruppengewirk des Parlaments machen feine hohe und fchlanke Perſönlichkeit zu einer überall gern gefehenen. Der Beruf des praktiſchen Arztes, den er ausübte, bis man ihn in den Bundesrath berief, war für ihn der Weg zum Herzen des Volks.

Geboren 1831 zu Steckborn im Canton Thurgau, hat ſich Deucher ſchon 1856 in der cantonalen Politik bemerkbar gemacht und trat 1867 bis 1873 und 1879 bis 1883 in den Nationalrath, den er 1883 als Präſident leitete. Als Bundesrath verſchiedener Departements und gerade in demjenigen, dem er zuletzt vorſand, brachte die Neuzeit Fragen und Arbeiten von großer, ſocialer Bedeutung, in deren Erfaffen und Behandlung ſein reicher, energiſcher und reifer Geiſt ſich kundgab. Die eben im Wurf liegende Kranken- und Unfallverſicherung wird er nun bedauerlicherweiſe nicht mehr zu Ende führen können, da ihm als Präſidenten des Bundesraths bei der neuen Departements-Vertheilung das „Neußere“ zufallen wird. Das Schweizervolk weiß, daß er auch auf dieſem Poſten das volle, ihm entgegengebrachte Vertrauen rechtfertigen und in ſeinem ganzen Thun und Laſſen das Wohl der Schweiz ſeine einzige Richtſchnur ſein wird.

### Die goldene Hochzeitsreiſe aufs Wetterhorn.

In den Junitagen vorigen Jahres wurde in Grindelwald eine goldene Hochzeit gefeiert, die einzig in ihrer Art daſteht; denn das greiſe Jubelpaar hat zur Verherrlichung ſeines Feſtages das Wetterhorn beſtiegen und ſomit eine Tour ausgeführt, vor der Tauſende Neuvermählte in der Vollkraft der Jugend ſicher zurüchſchrecken würden. Die ungewöhnliche goldene Hochzeitsreiſe erſcheint jedoch durchaus natürlich, wenn wir erfahren, daß der Jubilar als einer der be-

währteſten Führer in den Alpen weit und breit berühmt iſt. Chriſtian Almer aus Grindelwald hat ſeit mehr als vierzig Jahren als Führer gewirkt und zahlreiche Berggipfel beſtiegen — vom Montblanc bis zu den Dolomitzacken in Südtirol. Er ſteht bereits im 72. Lebensjahre, und ſeine Frau, das „Schlunegger-Gritli“, iſt um ein Jahr älter. Fürwahr, das greiſe Jubelpaar muß ſich eiſerner Geſundheit und unverwüſtlicher Kraft erfreuen, daß es eine der-



Das greiſe Jubelpaar Chriſtian Almer und beſſen Gattin.

artige Vergnügungstour unternehmen und glücklich ausführen konnte! Bei ſchlechtem Wetter, unter ſtrömendem Regen trat es den Weg an, und Frau Almer ſah in ihrem weißen Schleier und grauen Filzhütchen recht friſch und munter, beinahe jugendlich aus. Den Jubilaren ſchloßen ſich zwei Söhne und eine Tochter Almers an. Trotz des ſchlechten Wetters wurde die Klubhütte beim Gledſtein glücklich erreicht, und hier verbrachte die Geſellſchaft im warmen Sonnenschein einen fröhlichen Tag. In der Frühe des 22. Juni ging es weiter bergauf, und morgens 6 $\frac{1}{2}$  Uhr war der Berggipfel erreicht, den Almer vor 42 Jahren mit einem jungen Tannenbaum geſchmückt hatte. Der Ab-

ſtieg wurde rüſtig vollzogen und Abends 7 Uhr war das Jubelpaar wieder in Grindelwald angelangt. Es war noch ſo kräftig und munter, daß es an dem Feſte theilnehmen konnte, welches zu ſeinen Ehren im Hotel Adler begangen wurde. — Mögen den braven Alten noch viele glückliche Jahre in ihrer herrlichen Alpenheimat beſchieden ſein!

### Mißverſtanden.

Als einmal in der Nähe der Stadt M . . . eine Gefechtsübung mit vereinigten Waffen abgehalten wurde, war eine zahlloſe Menſchenmenge, vornehm und gering, dazu hinausgeſtrömt auf das Gefechtsfeld, um das intereſſante Manöver mitanzuſehen. An einer etwas erhöht, vor einem

Schatten spendenden Walbrande gelegenen Stelle war das Gedränge besonders groß und hier hatten die beiden sehr reichen Kommerzienräthe Mayer und Haberer mit ihren Familien in der vordersten Reihe Platz gefaßt, und überließen sich nach Herzenslust dem Genuße des seltenen militärischen Schauspiels. Plötzlich aber jagte eine Batterie den kleinen Hügel herauf und mit lauter Stimme, den Säbel um sein Haupt schwingend, gibt der Hauptmann das Kommando: „Im Vorgehen — proßt ab!“ — Im Nu sind Geschütze und Proßkassen von einander getrennt und die ersteren zum Feuern fertig gemacht. Da erschallt nochmals das Kommando: „Proßen zurück!“

Erschreckt sehen sich da die beiden Kommerzienräthe an und „Noñ“, meint Mayer, während er sich mit den Seinigen nach dem Walbrande zurückzieht, „das hätte der Offizier auch — etwas freundlicher zu uns sagen können!“

### Familienfeste.

Zur Festigung des Familiensinnes, der immer mehr bedroht wird, je weiter die Kultur von dem Wege der Natur abführt, sollten Familienfeste im engsten Kreise, so oft sich dazu Gelegenheit bietet, gefeiert werden. Die Geburts- und Namenstage der Eltern und der Kinder, Abreise, Ankunft, Genesung und andere wichtige Familienereignisse sollten die Glieder der Familie um den trauten Heimatsherd versammeln und zum Ausdrücke warmer Theilnahme Aller für Alle führen. Freilich darf dann nur das Herz und nur dieses ganz ungetrübt sprechen. Kinder sollen da nicht etwa eingelernte Gratulationsprüchelein aussagen oder diktirte Glückwunschkbriefe vorlegen, sondern sie sollen sagen oder schreiben, wie es ihnen selbst um's Herz ist. Solche Kindersprache, so arm an Worten sie auch sein mag, ist reich und mächtig durch die Wahrheit, aus der sie entspringt. — Pestalozzi's Söhnlein mußte, da er noch nicht schreiben konnte, seiner Mutter das Wünschlein für des Vaters Geburtstag diktiren; und an der Wahrheit und Innigkeit, welche aus diesen Worten sprach, ergögte sich der edle Pädagoge, wie sich noch heute Jedermann daran ergözen kann, der mit natürlichem Sinne jenes Wünschlein liest.

### Altdeutsche Sprüchwörter.

Alzuges Glück — Muß in sich ersticken.  
 Alte Lieb' und alter Span — Brennen leichtlich wieder an.  
 Bringen kann ein jeder Tag, — Was ein Jahr nicht bringen mag.  
 Diemeil der Fleischtopf sieden thut, — So lange währt die Freundschaft gut.  
 Siehst du Einen elend sein, — Bild' ihn dir als Mensch nur ein.

### Das Bismarck-Denkmal auf dem Feldberg.

Wer sich einige Zeit im prächtigen Schwarzwald aufgehalten hat, in Titisee oder Neustadt, Lenzkirch oder Schluchsee, in St. Blasien oder Todtnau, der ist wohl, wie unzählige Touristen, hinaufgestiegen zum König der Schwarzwaldhöhen, zum Feldberg. Die Feldberggemeinde hat nicht wenig zugenommen durch die von der Natur überreich mit Schönheiten ausgestatteten Zugänge. Wer könnte, um nur einige Beispiele anzuführen, das Zastler-, das Wilhelms- und das Hölenthal vergessen! Und findet der Eine schon großen Genuß auf dem Weg zum Feldberg, so lockt Andere die schöne Aussicht oder das Stück Alpenwirthschaft des Berges, wie es sich in den mit Unterkunft Gelegenheit für den Wanderer ausgestatteten „Viehhöfen“ zeigt; oder er ist ein Freund der Pflanzenwelt, sucht nach Alpenpflanzen und beobachtet daneben, was die Bücher ihm schon verrathen haben: daß die Buche hier noch gedeiht, wo die Weißtanne nicht mehr vorwärtskommt.

Auf dem Südostende des weitausgedehnten Berges, auf dem man eine bezaubernde Fernsicht auf die schweizerische Alpenwelt genießt, ist am 4. Oktober ein Bismarck-Denkmal enthüllt worden, geschaffen durch den Eifer derer, die schon seit Jahren nach dem Gasthause zum Feldberger Hof zogen, um dort den Geburtstag des greisen Staatsmannes festlich zu begehen. Bei der besonders großartigen Feier des 80. Geburtstages gab Fabrikant Locherer aus Todtnau die Anregung zu dem Denkmal durch ein Gedicht. Der Gedanke fand freudigen Widerhall.

Zu der zeitweiligen Feier ist nun das dauernde Zeichen der Verehrung gekommen, und mit gutem Verständniß ist es dem romantischen Charakter dieses schönen Stückes deutscher Erde angepaßt.

Nicht weit vom Feldsee, wo, wie Hebel singt, der Denale-Geist\*) in mitternäch'ger Stunde uffeme silberne G'schirr si goldeni Sägesse denglet, dort sehen wir jetzt das energische, die kräftige Persönlichkeit kennzeichnende Antlitz des großen Kanzlers. In einen massiv sich erhebenden Obelisken aus schweren Granitfindlingen ist das von Pelargus in Stuttgart gegossene, fast 2 Mtr. hohe Bronzerelief eingelassen, in dem der Künstler, der aus Schönau im Wiesenthal stammende, an der großherzogl. Kunstgewerbeschule in Karlsruhe thätige Bildhauer Prof. Fridolin Dietsche, ein eigenartiges Werk geschaffen hat. Schöpfer des Entwurfs und Leiter des Baus sind Prof.

\*) Feldberggespenst.

Karl Gagel in Karlsruhe und Stadtbaumeister Thoma in Freiburg. Die Kosten des gewaltigen Werkes, das in einer Höhe von 1450 Mtr. zu errichten war, belaufen sich auf 18000 Mark; davon hat das Comité bereits 15000 Mark beschafft.

Zur Enthüllungsfeier waren von allen Seiten Bismarck-Verehrer, darunter mehrere Kriegervereine, nach dem Feldberg geströmt. Musik und Völlerschüsse verkündeten den Beginn der Feier, bei der Fabrikant Krafft aus Schoppsheim u. Oberförster Wittmer Reden hielten. Der Vertreter des Fürsten zu Fürstenberg, Oberförster Föckler, gab kund, daß der Fürst das Denkmal für immer in Schutz und Fürsorge seines Hauses nehme. Noch lange sah man fröhlich vereint im Feldberger Hof, und als man zwischen dunkeln Tannen und lichten, in herblichen Farben prangenden Birken hinunterstieg nach Titisee, da lagen die vom Feldsee

dem Pilatus, den Schreckhörnern, auf Mönch und Jungfrau, auf den breiten Schneeflächen des Montblanc, auf Jura, Vogesen, Rheinthal oder dem Straßburger Münster, da wird er gern einige Zeit auf dem Seebuck rasten und die Schöpfung patriotischer Männer besichtigen.

#### † Prinz Wilhelm von Baden.

In tiefer Trauer ist, wie unsere Fürstnfamilie, so das badische Land durch den Tod des Prinzen Wilhelm, ältesten Bruders des Großherzogs Friedrich, verjert worden. Und wie in seinem Heimatlande, so wurde der Heimgang dieses echt deutsch gesinnten Fürsten im ganzen Reiche aufrichtig beklagt. Längeres Unwohlsein und einige Wochen zuvor eingetretene ernstliche Erkrankung des Prinzen hatte dessen Sohn, den in militärischen Diensten in Berlin weilenden Prinzen Max, sowie dessen Gemahlin, die zur Erholung im Süden weilende Prinzessin Wilhelm



Das Bismarck-Denkmal auf dem Feldberg.

steil aufsteigende Wand und das Denkmal selbst nach vielen regnerischen Tagen im Glanz der goldenen, hinter den Bergen verschwindenden Sonne.

Wenn der Wanderer künftig hinaufsteigt auf die Höhe des Feldbergs, um sein Auge ruhen zu lassen auf den Schweizer Alpen, auf

veranlaßt, an das Krankenbett des Prinzen zu eilen. Ueber die letzten Stunden des hohen Verbliebenen schrieb die „Karlsruher Zeitung“:

Am 27. April, früh von 2 Uhr ab, war bei dem hohen Patienten große Schwäche, verbunden mit steigender Hemmung des Athems, eingetreten.

Der Prinz war dabei ruhig und scheinbar schmerzlos. Das Bewußtsein war theilweise getrübt, indessen konnte Seine Großherzogliche Hoheit noch eine halbe Stunde vor dem Hinscheiden seine Gemahlin, Ihre Kaiserliche Hoheit die Prinzessin Wilhelm, mit herzlichen Worten begrüßen. Sodann verfiel der Prinz in einen schlummerfüchtigen Zustand, in dem das Ende kurz vor 6 Uhr sanft erfolgte.

Dabei waren anwesend die Prinzessin Wil-



† Prinz Wilhelm von Baden.

(Nach einer Photographie vom Hofphotograph Schuhmann in Karlsruhe).

helm, Prinz Max, die Erbprinzessin von Anhalt, der Herzog Georg von Leuchtenberg, Bruder der Prinzessin Wilhelm, der Großherzog, die Großherzogin, Prinz Karl, sowie der behandelnde Arzt Medizinalrath Dr. Kyser. Der herbeigeführte Stadtpfarrer Mühlhäuser begleitete den Heimgang des Prinzen mit warmem Ausdruck theilnehmender Empfindungen, innigem Gebet und Segensspruch.

Mit tiefschmerzlichen Gefühlen ist die Trauerkunde vom Ableben des edlen Prinzen überall im Lande vernommen worden. Glaubte man doch hoffen zu dürfen, daß die Krankheit, die ihn vor einiger Zeit befiel, glücklich beseitigt und der Prinz, gestärkt durch die neubelebenden Strahlen der Frühlingssonne, bald völlig genesen

werde. Der Tod hat diese Hoffnungen mit rauher Hand vernichtet. An der Bahre des Prinzen trauerte mit der treuen Lebensgefährtin des Heimgegangenen und seinen Kindern tiefbetrübtens Herzens der Großherzog, der in dem Dahingegangenen den liebevollsten Bruder verliert, trauerte das ganze Großherzogliche Haus und mit ihm, treu vereint in allen Schicksalslagen, das badische Volk. Doch auch außerhalb der badischen Landesgrenzen hatte man Ursache, des Heimgegangenen mit Gefühlen aufrichtigster Liebe und dankbarer Verehrung zu gedenken, der, als Sproß eines der edelsten deutschen Fürstengeschlechter, auf französischer Erde sein Blut für das neuerstehende Deutsche Reich der Einigkeit vergoß, der allezeit mit warmem Herzen und offenem Sinn ein guter Deutscher war und in des Reiches Herrlichkeit die Bürgerschaft des Gedeihens des eigenen Heimatlandes erblickte. Ein Vorbild in den ritterlichen Tugenden eines echt deutschen Fürsten, ein treuer Berather seines erhabenen Bruders und Landesheerrn, ein guter Sohn seines Vaterlandes, dessen Dienst er sich in aufopfernder Arbeit widmete und dem er mit allen Fasern seines Herzens in Liebe anhing, ist mit ihm aus der Reihe der Männer geschieden, zu denen das badische Volk mit Ehrfurcht und vollem Vertrauen emporzublicken gewohnt war. Nun, da er durch des Todes dunkle Pforte eingegangen ist in's Reich der Ewigkeit, wird ihm das treueste Gedenken bewahrt bleiben für alle Zeiten.

Der Kaiser hat sofort nach Empfang der Nachricht vom Ableben des Prinzen Wilhelm seinen Jagdaufenthalt in Kaltenbrunn abgebrochen und traf in Karlsruhe ein, um unserer Großfamilie sein Beileid auszudrücken.

Der Prinz war am 18. Dezember 1829 zu Karlsruhe geboren, begann seine militärische Laufbahn am 27. November 1847 als Sekondlieutenant in badischen Diensten. Am 3. Juni 1849 wurde er zum Premierlieutenant befördert und in dieser Charge am 22. November 1849 dem preussischen 1. Garderegiment zu Fuß aggregiert. Am 14. Mai 1850 wurde er Hauptmann und in demselben Jahr à la suite des Regiments gestellt. Drei Jahre später wurde er zur Dienstleistung beim Garde- Artillerieregiment kommandirt und 1854 Major. Am 31. Mai 1859 wurde er Oberst. In den Jahren 1862 und 1863 war er als Mitglied der Artillerieprüfungskommission thätig und wurde hierauf als Generalmajor wieder zu den Offizieren à la suite der Armee versetzt. Am 31. Dezember 1866 zum Generalleutnant befördert, erhielt der Prinz im deutsch-französischen Feld-

zuge das Kommando der 1. badischen Brigade, an deren Spitze er sich besonders am 30. Oktober im Gefechte bei Dijon und am 18. Dezember bei Nuits auszeichnete. In letzterem Gefechte wurde er schwer verwundet und übergab das Kommando dem Obersten von Renz, der gleich darauf, von drei Geschossen getroffen, den Heldentod starb. Am 15. Juli 1871 wurde der Prinz mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse ausgezeichnet, auch zum Chef des Infanterieregiments Nr. 112 ernannt,

badischen Kammer. Am 11. Februar 1863 hatte Prinz Wilhelm sich mit der Herzogin Maria von Leuchtenberg vermählt. Dieser Ehe sind zwei Kinder entsprossen, die am 26. Juli 1865 geborene, mit dem Erbprinzen von Anhalt vermählte Prinzessin Marie und Prinz Maximilian, geboren am 10. Juli 1867, der à la suite des preussischen Garde-Kürassierregiments geführt wird und bei diesem Regiment mehrere Jahre aktiven Dienst gethan hat.



Prinzessin Wilhelm von Baden, Maria, geb. Prinzessin v. Leuchtenberg.  
(Nach einer Photographie von Hofphotograph Schumann in Karlsruhe).

am 22. März 1873 zum General der Infanterie befördert und am 18. Dezember 1889 à la suite des 1. Garde-Feldartillerieregiments gestellt. Bei der 25. Jubelfeier des Gefechts bei Nuits, am 18. Dezember 1895, verlieh der Kaiser dem Prinzen den Orden pour le mérite und stellte ihn gleichzeitig à la suite des 1. bad. Grenadierregiments Nr. 109, in dessen Mitte er schwer verwundet worden war. In den Jahren 1871 bis 1873 gehörte Prinz Wilhelm als badischer Abgeordneter dem Reichstage an und hielt hier zur deutschen Reichspartei. In seiner engeren Heimath beteiligte er sich ebenfalls am politischen Leben und zeigte sich als gründlich unterrichtet und mit großer Rednergabe ausgerüstet. Seit dem November 1893 war er Präsident der Ersten

### Karl Egon Fürst zu Fürstenberg.

In Nizza, wo er Heilung von einem ernsten Leiden suchen wollte, ist am 27. November Karl Egon Fürst zu Fürstenberg aus dem Leben geschieden, das Haupt des fürstlichen Gesamthauses Fürstenberg. Karl Egon, geboren am 25. August 1852 zu Kruschowitz in Böhmen und seit dem 6. Juli 1881 mit Dorothee v. Talleyrand-Périgord, Tochter des Herzogs Ludwig von Sagan, vermählt, war erbliches Mitglied des preussischen Herrenhauses, der württembergischen Kammer der Standesherrn, der ersten badischen Kammer und dann auch des deutschen Reichstags; nach dem Tode des Frhr. v. Hornstein-Binningen wurde er als Vertreter des 2. badischen Wahlkreises (Donauessingen-Billingen) nach hartem Kampf gegen den Kandidaten des Centrums, den Oberamtsrichter Gießler, gewählt. Der Fürst stand im Reichstag zumeist auf Seiten der Nationalliberalen, ohne dem Verband einer Partei anzugehören. Beachtung in weitem Kreise erregte die Berufung des Fürsten zum Oberstmarschall des deutschen Kaisers, nachdem diese Stelle längere Zeit unbesetzt gewesen war. Zum ersten Mal war es, daß eine solche Würde dem Haupte eines ehemaligen reichsständischen, dann mediatisirten Hauses übertragen wurde, der noch dazu Katholik und Süddeutscher war. Mit inniger Pietät pflegte er den Verkehr mit den ihm nahe verwandten Häusern Hohenzollern und Hohenlohe und hatte sich der besondern Gunst der drei Kaiser aus dem Hohenzollernhause und des Großherzogs von Baden zu erfreuen. An seinem 70. Geburtstag hob der Großherzog in besonderem Schreiben die von dem Fürsten eingeführten socialgesetzlichen und wirthschaftlichen Neuerungen hervor und deren segensreiche Wirkung für die Ländereien und die Bevölkerung.

In der That war Fürst Karl Egon in jeder Hinsicht ein Mann von seltener Bedeutung. Als der Repräsentant eines der ältesten Fürstengeschlechter im Reiche, mit irdischen Gütern gesegnet wie kaum ein zweiter seinesgleichen, zählte er zu den gewinnenden und bescheidenen Naturen, deren

Abel nirgends in Aeußerlichkeit, überall aber in socialer, nationaler und politischer Hinsicht durch besondere Pflichterfüllung sich bethätigt. Für Bürger und Bauer in den weiteren Bezirken seines Güterbesitzes war er ein freundlicher Berathgeber und durch seinen eigenen großen Unternehmungsgeist wirthschaftlich überall ein nützlicher Freund.

Auch für den deutschen Rennsport bedeutet der Tod des Fürsten einen schweren Verlust; mit seinen großen materiellen Mitteln förderte er die Interessen des Sports, hielt einen bedeutenden



Karl Egon Fürst zu Fürstenberg.

den Rennstall und machte sich als Vicepräsident des berliner Unionclubs und des internationalen Clubs in Baden-Baden um das sportliche Leben verdient.

Der Sitz der Fürsten zu Fürstenberg ist das mit vornehmer Eleganz eingerichtete Schloß zu Donaueschingen. Im Schloßhof entspringt bekanntlich die Donauquelle. Das in der Geschichte manch lesenswerthes Kapitel aufweisende Residenzschloß enthält reiche Kunstschätze, die der verstorbene Fürst mit großer Liebe gepflegt und vervollständigt hat. Wir erwähnen nur die Gemäldegalerie, deren Katalog A. Wolmann aufgestellt hat, die weltbekannte Kupferstichsammlung, das Münzcabinet und die 100 000 Bände umfassende Bibliothek mit den werthvollsten Handschriften.

Da die Ehe des Dahingefahrenen kinderlos

geblieben ist, so folgte ihm sein Vetter, das Haupt der böhmischen Linie, Fürst Maximilian Egon, geboren 1863. Aus dessen Ehe mit Gräfin Irma v. Schönborn-Buchheim sind drei Kinder entsprossen; das älteste, Erbprinz Karl Egon, wurde 1891 geboren. Der Fürst, erbliches Mitglied des österreichischen Reichsraths, k. u. k. Kämmerer und Oberlieutenant des 1. Landwehr-Drägerregiments, wohnte in Wien und auf Schloß Lána in Böhmen.

Die Beisetzung des Fürsten Karl Egon erfolgte in der an romantischer Stelle, nicht weit von dem ruinegekrönten Fürstenberg, von Künstlerhand erbauten Kapelle.

### Verheirathung des Kronprinzen von Italien.

In der Hauptstadt Montenegros, in dem etwa 2500 Einwohner zählenden Cetinje, hat sich am 18. August 1896 der Schlußakt eines Romanes abgepielt, der die gesammte Welt interessiert. Ist doch der Held desselben ein Prinz und die Heldin eine Prinzessin, und beide sind berufen, dereinst in Rom die Königs- und Königskrone zu tragen. Dem Fürsten Nikola I. von Montenegro hat seine Gemahlin Milena im Laufe der Jahre zehn Kinder, drei Söhne und sieben Töchter geschenkt. Eine dieser Prinzessinnen, Zorka, die inzwischen gestorben ist, heirathete im Jahre 1885 Peter Karadjordjewitsch aus dem serbischen Fürstengeschlechte, zwei andere vermählten sich mit russischen Großfürsten und zwar Miliza mit dem russischen Großfürsten Peter Nikolajewitsch und Prinzessin Stana mit dem Herzog Georg von Leuchtenberg. Ein noch höheres Loos sollte indessen der viertältesten Tochter, der Prinzessin Helene, beschieden sein, die am 8. Januar 1873 in Cetinje das Licht der Welt erblickt hat. Diese Prinzessin gilt als eine hervorragende Schönheit, man rühmt ihren herrlichen Wuchs, ihre tiefschwarzen Augen und ihr prächtvolles schwarzes Haar, aber noch mehr preist man ihre Herzensgüte, die sie bei allen möglichen Bitt- und Gnadengesuchen zur Vermittlerin zwischen dem Volk und ihrem fürstlichen Vater gemacht hat. Nicht minder hervorragend ist ihre Bildung, zu der eine deutsch-schweizerische Lehrerin den Grund gelegt hat und die in dem adeligen Damenstift zu Petersburg vervollständigt wurde. Als Montenegrinerin versteht die Prinzessin trefflich zu reiten und zu schießen, aber sie hat auch künstlerische Neigungen, sie spielt nicht nur Klavier und Violine, sondern ist auch geschickt in der Malerei! Die Kunst blüht ja am Hofe von Montenegro, ist doch Fürst Nikola



Das italienische Kronprinzenpaar.

selbst ein Dichter, der unter anderem auch ein Drama, die „Kaiserin vom Balkan“, geschrieben hat.

Es war im Jahre 1895, daß Prinzessin Helene, da sie mit ihrer Mutter die Kunstausstellung in Venedig besuchte, in persönliche Beziehung zu dem italienischen Königshause trat. Sie erregte damals Aufsehen und wurde vom König Humbert ausgezeichnet. Während der Krönungsfeste in Moskau traf sie mit dem italienischen Thronfolger, Viktor Emanuel, Prinz von Neapel, zusammen. Dort bei den rauschenden Festen lernten sich die beiden näher kennen und schlossen den Herzensbund. Viktor Emanuel wurde am 11. November 1869 zu Neapel geboren, ist also etwa drei Jahre älter als die Prinzessin. Das glückliche Liebespaar hatte keine Schwierigkeiten zu überwinden; dem allgemeinen Fürstenbrauche folgend, erklärte sich Prinzessin Helene bereit, vom griechisch-orthodoxen Glauben zu dem ihres künftigen Gemahls, zum katholischen, überzutreten. Am 17. August 1897 erschien der Prinz von Neapel in Cetinje und wurde jubelnd von den Tschernagorzen in ihrer bunten Nationaltracht empfangen. Tags darauf erfolgte in Cetinje und Rom die öffentliche Bekanntmachung der Verlobung. Am 24. Oktober 1896 fand, nachdem im königlichen Schloß auf dem Quirinal die gesetzliche Eheschließung vorgenommen war, in der Kirche Santa Maria degli angeli zu Rom mit großem Hofceremoniell die kirchliche Trauung statt. Das gespannte Verhältniß zwischen Kirche und Staat, Quirinal und Vatikan, hatte die Benützung einer der großen Basiliken Roms, sowie die Betheiligung des hohen römischen

Clerus ausgeschlossen. In dem 100 m langen, 29 m hohen und 24 m breiten Raume mit 13½ m hohen antiken Granitsäulen waren mehrere tausend Personen versammelt. In 24 zweispännigen Hofwagen fuhren die Hofchargen, das Civil- und Militärcabinet, in sechs Galawagen die italienischen und montenegrinischen Fürstlichkeiten unter den Klängen der Königsfanfare zur Kirche, wo der Großprior von St. Nikolaus in Bari die Trauung vornahm. — Die Hoffestlichkeiten währten bis zum 28. Oktober, worauf das Kronprinzenpaar die Reise nach seiner Residenz in Florenz antrat.

### Aber — — !

In der schönen süddeutschen Stadt S . . . lebte vor ungefähr zehn Jahren noch ein Herr — sagen wir — Mayer, ein Privatier, der — wie die meisten Privatiers — weiter nichts zu thun hatte, als seine ziemlich beträchtlichen Einkünfte zu verzehren und recht vergnügt zu leben. Dies letztere that nun unser Herr Mayer in ziemlich ausgiebiger Weise, denn er trank gerne ein gutes Glas Wein und war auch kein Kostverächter. Dabei war er als heller und witziger Kopf bekannt, der durch seine Redereien und Spässe ganze Gesellschaften trefflich zu unterhalten verstand und daher überall gerne gesehen war. Aber — jetzt kommt das „Aber“: er hatte — wie so viele klugen Leute — die Eigenschaft, sehr empfindlich zu sein und besonders konnte er, der sich über so viele Leute lustig machte, daraus nicht vertragen, wenn man sich auch über ihn lustig machte. In diesem Falle wurde er

stets bitterböse und konnte dann den Betreffenden, der dies gewagt hatte, in einer Weise „abfahren lassen“ oder durch seinen sarkastischen Witz lächerlich machen, daß es Keiner zum zweitenmale versuchte.

Diese Erfahrung sollte auch einmal ein erst kurz zuvor zum Stadtrath erwählter, gerade nicht als übermäßig kluger Kopf bekannt gewesener Rechtsanwalt machen, als er eines schönen Morgens mit dem Herrn Bürgermeister in die „Alt-deutsche Weinstube“ kam, wo auch Mayer sein Frühschöpplein zu nehmen pflegte. Mayer machte sich aus dem Bürgermeister wenig und aus dem Herrn Stadtrath gar nichts, weshalb er ruhig an seinem Eßtischlein sitzen blieb und weder den einen, noch den andern der Eingetretenen durch Erheben von seinem Plaze — wie die meisten übrigen Gäste thaten — begrüßte. Dies ärgerte den „hochwohlweisen“ Herrn Stadtrath und er gedachte, den Herrn Mayer, der weiter nichts war, als ein „simpler“ Privatier und sich trotzdem unterstand, die dem Herrn Bürgermeister und ihm selbst gebührende Hochachtung zu versagen, für diese „Unmanierlichkeit“ büßen zu lassen, indem er sich über ihn lustig machte.

„Si, Herr Mayer,“ redete er nach einer Weile den stets schweigsam in seiner Ecke Sitzenden an, „Sie sollen ja ein so witziger Kopf sein, aber heute merkt man wahrhaftig nichts davon: Sie sitzen ja da, als ob Sie nicht auf drei zählen könnten. Lassen Sie doch einmal Ihr Licht leuchten und — machen Sie einen Witz!“

Alle Anwesenden machten lange Häse und schauten verwundert hin nach dem kühnen Sprecher, als dächten sie: „Du kennst, scheint's, den Mayer schlecht — der wird Dich schön ablaufen lassen!“

Und sie täuschten sich in dieser Erwartung nicht. Mayer blickte mit gerunzelter Stirne über seine Brillengläser hinweg den Herrn Stadtrath „gewitterdrohend“ an, trank sein Schöpplein aus und erwiderte dann: „Wenn Sie es wünschen, Herr Stadtrath, so will ich Ihnen einen Witz machen — ich weiß aber nicht mit Sicherheit, ob er Ihnen gefallen wird!“

„Sooo?“ entgegnete der Stadtrath selbstbewußt lächelnd — „Nun machen Sie ihn immerhin!“

„Dann möchte ich Ihnen — mit Ihrer gültigen Erlaubniß — ein Räthsel aufgeben!“

„Ein Räthsel?“ — Mir?!”

„Ja!“ erwiderte Mayer 'gedehnt. „Können Sie mir sagen, was für ein Unterschied ist zwischen einem Gaul und einem Esel?“

Der Herr Stadtrath strengte nachsinnend allen seinen Scharfsinn an und nannte ihm alle möglichen in der Naturgeschichte begründeten Unterschiede der beiden Thiergattungen — aber Mayer schüttelte zu allen seinen Ausführungen den Kopf.

„Nun, dann sagen Sie es selbst!“ rief endlich der Herr Stadtrath ungeduldig.

Da griff Mayer langsam zu Hut und Stock und sprach, indem er sich zum Gehen wandte: „Einen Gaul kann man nicht zum Stadtrath machen, aber — —“

Mit diesem „Aber“ öffnete er die Thüre, rief den Anwesenden noch ein „Adieu, meine Herren!“ zu und verschwand unter dem dröhnenden Gelächter sämtlicher Gäste — mit Ausnahme des Herrn Stadtraths, der — wie behauptet wird — niemals mehr Lust empfand, sich über den „simplen“ Privatier Mayer lustig zu machen.

Ein schönes Zeugniß für seine Vortrefflichkeit hat ein deutsches Fabrikat kürzlich wieder erhalten. Nach einer Mittheilung an die bekannte Dresdner Firma August Leonhardi aus Tromsø (Norwegen) hat sich herausgestellt, daß die **Schriftzüge eines mit Leonhardis Alizarin-Tinte geschriebenen Briefes**, der mit dem Postschiffe „Nordland“ am 20. Juni 93 im Borfangerjord verankert, sich fast vollständig unversehrt erhalten haben, trotzdem der Brief 6 Monate lang dem direkten Einflusse des Meerwassers ausgesetzt war. Der betreffende Brief enthält noch Schriftzüge von anderer Hand und mit einer anderen Tinte (allein Anscheine nach Blauholztinte) geschrieben, welche bis zur völligen Unleserlichkeit verwischt sind.

## Große Gefahren für Gesundheit und Leben! Durch alte, schon gebrauchte und Bettfedern werden erwiesener

Machen in zahlreiche Familien die Ansteckungskeime vieler bössartigen Krankheiten hineingetragen. Solche gefahrbringende Waare wird von unkundigen oder gewissenlosen Händlern leider massenhaft in den Handel gebracht. Wir nehmen daher gern Veranlassung, den geehrten Hausfrauen die Firma **Pejher & Co.** in Herford Nr. 697 in Westfalen zu empfehlen. Diese Firma genießt und verdient seit vielen Jahren das volle Vertrauen des Publicums und liefert unter Garantie der Neuheit, in bester, vollständig staubfreier Waare Bettfedern und Daunnen in allen Qualitäten zu den denkbar billigsten Preisen in unübertroffener Güte. Alles Nähere besagt die Annonce im Annoncentheil unseres Kalenders.

### Der kleine Schlaukopf.

„Mama, ich muß so viel husten.“ — „Dann mach', daß Du schnell ins Bett kommst.“ — „Ach, Mama, das nützt ja doch nichts.“ — „Dann will ich Dich kalt abreiben.“ — „Aber Mama, darnach wird es ja viel, viel schlimmer.“ — „Dann laß es bleiben! Ich habe auch Husten.“ — „Ach Du armes Mütterchen, soll ich schnell eine Flasche echten **Kräuterhonig** von **Lück** holen?“

## Weltbegebenheiten.

## Deutschland.

Das hinter uns liegende Berichtsjahr ist für Europa friedlich verlaufen, ausgenommen ein durch die Agitation Griechenlands herbeigeführter Volksaufstand gegen die Türkei auf der zur Türkei gehörenden Insel Kreta. — Die Industrie hatte sich eines weiteren Aufschwungs zu erfreuen, die Landwirtschaft verzeichnete ein mittelgutes Jahr. Der Frühsommer 1897 brachte schwere Witterschäden, insbesondere für Württemberg, Elsaß und Frankreich. — In Preußen gab es mehrere Ministerwechsel. — Von einem erschütternden Unglück ist unsere Marine betroffen worden. Das Kanonenboot *Itis*, das nahezu zwei Jahrzehnte hindurch mit Ehren die deutsche Flagge durch die Gewässer des fernen Ostens getragen und demnächst nach ruhmvollender Dienstzeit die Heimreise antreten sollte, ist am 23. Juli 1896 an der Küste der chinesischen Halbinsel Schantung durch einen Wirbelsturm gescheitert. Bis auf den Zahlmeister ist der ganze Stab ertrunken, von der Mannschaft wurden 11 Mann gerettet, die übrige Besatzung, 72 Köpfe zählend, ging mit einem dreimaligen Hoch auf den Kaiser unter. — Der preuß. Handelsminister v. Verlepsch trat zurück und an seine Stelle wurde der Unterstaatssekretär Bressfeld ernannt. Die Session des Deutschen Reichstages, die am 2. Dez. 1895 ihren Anfang nahm, hat am 25. Juli 1897 ihr Ende gefunden. Der Reichstag hat 441 Tage getagt. In dieser Zeit wurden 237 Plenarsitzungen, 663 Abtheilungssitzungen, 457 Kommissionssitzungen gehalten. Seine wichtigste Arbeit ist die Fertigstellung des bürgerlichen Gesetzbuches zur Erzielung einer Rechtseinheit auf dem Gebiete des gesamten bürgerlichen Rechts, ferner das Handelsgesetzbuch, die Grundbuchordnung, das Börsengesetz, die Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes, Reform der Zuckersteuer, das Margarinegesetz. Das war, allerdings auf fast zwei Jahre vertheilt, ein großes Stück Arbeit. An die Stelle des Kriegsministers Bronsart von Schellendorf trat der General von Goltz, seither Kommandeur der 25. (hessischen) Division. Der Staatssekretär Staatsminister von Marschall legte sein Amt nieder. Sieben Jahre stand der ehemalige badische Staatsanwalt dieser Stelle erfolgreich vor. Er hatte manches Widerwärtige zu bestehen. Besonders die Berufsdiplomaten sollen gegen ihn zum Theil, wie man las, eine unüberwindliche Abneigung gezeigt haben. „Der Fremde“ hieß er nur in ihren Kreisen. Eine von Intriganten gegen ihn geleitete Agitation, in die sogar Beamte der geheimen politischen Polizei verwickelt waren, nöthigten ihn, in die Oeffentlichkeit, vor den Richter zu flüchten. — An seine Stelle trat der Gesandte am italienischen Hofe in Rom, v. Bülow. Staatssekretär v. Böttcher erhielt seine Entlassung und kam, nachdem dem badischen Finanzminister Buchenberger die Staatssekretärstelle im Reichsschatzamt angeboten war, die dieser aber ablehnte, an seine Stelle Staatssekretär Posadowsky. Für den verstorbenen General-Postmeister Stephan wurde der Reitergeneral Pobjielski ernannt. Diese Ernennung erinnert an eine Aeußerung, die Kaiser Wilhelm der Große f. Z. gethan haben soll. Der Kaiser befahl die Ernennung eines pensionierten Rittmeisters zum Vorstand eines Postamts. Als ihm erwidert wurde, das werde nicht angehen, da dem Herrn Rittmeister alle Kenntnisse abgingen, die von einem Postamtsvorstand verlangt werden. Ach was, erwiderte der Kaiser, wer eine Schwadron kommandiren kann, der kann auch ein

Postamt leiten, und der Befehl blieb bestehen. In den ersten Oktobertagen 1896 machte das russische Kaiserpaar dem deutschen Kaiserpaar in Breslau einen Besuch, zu welchem großartige Festlichkeiten veranstaltet und von den beiden Kaisern gegenseitig Versicherungen der Freundschaft ausgetauscht wurden. — Zur Schlichtung des Bippe'schen Erbfolgestreits wurde bekanntlich ein Schiedsgericht unter dem Vorsitz des Königs von Sachsen mit 6 Reichsgerichtsmitgliedern eingesetzt. Dasselbe hat nun bestimmt, daß die Linie Bippe-Biefferfeld-Weissenfeld erbberichtig sei. Der seitberige Regent, Schwager des Kaisers, Prinz Adolf von Bippe, hatte demnach als Regent zurückzutreten.

## Oesterreich-Ungarn.

Die erste Etappe der Kunoreise des russischen Kaiserpaars zu den befreundeten Höfen war Wien. Am 27. September traf dasselbe auf den Nordbahnhof in Wien ein, empfangen von dem Kaiserpaar und den Mitgliedern des Kaiserhofes. Es fanden während der Anwesenheit des russischen Kaiserpaars glänzende Feste, Heerschau auf der Schmelz, Familientafel in der Lainzer Villa der Kaiserin statt.

Das Hervorragendste, was Oesterreich-Ungarn im abgelaufenen Jahr zu Stande gebracht, ist die Eröffnung des Eisernen Thores. Wie das Jahr 1869 in der Kulturgeschichte ein denkwürdiges bleiben wird wegen Eröffnung des Suezkanals und die damit herbeigeführte Erleichterung des Welthandels, so wird das Jahr 1896 wegen Vollendung eines anderen Riesenerwerkes der modernen Technik und Ingenieurwissenschaft, nämlich die Schiffbarmachung der Kataraktenstrecke auf dem untern Donaufstrom, die man kurzweg die Sprengung des Eisernen Thores nennt, für alle Zeiten denkwürdig bleiben. Diese durch deutschen Unternehmungsgeist und deutsches Kapital ausgeführte Sprengarbeit ist ein bedeutames kulturgeschichtliches Werk. Die Schiffbarmachung der untern Donau umfaßt 1800 Jahre. Noch heute finden sich Ueberreste eines von den Römern geschaffenen Saumpfadens, und zwei in die Felsen gehauene, noch gut lesbare, lateinische Inschriften bezeugen das. Der dem letzten russisch-türkischen Kriege folgende Berliner Kongreß 1878 brachte die Donauregulierungsarbeit in Fluß. Nach Artikel 57 wurde Ungarn allein mit der Donauregulierung betraut. Die Kosten übernahm Ungarn, dafür erhielt es das Recht, eine Schiffstaxe zu erheben. Die Regulierungsstrecke hatte eine Länge von 100 Kilometer und bot unendliche Hindernisse. Von den Gesellschaften, die sich zur Uebernahme bereit erklärt hatten, erhielt den Zuschlag ein Consortium, das sich zusammenlegte aus der Discontogesellschaft in Berlin und der Maschinenfabrik S. Luthar in Braunschweig mit ungarischen Bauräthen. Es kamen Felsprengungen vor, bei denen 13,000 Kilogramm Dynamit auf einmal entzündet wurden und ein Schuß kostete 32,000 fl. 9000 Arbeiter waren 5 Jahre beschäftigt. Der feierlichen Eröffnung wohnte der Kaiser von Oesterreich, die Könige von Serbien und Rumänien bei. — In Oesterreich rücken alle nichtdeutschen Völkerrämme, sämmtlich minder kultivirt, fortgesetzt gegen ihre geistige Nährmutter, das Deutschtum vor, um seinen Einfluß, ja das rein deutsche Gebiet einzuengen, die deutsche Sprache zu verdrängen. So bewirkte eine gewaltige Aufregung die Sprachenverordnung des Polen, Ministers Bardeni, gegen welche das ganze Deutschtum, Gemeinden, Körperschaften, selbst die deutschen Professoren der Universitäten Prag und Graz protestirten. Besonders

betroffen wird das fast ganz deutsche Mähren unter der Durchführung dieser Verordnungen; jeder deutsche Richter und Beamte müßte Böhmisch lernen, weil es nach der Verordnung jeder Böhme verlangen könnte, in seiner Muttersprache vernommen zu werden. Es ist keine Aussicht, daß diese Verordnung zurückgenommen werde, da der Kaiser dieselbe gut hieß, und ein Rücktrittsgesuch des Ministers Badeni vom Kaiser dieserhalb nicht angenommen wurde. — In der österreichischen Abgeordnetenversammlung kam es zu argen Scenen. Voeuger griff die ungarische Regierung an wegen Fälschung der Wahlen, ganz Oesterreich verdamme deren Beeinflussung. — Die Stadt Wien hat nun doch den Führer der Antisemiten, Voeuger zum Oberbürgermeister gewählt, den nun der Kaiser bestätigt hat, nachdem der seitherige Oberbürgermeister Strobach zurückgetreten war.

#### Schweiz.

Der Sommer 1896 war für Kurorte und das Hochgebirg in Folge häufigen Regens und kühler Witterung recht ungünstig. Es wurde weniger gereist als bei günstiger Witterung und da und dort wären Bergunglücke bei trockenem, warmem Wetter verhütet worden. So auch kam ein Absturz eines Dr. Günther, 35 Jahre alt, und zweier Führer auf dem Gysstamm bei Zermatt am 10. September 1896 vor. Dieselben waren aneinandergeheilt und brachen auf einer Eiscorniche (überhängender Eisrand) 450 Meter steil hinab. Erst am zweiten Tage konnten ihre Leichen geborgen und nach Zermatt verbracht werden. — In Zürich, dem Stadttheil Außer-Röthli, dem Arbeiterviertel, verursachte das Niederstehen eines jungen Eisfahers durch einen Italiener im Juli 1896 einen Straßensturm, so daß zwei Bataillone Infanterie und Kavallerie aufgeboden werden mußten, um die Ruhe wieder herzustellen. Viele Italiener haben darauf Zürich verlassen. Italien knüpfte dieserhalb Verhandlungen mit der Schweiz an, welche bewirkten, daß von beiden Seiten Bedauern über die Vorfälle ausgesprochen wurden und die Schweiz sich bereit erklärte, den Italienern den durch Demoliren von Wirthschaften entstandenen Schaden zu ersetzen. — Zum Präsidenten der Schweizer-Republik und zum Vorsitzenden des Bundesraths für 1897 wurde Dr. Adolf Deucher gewählt. Es ist dies seine zweite Wahl für diese Ehrenstelle; seine Wahl erfolgte einstimmig. Dr. Deucher ist Arzt. Er ist ein ruhiger, humaner, leidenschaftsloser Herr. Geboren 1831 zu Steckborn im Canton Thurgau; schon 1856 hat er sich in cantonaler Politik bemerkbar gemacht und trat 1867 bis 1873 und 1879 bis 1883 in den Nationalrath, den er 1883 als Präsident leitete. Das Schweizer Volk weiß, daß er auf diesen Posten das entgegenbrachte Vertrauen voll rechtfertigen werde.

#### Schweden.

Im August fanden die Wahlen zur zweiten schwedischen Kammer statt. Es wurden gewählt 128 Anhänger des Freihandels, 102 Schutzöllner.

#### Niederlande.

Die Niederländische Kammer hatte im September 1896 ein neues Wahlgesetz angenommen. Dasselbe unterscheidet sich von dem früheren, daß, während dem allgemeinen Wahlrecht nur eine negative Schranke gezogen war, und alle, die Unterfügungen aus öffentlichen Armenkassen bezogen, vom Wahlrecht ausgeschlossen waren; nun sollen alle, von denen gewisse Kennzeichen eines gesellschaftlichen Wohlstandes wahrnehmbar seien, wahlberechtigt sein.

#### Belgien.

Im Juni 1896 fanden die Neuwahlen zur belgischen Deputirtenkammer statt. Es wurden gewählt 111 Katholiken, 12 Liberale, 20 Sozialdemokraten. Die Wahlen bedeuten ein starkes Anwachsen der katholischen Partei und ein Niedergang des Liberalismus. — Der Kriegsminister Brassine nahm seine Entlassung wegen Ablehnung des von ihm eingebrachten Heeresreformgesetzes. Der Eisenbahnminister erhielt interimistisch das Kriegsministerium übertragen.

#### Frankreich.

Als der Präsident der französischen Republik am 14. Juli 1896, als am franz. Nationalfesttag, nach dem Paradefeld fuhr, feuerte ein Individuum zwei Revolvergeschosse auf ihn ab, ohne zu treffen. Der Attentäter, Eugen Marie Francois, wurde verhaftet, als geisteskrank befunden und in ein Irrenhaus verbracht. — Der Kaiser und die Kaiserin von Rußland machten der französischen Republik einen Freundschaftsbesuch vom 4. bis 9. Oktober. Es wurde ein kolossaler Aufwand gemacht in veranstalteten Festen und Truppenparade. Der russische Kaiser wurde veranlaßt, am 7. Oktober den Grundstein zu der Brücke zu legen, die das vornehmste Bauwerk der Ausstellung im Jahre 1900 werden soll. — Die Brücke wird den Namen Alexanders III. führen. — Der französische General und Oberbefehlshaber von Madagaskar, General Gallioni, hat die Königin Ranavalona Manjaka III. abgesetzt und sie in Verbannung auf die Insel Réunion geschickt. Im August 1897 macht der Präsident der franz. Republik dem russischen Kaiserpaare in Petersburg einen Segenbesuch.

#### England.

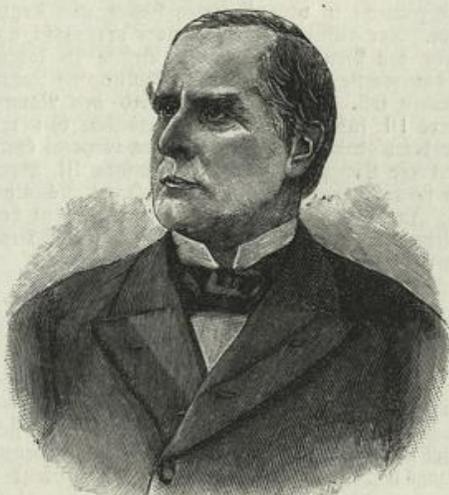
Das Oberhaus hat nun das Schwägerinnen-Gesetz angenommen, nach welchem ein Mann die Schwester seiner verstorbenen Frau und die Frau den Bruder ihres verstorbenen Mannes ehelichen darf. Als dieses Gesetz das letzte Mal abgelehnt wurde, handelte es sich bekanntlich um eine geplante Heirath des verstorbenen Großherzogs von Hessen mit der zweitjüngsten Tochter der Königin. — Indien hatte eine Hungersnoth, dazu kam die Pest in Bombay, die viele Tausende von Menschen hinwegrafften. England hat bei weitem seine Schuldigkeit nicht gethan zur Minderung der Noth. Dagegen hat der unersättliche englische Ländervielfraß weitere Gebiete annektirt. So hat die Royal Niger Company das Gebiet des Emir von Kube weggenommen, die Residenz Wida besetzt. — Nach dem Tode des Sultans von Sansibar, Sultan Hamée bin Twain, übernahm dessen Oheim, Said Kalid, das Sultanat. Das war den Engländern nicht recht so, sie verlangten Räumung des Sultanspalastes und bedingungslose Uebergabe desselben. Als dieses nicht erfolgte, schossen die englischen Bringer der Kultur den Palast zusammen. Darauf flüchtete der Ex-Sultan und seine Befehlshaber in das deutsche Consulat. Die englischen Truppen verlangten deren Auslieferung, was aber das deutsche Consulat verweigerte. — Die Wählerarbeit, die England in Südafrika unterhält, um die Burenrepublik an sich zu bringen, ist bekannt. Der nach England berufene Führer des bekannten Putzsches gegen die Buren-Republik wurde aber anstatt bestraft geradezu gefeiert, der ganze Prozeß war reinsten Humbug. Der Mann ist wieder nach Südafrika zurückgekehrt und wird mit erneuten Kräften seine Wählerarbeit fortsetzen. — Allgemeines Aufsehen hat es fer-



† General-Postmeister Stephan.



Murawiew, russischer Minister des Aeußern.



Mac Kiney, Präsident der Vereinigten Staaten.



Kronprinz Konstantin von Griechenland



König Georg von Griechenland.



Prinz Georg von Griechenland.

ner erregt, daß in den portugiesischen Hafen von Lorenzo Marquez der Delagoabai fünf englische Kreuzer mit einem Kanonenboot eintiefen. Man ersah daraus die Absicht, mit der südafrikanischen Republik anzubinden, um sie schließlich zu annektiren. Inzwischen haben Deutschland, Rußland und Frankreich ein Uebereinkommen getroffen, unter keinen Umständen zu dulden, daß England diese Republik an sich nimmt. — Die Königin von England hat am 16. Juni das Jubiläum ihrer 60jährigen Regierung begangen. Es wurde in ganz England ein kolossaler Aufwand gemacht, insbesondere auch eine Flottenparade veranstaltet, um der Welt die Seemacht Englands vorzuführen. Fast alle europäischen Fürstenhöfe waren dabei vertreten, seitens Deutschlands war Prinz Heinrich von Preußen erschienen. An dem großen Festzuge nahmen auch Vertreter des deutschen Kavallerie-Regiments Theil, deren Chef die Königin von England ist. Als die Deutschen in dem Zuge in Sicht kamen, fand ein Wischen, eine feindselige Demonstration statt, ein Beweis der freundlichen Stimmung der Engländer gegen Deutschland.

#### Spanien.

Es ist Spanien noch nicht gelungen, die Revolution auf der Insel Kuba zu unterdrücken. Sie hat einen Wechsel im Oberkommando vorgenommen. Der neue General Aguiere hat zwar schon Siege erröchten, der Insurgentenführer Maceo wurde besiegt und ist gefallen, das hat aber noch keine Aenderung in der Kriegführung der Insurgenten bewirkt. Spanien hat schon viele Millionen für den Krieg mit Kuba aufgewendet, und wird noch vieles aufzuwenden haben, ohne des Erfolges sicher zu sein. Auch auf den Philippinen ist ein Aufstand ausgebrochen, der aber unterdrückt sein soll. Es wurde der angebliche Führer Dr. Rizal gefangen genommen und erschossen. Derselbe hatte in Berlin, Paris, London und Madrid studirt, hat 10 Sprachen beherrscht. Nun stellte sich heraus, daß derselbe völlig unschuldig, ein ehrenhafter Charakter war und nur auf Denunziation der spanischen Geistlichkeit hin gefangen genommen wurde. Auch dieser Bandenrieg wird Spanien noch viel zu schaffen machen.

#### Italien.

Auch Italien hatte keinen Ministerwechsel. Infolge Beschlusses des Ministerraths, das Militär zu vermindern, um es schlagfertiger zu machen, reichte der Kriegsminister Ricotti seine Entlassung ein, worauf das ganze Kabinett zurücktrat. Rubini erhielt den Auftrag zur Neubildung des Kabinetts. Die Dinge sollten nun auf den Standpunkt von 1887—1892 gebracht werden, um ein Gleichgewicht des Budgets zu erzielen. — Die Friedensunterhandlungen mit dem abessinischen Herrscher Menelik sind noch nicht zum endgiltigen Abschluß gelangt. Zur Thronbesteigung des russischen Kaisers gab Menelik 200 gefangene Italiener frei; es sollen nun noch 1300 Gefangene in Abessinien sich befinden, welche erst nach Zahlung von mehreren Millionen freigegeben werden sollen. Der Friedensvertrag wurde schon am 16. Nov. 1896 festgestellt. — Die Unruhen auf der Insel Kreta haben auch in Italien ihre Wellen geschlagen. Ricciotti Garibaldi ist mit einer Freischaar nach Griechenland gekommen, um mit die Türken zu bekriegen, ist aber sehr enttäuscht nach Italien zurückgekehrt. — Als der König am 23. April 1897 nachmittags mit seinem Adjutanten von Rom zum Rennen nach Campannella fuhr, näherte außerhalb des Thores San Giovanni ein Mann sich dem Wagen und führte einen Dolchstoß gegen den

König, der aber fehl ging durch eine glückliche Wendung des Königs. Mit größter Kaltblütigkeit setzte der König seine Fahrt nach dem Rennplatz fort, wo er stürmisch empfangen wurde.

#### Griechenland.

Schon im Jahre 1895 wurde von der Presse mitgetheilt, daß auf der zur Türkei gehörigen Insel Kreta, die zu  $\frac{2}{3}$  von Christen (griechisch-katholischen) und  $\frac{1}{3}$  von Türken bewohnt wird, sich Dinge vorbereiten, die zu offenem Aufstand ausarten und das Einschreiten der europäischen Großmächte nöthig machen könnten. Bald ergab sich, daß Griechenland hinter der Bewegung stand. Die europäischen Großmächte beschloßen einen Kollektivschritt in Konstantinopel bei der Pforte zu unternehmen. Dieser erfolgte, die Pforte erklärte sich zu weitgehenden Zugeständnissen bereit, trotzdem aber machte auf Kreta der Aufstand Fortschritte. Da erklärte Griechenland die nationale Bewegung nicht länger hinhalten zu können, sandte den Oberst Timoleon Vassos zur Leitung der Bewegung nach Kreta, dem der Sohn des Königs, Prinz Georg folgte. In Athen fanden Protestkundgebungen vor dem Palais des Königs statt, der Kronprinz Konstantin ging als Oberkommandant zu den an der türkischen Grenze aufgestellten Truppen, der Ministerpräsident Deljanis brachte einen Gesetzentwurf an die Kammer, 23 Millionen Drachmen aufzunehmen, Griechen der ganzen Welt sandten Beisteuern, aus allen Herren Ländern herbeigekommene Freischaaren stellten sich Griechenland zur Verfügung. In unwahrer Weise behauptete Griechenland dann, von der Türkei bedroht zu sein, seine Truppen überschritten die Grenze, die Türkei erklärte darauf an Griechenland den Krieg. Es wurde von Anfang gegenseitig mit Zähigkeit gekämpft, schließlich mußten die Griechen aber der Uebermacht weichen, es kam zur Flucht und wie Schaafherden trieben die Türken die Griechen vor sich her und gelangten ohne ernstlichen Kampf bis Karissa, viele Geschütze und Vorräthe, darunter die Bagage des Kronprinzen, erbeutend. Der zuvor in Athen geherrschten schwindelhaften Aufregung folgte nun ebenso große Niedergeschlagenheit. Das Ministerium wurde entlassen, ein neues gebildet unter dem Oppositionsführer Kallis. Dieser reiste sofort zu den Truppen und überzeugte sich von der Trostlosigkeit der Lage und veranlaßte sofort ein Gesuch an die europäischen Großmächte, die Vermittelung mit der Türkei zu übernehmen. Die Stimmung in Athen war eine trostlose und die Königsfamilie keinen Augenblick sicher, aus dem Lande gewiesen zu werden. Das deutsche Kriegsschiff Kaiserin Augusta traf auf der Rheide von Valeron ein, um eventuell die griechische Königsfamilie an Bord zu nehmen. — Der russische Gesandte erklärte dem griechischen Ministerpräsidenten Kallis, daß, wenn Griechenland gegenüber der Königsfamilie loyal bleibe, die Mächte darauf hinwirkten, daß Griechenland nicht die volle Schwere des von ihm verursachten Krieges zu fühlen habe; wenn das griechische Volk aber die Königsfamilie zu einer Katastrophe führe, so werde man unerbittlich dem Gang der Dinge seinen Lauf lassen. Das wirkte. Griechenland zog seine Truppen von Kreta zurück und stellte am 10. Mai die Note fest, welche die Mächte um ihre Vermittlung angehen sollte. Zur Zeit werden noch die Friedensbedingungen berathen. Griechenland, das schon vor einigen Jahren seinen Staatsbankrott erklärt hatte, (von einer 200 Millionen betragenden Anleihe, die in Deutschland untergebracht ist, geht über die Hälfte des Kapitals verloren.

Dazu kommen die Kosten des Krieges und die an die Türkei zu leistende Kriegsschädigung) wird auf viele Jahre politisch und wirtschaftlich lahmgelegt sein.

#### Türkei.

In Konstantinopel ist Ende August 1896 eine Revolution ausgebrochen. Armenien, das man seither als von der Türkei verfolgt und bedrückt bezeichnete, für welches in der ganzen christlichen Welt Sammlungen veranstaltet wurden, stellte die Revolutionäre. Einige 50 Armenier waren in die Ottoman Bank eingedrungen, tödteten den wachhabenden Offizier und die Gendarmen, warfen deren Köpfe auf die Straße, schleuderten Bomben auf die Vorübergehenden, vier Frauen wurden in Stücke zerrissen. In Galata schossen die in Häuser geflüchteten Armenier auf türkische Truppen. Dies brachte begreiflicherweise die türkische Einwohnerschaft in große Aufregung, es kam zu vielfachen Ausschreitungen, bei denen an tausend Armenier getödtet worden sein sollen. — Infolge der drohenden Haltung Griechenlands machte die Türkei mehrere Armeekorps mobil und besetzte die Grenze, an der die Griechen lange zuvor schon Aufstellung genommen hatten. Die Griechen begingen zahlreiche Grenzverletzungen, worauf am 17. Juni 1897 die Türkei an Griechenland den Krieg erklärte; den griechischen Unterthanen wurde aufgegeben, innerhalb 14 Tagen die Türkei zu verlassen. Nun begann der Krieg. Die Griechen mußten weichen, erlitten Niederlage auf Niederlage, so daß Griechenland durch die europäischen Großmächte um Gnade bat. Diese leiteten die Friedensunterhandlungen ein. Die Türkei stellte folgende Friedensbedingungen: Zahlung einer Kriegsschädigung von 10 Millionen türkischer Pfunde, Wiederherstellung der alten Landesgrenze, Erneuerung der Verträge für die griechischen Unterthanen in der Türkei auf Grund des internationalen Rechts, Abschluß eines Kartellvertrages für Auslieferung gemeiner Verbrecher, Freilassung des Hafens von Volo und Prevesa für Handel und Verkehr mit Beginn des Waffenstillstandes. Zur Zeit unterhandeln die europäischen Großmächte noch mit der Türkei. Zum Frieden wird es aber zweifellos kommen.

#### Rußland.

Aus dem russischen Reiche ist aus diesem Berichtsjahre wenig zu melden. Nur ein Wechsel im Ministerium des Aeußern ist eingetreten. Fürst Lobanow Kostowski ist gestorben und es erfolgte an seine Stelle die Ernennung des seitherigen russischen Gesandten am dänischen Hofe, Grafen Michail Murawiew zum Minister des Aeußern. Demselben wird eine Vorliebe für Frankreich und wenig Sympathie für Deutschland hegend, nachgesagt. In dem griechisch-türkischen Streite zeigten sich Rußland mit Deutschland stets einig gehend. Im Oktober 1896 hatte das russische Kaiserpaar Freundschaftsbesuche am Kaiserhofe in Wien und in Breslau dem deutschen Kaiserpaare gemacht, darauf der französischen Republik in Paris. Der Empfang war ein herzlicher. Paris überstrahlte aber an festlichen Ausbietungen die beiden Kaiserhöfe. — Auf einen raschen Friedensschluß zwischen Griechenland und der Türkei wirkten mehrere Handschreiben des Kaisers von Rußland an den Sultan, die ihn zur Nachgiebigkeit stimmten.

#### Nordamerika.

Das Hauptereigniß im abgelaufenen Berichtsjahre war für Amerika die Präsidentenwahl. Es waren zwei

Kandidaten vorhanden: Mac Kinley, der für reine Goldwährung des Landes sich erklärt hatte und William Jennings Bryan, der für sofortige Herstellung der freien Silberprägung nach dem alten amerikanischen Werthverhältniß 16 zu 1 eintrat, ohne Rücksicht auf Zustimmung oder Mitwirkung eines andern Staats zu nehmen. Der Wahlkampf war ein äußerst heftiger und ging als Sieger Mac Kinley hervor. Bei seinem Antritt am 4. März betonte der neue Präsident in einer Botschaft an den Kongreß, daß das Finanzsystem einer Revision bedürfe, um den Goldumlauf auf eine dauernde Grundlage zu stellen und eine angemessene Erhöhung der Staatseinnahmen gesichert werde, der Frage des Bimetallismus werde ernste Aufmerksamkeit zugewendet werden, die Besteuerung fremder Erzeugnisse soll erhöht werden, den Fehlbeträgen soll ein Ende gemacht und eine würdevolle und gerechte auswärtige Politik verfolgt werden. — Die Vereinigten Staaten hatten im Jahre 1896 ein Staatsdeficit von 25,203,240 Doll. (über 100 Millionen Mark). — Im Senatsauschuß der auswärtigen Angelegenheiten beantragte der Senator Cameron eine Resolution, nach welcher die Vereinigten Staaten sich bereit erklären sollten, für die Unabhängigkeit einer Republik Kuba einzutreten. Er wurde aber abgewiesen, denn solches stünde allein dem Präsidenten zu. Am 27. April, dem Geburtstag des Generals U. S. Grant, wurde in der Metropole der Vereinigten Staaten das Denkmal, welches das dankbare Volk aus freiwilligen Beiträgen dem Nationalhelden errichtet hat, feierlich der Stadt Newyork übergeben.

#### Brafilien.

Der Präsident der Republik, Prudente J de Moraes, ist an einem Krebsleiden erkrankt, weshalb der Vizepräsident Dr. Victorino die Präsidentschaft übernahm. — Im August 1896 war es zu Ausschreitungen gegen die italienische Kolonie gekommen in Folge einer Heße junger Studenten und sonstiger Hühler. — Dieselben verbrannten eine italienische Fahne, drangen in das Theater, wo eine Wohltätigkeitsvorstellung stattfand und schossen in die Menschenmenge. Darauf sandte die italienische Regierung drei Kriegsschiffe in die brasilianischen Gewässer und verbot die Auswanderung nach Brafilien.

#### Transvaal.

Zu den Männern, die unbeirrten Blickes ihr Ziel rücksichtslos verfolgt haben, um der englischen Rasse die Vorherrschaft in den überseeischen Ländern zu erringen, gehört Cecil Rhodes, der ungetrönte König von Afrika, wie er genannt wird. Ende 1895 veranstaltete er den „wilden Ritt“ des Dr. Jamesons, des Administrators der Chartered Company, der die Burenrepublik zu Fall bringen sollte, welcher aber mit der kläglichen Kapitulation bei Krügersdorp endete. Cecil Rhodes wurde nach England berufen, anstatt angeklagt zu werden, wurden ihm festliche Empfänge bereitet. Es wurde ihm kein Haar gekrümmt, ja der Staatssekretär der Kolonien, Chamberlain, ermutigte ihn und tabelte die Regierung von Transvaal, daß sie nicht gutmüthig sich hat abschlagen lassen, unter dem Vorgeben, es seien Reformen versprochen, aber nicht gewährt worden, man habe nur den von der Burenregierung schwer bedrückten Uitlanders in Johannesburg Hilfe bringen wollen. Inzwischen haben Rußland, Frankreich und Deutschland sich dahin geeinigt, nicht zuzugeben, daß England die südafrikanischen Republiken gefährde.